

Dialektgrenzen als soziokulturelle Konstrukte
Subjektive Sprachräume in Nord-Baden-Württemberg

Inauguraldissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät
der Eberhard Karls Universität Tübingen

vorgelegt von
Nina Kim Leonhardt, M.A.
aus Lich

Tübingen
2014

Tag der mündlichen Prüfung:

Dekan:

1. Gutachter:

2. Gutachter:

22. Oktober 2014

Prof. Dr. Josef Schmid

Prof. Dr. Bernhard Tschofen

Prof. Dr. Hubert Klausmann

Danksagung

Die vorliegende Arbeit, die sich mit den sozialen Implikationen und subjektiven Wahrnehmungen von Dialekträumen in Nord-Baden-Württemberg beschäftigt, wurde im Juni 2014 von der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen als Dissertation angenommen. Sie entstand während meiner Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Sprachalltag“ am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen in den Jahren 2009 bis 2014.

Für ihre vorbildliche Betreuung und die kollegiale Arbeitsatmosphäre möchte ich insbesondere den beiden Leitern des Projekts, Bernhard Tschofen und Hubert Klausmann, herzlich danken. Ohne sie wäre dieser Balanceakt zwischen sprach- und kulturwissenschaftlicher Forschung kaum geglückt. Darüber hinaus gilt mein Dank den Mitarbeitern und Doktoranden des Ludwig-Uhland-Instituts, die durch zahlreiche Diskussionen, Ratschläge und Fragen meinen Blick schärften. Insbesondere zu nennen sind hier Eberhard Forner, Felicia Sparacio, Carmen Weith und Matthias Klückmann. Ebenso möchte ich mich bei den vielen Kollegen und Freunden bedanken, die mich durch ihr Interesse an meiner Arbeit immer wieder motivierten, vor allem bei Alfred Lameli, Anne Ulrich und Sonja Riegert.

Mein größter Dank gilt jedoch Almut Leonhardt und Andreas Pasedag, die die Last der Schlussredaktion mit mir teilten.

Tübingen, Dezember 2014

Nina Kim Leonhardt

Überblick

Kapitel 1: Vorüberlegungen.....	1
Kapitel 2: Sprachliches Wissen und Alltagshandeln.....	21
Kapitel 3: Metasprachliches Wissen, räumliche Identitäten und Dialektgebrauch.....	31
Kapitel 4: Subjektive Faktoren der Dialekt[raum]entwicklung.....	129
Kapitel 5: Institutionalisierungsprozesse von Sprache.....	161
Kapitel 6: Sprache als Indikator für eine kulturelle Identität.....	195
Kapitel 7: Fazit.....	223

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Vorüberlegungen.....	1
1.1 Hinführung.....	1
1.2 Grundlagen.....	4
1.2.1 Anlage der Arbeit.....	4
1.2.2 Das Projekt Sprachalltag.....	5
1.3 Dialektforschung als volkskundliche Forschung.....	7
1.3.1 Dialektforschung in Tübingen.....	7
1.3.2 Wissenssoziologie.....	10
1.3.3 Wahrnehmungsdialektologie.....	13
1.3.4 Sozialgeografie und Raumbegriff.....	14
1.4 Relevanz des Themas.....	16
Kapitel 2: Sprachliches Wissen und Alltagshandeln.....	21
2.1 Vorüberlegungen.....	21
2.2 Forschungsfragen.....	21
2.2.1 Was ist regionalsprachliches Wissen?.....	21
2.2.2 Für wen ist eine regionalsprachliche Identität von Belang?.....	22
2.2.3 Was ist eine Sprachgemeinschaft?.....	25
2.2.4 Ist eine kulturelle Identität gleichzusetzen mit einer sprachlichen Identität?.....	26
2.3 Hypothesen.....	28
2.3.1 Sprachbewusstsein ist an Dialektgrenzen stärker als in homogenen Sprachräumen.....	28
2.3.2 Verändern sich die subjektiven Sprachräume, so verändert sich der Dialekt.....	28
2.3.3 Räumliche und soziale Mobilität sowie Einstellungen beeinflussen den Dialektgebrauch.....	28
2.3.4 Der Einfluss des Sprecheralters auf den Dialektgebrauch wird überschätzt.....	29
2.3.5 Kleinräumige sprachliche Routinen sind konstitutiv für Identitäten.....	29
2.3.6 Territoriale Selbstverortung ist soziale Selbstverortung.....	30
2.3.7 Freunde haben einen stärkeren Einfluss auf den Dialektgebrauch als Eltern.....	30
2.3.8 Subjektive Grenzen sind stärker als objektive Grenzen.....	30

Kapitel 3: Metasprachliches Wissen, räumliche Identitäten und Dialektgebrauch...31

3.1	Forschungsdesign.....	31
3.2	Erhebungsbegleitende Befragungen zu metasprachlichem Wissen.....	36
3.2.1	Forschungsdesign.....	36
3.2.2	Anlage des Fragebogens für die metasprachlichen Daten während der sprachwissenschaftlichen Erhebungen.....	38
3.2.3	Subjektive territoriale Dialektgrenzen.....	39
3.2.4	Selbstbenennungen und Fremdbenennungen.....	47
3.2.5	Einstellungen, situative und interpersonelle Dialektgrenzen.....	52
3.2.6	Subjektive generationelle Dialektgrenzen.....	53
3.2.7	Fazit der erhebungsbegleitenden Befragungen.....	55
3.3	Sprachethnografische Untersuchungen in drei Orten unterschiedlicher Dialektregionen des Erhebungsgebietes.....	58
3.3.1	Neuhausen auf den Fildern.....	60
3.3.1.1	Ortsbeschreibung.....	60
3.3.1.2	Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Neuhausenern.....	61
3.3.1.3	Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Sielmingern und tatsächliche Dialektunterschiede von Neuhausen und Sielmingen.....	66
3.3.1.4	Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei jüngeren Neuhausenern.....	69
3.3.1.5	Fazit der Sprachethnografie in Neuhausen auf den Fildern.....	72
3.3.2	Stimpfach.....	74
3.3.2.1	Ortsbeschreibung.....	74
3.3.2.2	Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Stimpfachern.....	77
3.3.2.3	Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei jüngeren Stimpfachern.....	81
3.3.2.4	Fazit der Sprachethnografie in Stimpfach.....	89
3.3.3	Lauffen am Neckar.....	90
3.3.3.1	Ortsbeschreibung.....	90
3.3.3.2	Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Lauffenern.....	90
3.3.3.3	Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei jüngeren Lauffenern.....	93
3.3.3.4	Fazit der Sprachethnografie in Lauffen am Neckar.....	99

3.3.4	Vergleich und Ergebnisse.....	100
3.4	Umfrage unter Abschlussjahrgängen an Gymnasien und Realschulen.....	102
3.4.1	Vorüberlegungen.....	102
3.4.2	Anlage des Fragebogens.....	102
3.4.2.1	Einschätzung der Dialektalität der Sprecher.....	103
3.4.2.2	Räumliche Orientierung, soziale Eingebundenheit sowie Orts- und Dialektloyalität.....	105
3.4.3	Durchführung der Studie.....	106
3.4.4	Auswertung.....	107
3.4.4.1	Auswertung hinsichtlich der drei unterschiedlichen Regionen...	108
3.4.4.2	Mögliche Einflüsse auf Dialektloyalität und Dialektalität.....	116
3.4.4.3	Einflüsse soziodemografischer Faktoren.....	119
3.4.5	Fazit der Auswertung.....	121
3.5	Ergebnisse und Anknüpfungspunkte aus den drei Untersuchungen.....	123
Kapitel 4:	Subjektive Faktoren der Dialekt[raum]entwicklung.....	129
4.1	Vorüberlegungen.....	129
4.2	Das Subjektive in der Dialektologie vs. das Subjektive in der Empirischen Kulturwissenschaft.....	130
4.3	„Wir sind die letzte Bastion“ – Mentale Bilder von Dialektregionen.....	133
4.4	Akteure des „Regionen-Machens“ als „Dialektregionen-Macher“.....	139
4.5	Das Eigene und das Andere – Reichweite und Raumbezogenheit von Wissenskonzepten.....	144
4.5.1	Vorüberlegungen.....	144
4.5.2	Dialektale Identitäten in Neuhausen auf den Fildern.....	145
4.5.3	Dialektale Identitäten in Stimpfach.....	150
4.5.4	Dialektale Identitäten in Lauffen am Neckar.....	153
4.6	Begriff der Ortsloyalität.....	156
4.7	Fazit zu subjektiven Faktoren der Dialekt[raum]entwicklung.....	159
Kapitel 5:	Institutionalisierungsprozesse von Sprache.....	161
5.1	Überblick.....	161
5.2	Institutionalisierung der Standardsprache via Schriftlichkeit und Medialität.....	161
5.3	Institutionalisierung von Mündlichkeit.....	172
5.4	Unterscheidungskriterien von Standardsprache und Dialekt.....	179

5.5 Dialektwandel vs. Institutionalisierung von Mündlichkeit – Dialektwandel als Anzeichen für den Rückgang des Dialekts?.....	184
5.6 Einstellungen zum Dialekt.....	189
5.7 Zusammenschau und Ausblick.....	192
Kapitel 6: Sprache als Indikator für eine kulturelle Identität.....	195
6.1 Vorüberlegungen und Überblick.....	195
6.2 Schwäbische Wörter – schwäbische Konventionen – schwäbische Menschen?....	195
6.3 Raumbezogene Identitäten.....	202
6.3.1 Vorüberlegungen.....	202
6.3.2 „Wir verstehen uns“ – Dialektale Sprachgemeinschaften im Vergleich.....	207
6.4 Dialektgrenzen als Kulturgrenzen?.....	214
6.5 Zusammenfassung.....	221
Kapitel 7: Fazit.....	223
7.1 Fertig wird man nie, aber man muss einmal zu einem Abschluss kommen.....	223
7.2 Hypothesenbezogene Zusammenfassung der Ergebnisse.....	226
7.2.1 Hypothese 1: Sprachbewusstsein ist an Dialektgrenzen höher als in homogenen Sprachräumen.....	226
7.2.2 Hypothese 2: Verändern sich die subjektiven Sprachräume, so verändert sich der Dialekt.....	228
7.2.3 Hypothese 3: Räumliche und soziale Mobilität sowie Einstellungen beeinflussen den Dialektgebrauch.....	230
7.2.4 Hypothese 4: Der Einfluss des Sprecheralters auf den Dialektgebrauch wird überschätzt.....	233
7.2.5 Hypothese 5: Kleinräumige sprachliche Routinen sind konstitutiv für Identitäten.....	235
7.2.6 Hypothese 6: Territoriale Selbstverortung ist soziale Selbstverortung.....	237
7.2.7 Hypothese 7: Freunde haben einen stärkeren Einfluss auf den Dialektgebrauch als Eltern.....	238
7.2.8 Hypothese 8: Subjektive Grenzen sind stärker als objektive Grenzen.....	239
7.3 Allgemeine Erkenntnisse und mögliche Ansätze für nachfolgende Forschungsvorhaben.....	240
Anhang.....	244
Literaturverzeichnis.....	254

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Karte der Selbstbenennungen von Sprechern mit den drei für die Sprachethnografien ausgewählten Orten.....	32
Abb. 2: Mental Map von Süßen, Maria Müller (86).....	43
Abb. 3: Karte des Erhebungsgebietes mit Selbstbenennungen von Dialektsprechern....	48
Abb. 4: Antworten auf die Frage „Sprechen Ihre Kinder und Enkel den gleichen Dialekt wie Sie?“.....	54
Abb. 5: Antworten auf die Frage „Warum sprechen Ihre Kinder und Enkel weniger oder keinen Dialekt mehr?“.....	55
Abb. 6: Subjektive Dialektgrenzen eines 76-jährigen Neuhauseners.....	64
Abb. 7: Subjektive Dialektgrenzen einer 57-jährigen Sielmingerin.....	68
Abb. 8: Subjektive Dialektgrenzen einer 81-jährigen Sielmingerin.....	69
Abb. 9: Subjektive Dialektgrenzen eines 19-jährigen Neuhauseners.....	70
Abb. 10: Subjektive Dialektgrenzen einer 27-jährigen Neuhausenerin.....	71
Abb. 11: Subjektive Dialektgrenzen einer 18-jährigen Schülerin aus Ellwangen.....	77
Abb. 12: Bannwaldgrenze des Klosters Ellwangen von 1024.....	77
Abb. 13: Subjektive Dialektgrenzen einer 79-jährigen Stimpfacherin.....	79
Abb. 14: Subjektive Dialektgrenzen eines 74-jährigen Stimpfachers.....	80
Abb. 15: Subjektive Dialektgrenzen einer 30-jährigen Stimpfacherin.....	83
Abb. 16: Subjektive Dialektgrenzen einer 30-jährigen Stimpfacherin.....	84
Abb. 17: Subjektive Dialektgrenzen eines 80-jährigen Lauffeners.....	92
Abb. 18: Subjektive Dialektgrenzen eines 24-jährigen Lauffeners.....	94
Abb. 19: Subjektive Dialektgrenzen einer 34-jährigen Lauffenerin.....	95
Abb. 20: Auswertung Frage V.4: „Wohin werden Sie nach dem Schulabschluss gehen?“.....	109

Abb. 21: Subjektive Dialektgrenzen einer 17-jährigen Gymnasiastin aus Ostfildern-Nellingen.....	110
Abb. 22: Subjektive Dialektgrenzen eines 16-jährigen Realschülers aus Ostfildern-Nellingen.....	111
Abb. 23: Subjektive Dialektgrenzen einer 17-jährigen Gymnasiastin aus Lauffen.....	112
Abb. 24: Subjektive Dialektgrenzen einer 15-jährigen Gymnasiastin aus Stimpfach.....	113
Abb. 25: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektgebrauch, gegliedert nach Regionen.....	114
Abb. 26: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektgebrauch, je nach Gesprächspartner.....	115
Abb. 27: Auswertung Frage V.4: „Wohin werden Sie nach dem Schulabschluss gehen?“.....	117
Abb. 28: Auswertung Frage VII: „Sprechen Sie lieber Dialekt oder lieber Hochdeutsch?“.....	118
Abb. 29: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektalitätsgrad, je nach Gesprächspartner.....	171
Abb. 30: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektalitätsgrad, gegliedert nach Regionen.....	228
Abb. 31: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektgebrauch mit Freunden, gegliedert nach Regionen.....	233

Kapitel 1

Vorüberlegungen

1.1 Hinführung

Dialekt ist allgegenwärtig. Rund 60 % aller Deutschen sprechen eine lokale oder regionale Sprachvarietät und in Baden-Württemberg sind es sogar 100 % – sollte man dem Werbe-slogan des Bundeslandes Glauben schenken.¹ Es liegt also nahe, ein derart präsenten Phä-nomen zu erforschen.

In der Sprachwissenschaft wird Dialekt als regional begrenzte Varietät einer übergeordne-ten Sprache definiert und in unterschiedlichen Teildisziplinen wie zum Beispiel der Areal-linguistik, Soziolinguistik, Dialektometrie und Wahrnehmungsdialektologie untersucht. Die Grenzen zwischen Umgangssprache, regionalen Varianten und Dialekt zu ziehen, ist dabei auch für die Sprachwissenschaft ein Problem, da die Übergänge vom Dialekt zur Standardsprache fließend sind.² Um dem Phänomen „Sprache“ besser gerecht zu werden, nehmen Harald Baßler und Helmut Spiekermann zum Beispiel eine Unterteilung in „Dia-lekte, Regionalsprachen, regionale Standards und nationale Standards“ vor und beschrei-ben Dialekte darin als:

„[...] gekennzeichnet durch eine räumlich geringe kommunikative Reichweite aufgrund phonologischer, morphosyntaktischer und lexikalischer Eigenheiten, die nur für kleine geografische Räume (z.B. innerhalb eines Dorfes) gelten und sie von anderen regionalen Varietäten und von der Standardsprache unterschei-den.“³

Baßler und Spiekermann knüpfen mit ihrem viergliedrigen Modell an die traditionelle Ein-teilung in „Mundart, Halbmundart, Umgangssprache und Hochsprache“ an.⁴ Dieses Modell wurde später von Hermann Bausinger und Arno Ruoff definitiv durch den situativen

1 Tatsächlich sprechen in Baden-Württemberg geschätzt rund 86 % der Bevölkerung einen Dialekt. Dies belegt eine Umfrage des Deutschen Instituts für Sprache in Mannheim, an der sich bundesweit 2000 Menschen beteiligten. Vgl. Ludwig M. Eichinger et al.: Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage. Institut für Deutsche Sprache/Universität Mannheim, Mannheim 2009.

2 Wobei im Unterschied zu Soziolekten bei Dialekten immer eine geografische Komponente eine Rolle spielt. Vgl.: Werner König: dtv-Atlas Deutsche Sprache, München 1994 (1978), S. 11.

3 Vgl. Harald Baßler/Helmut Spiekermann: Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen. In: Linguistik online 9,2/2001. http://www.linguistik-online.de/9_01/BasslerSpiekermann.html, [14.6.2011].

4 Vgl. z.B. Hugo Moser: Deutsche Sprachgeschichte. Tübingen 1969, S. 16.

Kontext ergänzt. Das heißt Bausinger bezieht hier das „Vor-Feld sprachlicher Äußerungen“⁵ mit ein, was bereits erste Ansätze einer kulturwissenschaftlich perspektivierten Dialektologie beinhaltet, die in den 1970er-Jahren der Soziolinguistik entscheidende methodische Impulse gab.⁶

Auch in den USA entwickelte sich Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre eine anthropologische Form der Sprachforschung, die nicht nur die vom Menschen getätigten Äußerungen, sondern den Menschen selbst mit in den analytischen Forschungsprozess mit einbezog. Der amerikanische Soziolinguist Dell Hymes fand vor allem in der Anthropologie von Franz Boas und Edward Sapir Antworten auf seine methodischen Fragen jenseits reiner Dialektbeschreibung. Hieraus entwickelte er neue sprachethnografische Ansätze, die in der Sprachwissenschaft bis dato unbekannt waren. Ausgehend von dem Verständnis von Sprache als Sprachhandlung,⁷ setzte für Hymes jede ernstzunehmende linguistische Theorie eine Sprachethnografie voraus, die er gleichermaßen als Analyse des Sprachverhaltens und Strukturanalyse des kulturellen Verhaltens im Kontext einer Gemeinschaft charakterisiert.⁸ Er legte den Schwerpunkt auf die Frage, wie Mitglieder der Sprachgemeinschaft handeln, um soziale Bedeutungen zu produzieren und zu interpretieren.

Dieser Ansatz wird in der in den USA entstandenen Forschungsrichtung der *Perceptual Dialectology* fortgeführt und ausdifferenziert. Einer ihrer Hauptvertreter, Dennis R. Preston, untersucht zum Beispiel den Einfluss von Sprecherurteilen auf Alltagssprache.⁹ Auch in Deutschland hat sich die *Perceptual Dialectology* inzwischen unter dem Namen „Wahrnehmungsdialektologie“ etabliert. Das Ziel der noch jungen Wahrnehmungsdialektologie beschreibt Christina Ada Anders wie folgt:

5 Vgl. Hermann Bausinger: Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache. In: Hugo Moser (Hg.): Satz und Wort im heutigen Deutsch: Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 1, 1965/66). Düsseldorf 1967, S. 292–312, S. 311.

6 Arno Ruoff hat zu dieser neuen „Sprach-Empirie“ der 1970er-Jahre einen Methodenband erstellt, vgl.: Arno Ruoff (Hg.): Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Statik und Dynamik eines Übergangsgebiets untersucht und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen (= *Idiomata*, 7/Teil 1, Textband). Tübingen 1992.

7 Zur Sprechakttheorie vgl. John Austin: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart 1972 (Cambridge, Mass. 1962).

8 Vgl. Dell Hymes: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation (eingel. und hrsg. von Florian Coulmas). Frankfurt am Main 1979 (1974), S. 113f.

9 Dennis R. Preston: *Perceptual Dialectology in the 21st Century*. In: Christina Ada Anders/Markus Hundt/Alexander Lasch (Hg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York 2010, S. 1–29.

„Eine umfassende systematische Untersuchung des Alltagswissens, der mit den Dialekten verbundenen Einstellungen und des zugrundeliegenden kulturell-konsensualen Wissens ist bislang noch nicht erfolgt und stellt ein dringendes Forschungsdesiderat dar.“¹⁰

Hier setzt die vorliegende Dissertation an, allerdings mit einer kulturwissenschaftlichen Ausrichtung. Das heißt der Fokus wird nicht auf einer Bestandsaufnahme besonders salienter¹¹ Dialektmerkmale des Schwäbischen liegen oder einen dezidierten Vergleich von subjektiven und objektiven Sprachdaten anstreben. Es soll vielmehr um die Dokumentation von Sprechereinstellungen und Sprechervorstellungen über den Dialekt gehen. Zudem sollen Vorbedingungen von Sprachpraxen, wie zum Beispiel dialektale Identitäten und mit ihnen verbundene Wahrnehmungen von Dialekträumen analysiert werden. Weiterführend sollen vor allem die Wechselwirkungen zwischen sprachlichen Identitäten und zugeschriebenen territorialen Spezifika bzw. der regionalen Kultur und dem persönlichen Sprachhabitus herausgestellt werden.

Wie in Forschungsarbeiten des Ludwig-Uhland-Instituts üblich, wird also ein Teil des symbolischen und praxeologischen Lebensalltags der Menschen ethnografiert, analysiert, rekonstruiert und begründet. Das hat in den meisten Fällen zur Folge, dass sich große Theoriebegriffe in kleinräumigen Alltagsphänomenen spiegeln oder sogar neue Theorien anhand der gewonnen Erkenntnisse entwickelt werden können.

Die Empirische Kulturwissenschaft wagt sich mit einem breiten und offenen Ansatz immer wieder in fremde Felder, die nicht selten von anderen Wissenschaften protegiert werden. Dennoch hat sie durch ihren eigenen Blick – die im Fachjargon viel zitierte EKW-Brille – Neues beizutragen und durch ihre ungewöhnlichen Methoden zeigen sich mitunter Zusammenhänge, die bisher im Verborgenen lagen.

In Bezug auf sprachwissenschaftliche Forschungsgegenstände erweisen sich vor allem das qualitative Interview, die teilnehmende Beobachtung und das *Mental Mapping* als eine ideale Ergänzung der traditionellen direkten oder indirekten Erhebungsmethoden. Es werden dadurch nicht nur Sprachdaten abgefragt, sondern auch der Kontext ihrer kulturellen

10 Christina Ada Anders/Markus Hundt/Alexander Lasch (Hg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York 2010, S. XI. Vgl. hierzu auch Abschnitt 1.3.3 der vorliegenden Arbeit.

11 Begriff aus der Sprachwissenschaft, der sprachliche Lautungen beschreibt, die besonders leicht für Laien hörbar bzw. unterscheidbar sind.

Praxis. Subkontexte subjektiver Einstellungs- und Wahrnehmungstraditionen werden eingebunden, was eine umfassendere Analyse von Sprache ermöglicht und ihrer Funktion als kulturstiftendes Element besser gerecht wird.

1.2 Grundlagen

1.2.1 Anlage der Arbeit

Durch drei unterschiedliche empirische Studien nähert sich diese Arbeit dem Phänomen des metasprachlichen Wissens und untersucht es hinsichtlich seiner Bedingungen und Implikationen. Dabei liegt der Fokus auf einem regionalen und generationellen Vergleich subjektiver Dialektraumwahrnehmungen, Einstellungen und Identitäten. Kernstück der vorliegenden Dissertation bildet Kapitel 3, das unter dem Titel „Metasprachliches Wissen, räumliche Identitäten und Dialektgebrauch“ die Ergebnisse von drei unterschiedlichen Feldforschungen beinhaltet: Anfängen mit den erhebungsbegleitenden Befragungen der Gewährspersonen während der sprachwissenschaftlichen Erhebung für den *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg* (2010–2012), über Sprachethnografien in drei ausgewählten Ortschaften des Erhebungsgebietes (2010–2011) bis hin zu einer Schülerumfrage zu Sprachverhalten, Spracheinstellungen, sozialer Eingebundenheit und zu subjektiven Wahrnehmungen von Dialekt und Dialektgrenzen (2011).

Die hier gewonnenen Ergebnisse werden durch verschiedene Theorieansätze – vor allem aus dem zwischen Wahrnehmungsdialektologie und Sprachanthropologie oszillierenden Feld aktueller Forschungen – ergänzt und interpretiert.

Direkt im Anschluss werden konkrete Interdependenzen von subjektiven Sprecherwahrnehmungen, Images von Regionen und ortsbezogenen Einstellungen thematisiert, wobei auch Bedingungen und subjektive Faktoren der Dialekt(raum)entwicklung herausgearbeitet werden (Kapitel 4).

Um in Kapitel 6 der Frage nachgehen zu können, inwiefern eine dialektale Identität mit einer kulturellen Identität gleichzusetzen ist, wird in Kapitel 5 zunächst anhand der historischen Entwicklung der Standardsprache und ihrer Rezeptionsgeschichte deutlich gemacht, wie schwierig bereits hier eine Trennung von Sprach- und Kulturgeschichte erscheint, die sich in der offensichtlichen Parallelität von Kultur- und Sprachtheorien wiederfindet.

Schließlich werden alle Ergebnisse mit den anfangs in Kapitel 2 formulierten Hypothesen abgeglichen und in Bezug zu den einzelnen Abschnitten der Arbeit gesetzt (Kapitel 7).

In den Vorüberlegungen (Kapitel 1) soll zunächst der Rahmen, in dem diese Dissertation entstanden ist, gewürdigt werden. Dieser Rahmen setzt sich zu großen Teilen aus dem Projekt Sprachalltag zusammen, in dem die Verfasserin von November 2009 bis Mai 2014 als wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt war.¹² Zum anderen besteht er auch aus der anregenden Infrastruktur des Ludwig-Uhland-Instituts, das mit seiner dialektologischen Forschungstradition, seinem vielfältigen Veranstaltungsangebot und der lebendigen Doktorandengruppe immer wieder neue Impulse für diese Arbeit setzte. Daher wird im Folgenden insbesondere auf die dialektologische Forschung am Institut eingegangen, die sich auch in den Publikationen der dem Institut angegliederten Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ manifestiert. Da dadurch bereits erste theoretische Grundlagen angeschnitten werden, schließen sich weitere Abschnitte zu wegweisenden Theorieschulen an, die für diese Arbeit relevant sind. Zum Schluss des einleitenden Kapitels wird auf Forschungsstand und Relevanz des Themas verwiesen. Dabei soll vor allem der eigene Zugang zum Thema und der kulturwissenschaftliche Forschungsansatz herausgestellt werden.

1.2.2 Das Projekt Sprachalltag

Der interdisziplinäre Ansatz aus sprach- und kulturwissenschaftlichen Forschungsperspektiven war einer der wichtigsten Grundpfeiler des Projekts „Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg“. Ziel war zum einen die Erfassung der Basismundarten von zunächst 90 Gemeinden (insgesamt 142 Gemeinden und 16 Städten), um mit den hier gewonnenen Sprachdaten einen Dialektatlas vom nördlichen Teil Baden-Württembergs¹³ zu erstellen. Zum anderen sollten parallel Sprachwissen und Einstellungen der Befragten erfasst werden, um über soziodemografische Daten hinaus ein genaueres Bild der Dialektlandschaft in Nord-Baden-Württemberg zu erhalten.

Für die Erhebung wurde ein Fragebuch mit 1500 einzelnen, zu übersetzenden Dialektwörtern oder Sätzen benutzt, das bereits für die Erstellung des *Sprachatlas der Deutschen Schweiz (SDS)* in den 1940er-Jahren entwickelt und ebenfalls für zahlreiche andere Dia-

12 Das Projekt wurde durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg, das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg, die Universität Tübingen und den Förderverein Schwäbischer Dialekt e.V. finanziell unterstützt.

13 Den *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg (SNBW)*.

lektatlanten verwendet wurde (wie zum Beispiel den *Südwestdeutschen Sprachatlas*, den *Sprachatlas Bayerisch-Schwaben* oder den *Vorarlberger Sprachatlas*). Dies führte dazu, dass ein relativ altes Vokabular aus der bäuerlichen Lebenswelt der Nachkriegszeit abgefragt wurde, was aber nötig war, um die wissenschaftliche Vergleichbarkeit der Sprachdaten zu gewährleisten. Um Bezeichnungen wie die einer bestimmten Hühnerkrankheit zu kennen oder Teile eines Holzfasses adäquat im Dialekt benennen zu können, muss der Befragte zumindest zeitweise in der Landwirtschaft gearbeitet haben oder auf andere Weise mit dem Landleben vertraut sein. Daher wurden alle angeschriebenen Gemeinden darum gebeten, ältere Gewährspersonen für unsere Befragungen zu finden, die noch in dieser ländlich geprägten Welt aufgewachsen waren. Die Erhebungen gestalteten sich unproblematischer als erwartet. Die Aufnahmen für einen Ort erfolgten meist an zwei aufeinanderfolgenden Werktagen und wurden vollständig mit digitalen Aufnahmegeräten aufgezeichnet. Nach den Erhebungen wurden die in der Lautschrift Teuthonista handschriftlich ausgefüllten Fragebuchseiten kopiert, eingescannt und archiviert. Zusätzlich zu der sprachwissenschaftlichen Erfassung von Lexik, Morphologie, Syntax und Phonetik der Ortsmundarten wurden auch offene Fragen zum Dialektgebrauch, zu Einstellungen gegenüber dem Dialekt, zu Dialektwissen und zur räumlichen Orientierung gestellt.¹⁴

Leiter des Projekts waren von der kulturwissenschaftlichen Seite Prof. Dr. Bernhard Tschofen, der zu diesem Zeitpunkt einen der beiden Lehrstühle des Ludwig-Uhland-Instituts innehatte, und von der sprachwissenschaftlichen Seite Prof. Dr. Hubert Klausmann, der bereits an mehreren Sprachatlanten beteiligt war. Zusätzlich zu der Arbeit am Atlas entstanden neben der vorliegenden Qualifikationsarbeit eine weitere kulturwissenschaftliche (von Rebekka Bürkle) und eine sprachwissenschaftliche Dissertation (von Rudolf Bühler) sowie mehrere Untersuchungen zu situativem Dialektgebrauch und Akzeptanz von Dialektformen bei Deutschlehrern in Baden-Württemberg (von Prof. Dr. Hubert Klausmann).¹⁵ Über Teilveröffentlichungen von Karten und Ergebnissen auf der Projekthomepage, einem regelmäßig erscheinenden Newsletter, zahlreichen Artikeln und Berichten in lokalen Medien sowie

14 Siehe hierzu weiterführend auch Abschnitt 3.1 zum Forschungsdesign.

15 Vgl. zum Beispiel: Hubert Klausmann: Regionalismen in der schriftlichen Standardsprache. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt: Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 96–120. Weitere Forschungen und Ergebnisse auch unter www.sprachalltag.de.

einer Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen, erlangte das Projekt eine gewisse Popularität und erfuhr eine hohe Akzeptanz seitens der Bevölkerung.¹⁶

1.3 Dialektforschung als volkscundliche Forschung

1.3.1 Dialektforschung in Tübingen

Im 19. Jahrhundert wurde das Interesse am Dialekt bzw. an der deutschen Sprache größer – auch in Tübingen – und so wurde hier 1830 der erste Lehrstuhl für neuere Philologie eingerichtet. Bis 1832 übernahm Ludwig Uhland die erste außerordentliche Professur. Trotz seiner Bedeutung für das Ludwig-Uhland-Institut kann er weder allein für die Volkskunde noch für die Dialektologie in Tübingen stehen. Seine Verdienste liegen neben eingängigen Gedichten, Prosa und seinem Engagement in der 1848er-Revolution vor allem in seinen Volksliedersammlungen und Schriften für die Volkskunde. Sein Name steht daher paradigmatisch für die enge Verbundenheit von Germanistik und Volkskunde in Tübingen. Nicht ohne Grund trug das nach ihm benannte Institut von 1948 bis 1971 den Untertitel „für Volkskunde, Mundartenforschung und Deutsche Altertumswissenschaft“.¹⁷

Auf Uhland folgte Adalbert von Keller, der nun tatsächlich erste Mundartforschungen an der Universität Tübingen betrieb, indem er Mundartbeschreibungen und indirekte Sprachbelege aus Konferenzsaufsätzen zog.¹⁸ Ab 1888 wirkte dann Hermann Fischer, der die begonnenen Arbeiten Kellers zum Schwäbischen Wörterbuch vollendete, dessen Materialien noch im Original an der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart zu finden sind.¹⁹ Der für das Ludwig-Uhland-Institut wichtigste Vordenker der kulturwissenschaftlichen Dialektfor-

16 Das Projekt Sprachalltag wurde selbst zum Medium des Transfers von dialektalem Wissen und thematisierte dieses Zirkulieren szientifischer und alltäglicher Ordnungen auch als Gastgeber der 18. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie von 8.-10.10.2014 an der Universität Tübingen unter dem Motto „Dialekt und Öffentlichkeit“.

17 Vgl. Sabine Besenfelder: „Staatsnotwendige Wissenschaft“. Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er-Jahren (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 94). Tübingen 2002.

18 Konferenzsaufsätze sind von württembergischen Volksschullehrern von Mitte des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts verfasste Berichte über bestimmte kulturelle Eigenarten der Orte, in denen sie tätig waren. Vgl.: Eberhard Forner/Lioba Keller-Drescher: Bräuche sammeln. Zur Praxis der Überlieferungsherstellung. In: Tübinger Kataloge Nr. 90 (hg. von der Universitätsstadt Tübingen, Fachbereich Kultur, anlässlich der Ausstellung „feste formen. tübinger feiern von advent bis ostern“). Tübingen 2010, S. 85–93.

19 Vgl. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch (Bände I–VI.2). Auf Grund der von Adalbert von Keller begonnenen Sammlung und mit Unterstützung des Württembergischen Staates bearbeitet von Hermann Fischer. Tübingen 1901–1936. Eine Onlineversion des ersten Bandes findet sich auch unter <https://archive.org/details/schwabischeswrte00kellgoog> [10.2.2013].

sung ist jedoch Karl Bohnenberger (1863–1951), der erste eigene direkte Erhebungen durchführte. Diese mündeten in zahlreiche dialektologische Orts- und Gebietsmonografien, die auch zur Gründung der ersten volkskundlichen Vereinigung beitrugen.²⁰

Bohnenberger befasste sich mit den Ausbreitungswegen verschiedener Dialektformen und nennt Verkehr und Prestige als stärkste Faktoren, die die Ausbreitung bestimmter Dialekte begünstigen.²¹ Er steht damit in der deutschen Tradition von Johann Andreas Schmeller (1785–1852) mit der Erfassung der Mundarten Bayerns und Karl Bernhardi (1799–1874), der eine erste Sprachkarte von Deutschland erstellte. Es ist davon auszugehen, dass auch Georg Wenker die Arbeiten von Schmeller und Bernhardi kannte, als er die wichtigste und bis heute grundlegende Untersuchung des deutschen Sprachraums anstellte, die zum *Sprachatlas des Deutschen Reichs* führte. Seine Erhebung mit 40 zu übersetzenden Sätzen, die an 40.000 Schulen im Deutschen Reich versandt wurden, hat neun Jahre gedauert, von 1879–1888. Die Auswertung und Kartierung benötigte weitere 34 Jahre. 1923 war die Gesamtübersicht fertig: Der *Sprachatlas des Deutschen Reichs*, der heute kurz *DSA* oder *Deutscher Sprachatlas* genannt wird, oder auch *DiWA – Digitaler Wenker-Atlas*, denn seit 2001 gibt es Wenkers Karten auch online. Sie werden vom „Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas“ in Marburg verwaltet und dienen noch oft als Grundlage für diachrone Forschungen.

An der Universität Tübingen wäre es nach der Emeritierung Karl Bohnenbergers vermutlich auch ohne die Nationalsozialisten irgendwann zur Gründung eines Studienfaches wie der Volkskunde gekommen. Tatsächlich aber wurde die Volkskunde hier 1933 mit dem „Institut für Deutsche Volkskunde“ von dem Nationalsozialisten Gustav Bebermeyer gegründet. Neben Volkskunde und Frühgeschichte wurde auch Rassenkunde gelehrt.

1945 übernahm zunächst der Rektor der Universität, Hermann Schneider, die Leitung des Instituts – wieder ein Germanist. 1948 wurde das Institut in „Ludwig-Uhland-Institut für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung“ umbenannt, ehe es

20 Vgl. Eberhard Forner/Lioba Keller-Drescher: Bräuche sammeln. Zur Praxis der Überlieferungsherstellung. In: Tübinger Kataloge Nr. 90 (hg. von der Universitätsstadt Tübingen, Fachbereich Kultur, anlässlich der Ausstellung „feste formen. tübinger feiern von advent bis ostern“). Tübingen 2010, S. 85–93.

21 Vgl. Heinrich Löffler: Zu den Wurzeln der Perceptual Dialectology. In: Christina Ada Anders/Markus Hundt/Alexander Lasch (Hg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York 2010, S. 31–49, S. 38. Er verweist hier auf einen Aufsatz von Karl Bohnenberger, vgl. Karl Bohnenberger: Über Sprachgrenzen und deren Ursachen, insbesondere in Württemberg. In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte NF6, Stuttgart 1897, S. 161–191.

1971 seinen heutigen Namen erhielt „Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft“ kurz „LUI“. 1954 wurde Hermann Schneider emeritiert, Helmut Dölker folgte bis 1960 und von 1960 bis 1992 Hermann Bausinger.

Hermann Bausinger war und ist bis heute der bedeutendste Dialektforscher am Ludwig-Uhland-Institut. In den 1950er-Jahren erstellte er zusammen mit Arno Ruoff in Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben, Vorarlberg und Liechtenstein über 2000 Aufnahmen für das deutsche Spracharchiv, was 1959 zur Gründung der Tübinger Außenstelle des Deutschen Spracharchivs führte. Diese wiederum wurde dann 1973 die Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“. 1973 war auch das Geburtsjahr der hauseigenen Reihe „Idiomatica“: Hier wurden unter soziolinguistischen und pragmalinguistischen Fragestellungen die Ergebnisse der riesigen erfassten Datenmengen analysiert und weitere Forschungsarbeiten (zum Beispiel von studentischen Projekten) publiziert. Bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren entstand also, unter der Leitung von Arno Ruoff, ein bedeutendes dialektologisches Archiv an der Universität Tübingen.

Einen weiteren wichtigen Tübinger Beitrag im Bereich der Sprachbarriereforschung lieferte 1972 Ulrich Ammon mit seiner Dissertation „Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule“,²² in der er insbesondere die diastratische, also sozialsymbolische Funktion des Schwäbischen untersucht und sich dabei indirekt auf Basil Bernsteins These vom elaborierten und restringierten Code bezieht.²³ Seine wesentlichen Forderungen sind die Berücksichtigung von Einstellungen und der spezifischen historischen Situation in Bezug auf den Sprachgebrauch.

In der Reihe „Idiomatica“ konstatierte Ruoff bereits Anfang der 1970er-Jahre, dass subjektive Dialektgrenzen und die Selbsteinschätzung der Sprecher erheblichen Einfluss auf die Entwicklung bestehender Dialekträume haben. Dennoch blieben diese Arbeiten zu genera-

22 Vgl. Ulrich Ammon: Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule (= Pragmalinguistik, 2). Weinheim/Basel 1973.

23 Vgl. zur Bernstein-Hypothese Sigrid Zamani: Die soziolinguistischen Arbeiten Basil Bernsteins, ihre empirische Basis und ihre bildungspolitischen Auswirkungen. Dissertation, Mainz 1976. Zamani beschreibt hier die Entstehung der umstrittenen These des britischen Soziolinguisten im England der späten 1950-Jahre. Diese besagt, dass Mittel- und Oberschicht einen anderen sprachlichen „Code“ benutzten als die Unterschicht. In der deutschen Soziolinguistik der 1970er-Jahre wurde dies als ein Grund dafür gesehen, dass Kinder aus sozial benachteiligten Familien geringeren schulischen Erfolg hatten und seltener in akademischen Berufen zu finden waren als Kinder aus sozial besser gestellten Familien. Dabei wurde allerdings oft missachtet, dass sich Bernstein auf die spezifische, auch soziodialektale, Situation in England bezieht, und sich daher die These nicht ohne weiterführende Kontextualisierungen auf deutsche Verhältnisse übertragen lässt.

tions- oder geschlechtsspezifischem Sprachgebrauch ohne direkte Nachfolge und nachhaltige Auswirkungen auf Forschung und Lehre des Ludwig-Uhland-Instituts. Dieses Fehlen von Untersuchungen zu Sprache in der volkskundlichen Kulturforschung bemängelt Hermann Bausinger noch in seinem 2003 erschienenen Aufsatz „Unter der Sprachnorm“.²⁴ Ebenfalls 2003 erschienen ist ein Band von Studierenden des Instituts, u.a. von der Verfasserin der vorliegenden Arbeit, die die lange dialektwissenschaftliche Abstinenz des LUI beendete und neue Fragestellungen zum Thema Dialekt entwickelten. Die Projektpublikation „Renaissance des Dialekts?“, unter Herausgeberschaft des Projektleiters Eckart Frahm, streift viele Grundlagen der Dialektforschung und setzt Schwerpunkte bei den Themen „situationsspezifischer Dialektgebrauch“, „Dialekt und Öffentlichkeit“, „Dialekt und Identität“ sowie „Dialekt und Generationen“.²⁵ Einige der hier Beteiligten beschäftigten sich auch nach Beendigung des Projekts mit dem Thema und leisteten wichtige Impulse und Beiträge für die Tagung „Dialekt und regionale Kulturforschung“, die 2006 im Fürstensaal von Schloss Hohentübingen stattfand.²⁶ Aus dieser Tagung wiederum hat sich das Gerüst für das Projekt Sprachalltag konsolidiert, das dann drei Jahre später, durch die Initiative von Bernhard Tschofen und Hubert Klausmann, seine Arbeit aufnehmen konnte.

Da die vorliegende Arbeit jedoch nicht alleine mit Erkenntnissen arbeitet, die am Ludwig-Uhland-Institut gewonnen wurden, werden im Folgenden weitere Theorien und Wissenszweige angeführt, die essentielle Grundlagen für das Forschungsdesign lieferten.

1.3.2 Wissenssoziologie

Regionalsprachliches Wissen ist als Teil des impliziten Alltagswissens zu verstehen und steht damit im Gegensatz zum bewussten wissenschaftlich-diskursiven Wissen.²⁷ Alltags-

24 Vgl. Hermann Bausinger: Unter der Sprachnorm. In: Kaspar Maase/Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 203–218, S. 204.

25 Eckart Frahm (Hg): Renaissance des Dialekts? Tübingen 2003.

26 So zum Beispiel Eberhard Forner und Felicitas Hartmann mit ihrem Beitrag „Tieringen revisited – moderne Dialektforschung am Beispiel einer ethnographischen Mikrostudie“ zu diachronen Dialektentwicklungen des Ortes Tieringen oder auch Esther Köber mit ihrer Studie „I ben en türkischer Schwoab“ zur integrativen Funktion des Schwäbischen für Migranten aus der Türkei. In: Lioba Keller-Drescher/Berhard Tschofen (Hg.): Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 35). Tübingen 2009, S. 98–112 und S. 185–195.

27 Vgl. Nina Kim Leonhardt: Regional – sozial – individual: Bedeutung und Wandel subjektiver Sprachräume in Nord-Baden-Württemberg. In: Dies./Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 55–70.

wissen realisiert sich unter anderem in routinisierten, sozialen Praktiken (wie z.B. bevorzugten Einkaufsorten oder Arbeitswegen), die von der Wissenssoziologie untersucht werden. Diese routinisierten Praktiken sind als Teile sozialen Handelns zu verstehen und bilden damit unter anderem die Grundkonstante von Anthony Giddens' Strukturationstheorie, in der er soziales Handeln als eine fortlaufende *Structuration* des Sozialen beschreibt. Hierdurch überwindet Giddens erstmals die bis dato in der Soziologie vorherrschende Dichotomie der Begriffe *Structure* und *Agency*.²⁸

Auch Alfred Schütz hat sich bereits mit alltäglichen Wissensbeständen beschäftigt und sieht im alltäglichen Verstehen und Handeln die Grundlagen von Typisierungsprozessen:

„Alle Typisierungen im Alltags-Denken sind als solche integrierende Elemente der konkreten historisch sozio-kulturellen ‚Lebenswelt‘ und beherrschen sie, weil sie als gesichert und gesellschaftlich bewährt erlebt werden. Ihre Struktur bestimmt unter anderem die gesellschaftliche ‚Distribution‘ von Wissen und dessen bzw. deren Relevanz und Relativität zur konkreten gesellschaftlichen Umwelt, einer konkreten Gruppe, in einer konkreten historischen Situation.“²⁹

Als notwendige Vereinfachungen des Verstehens, „schematisierte Reduktionsformen subjektiven Sinns“, schaffen Typisierungen durch das Ausblenden bzw. Vernachlässigen anderer Teile die Konstruktion von intersubjektiv teilbarem Sinn. Je unbekannter das Gegenüber desto größer die Anteile, die konstruiert werden müssen. Dabei können auch nicht nur soziale Rollen, sondern auch Situationen oder Handlungsabläufe typisiert, bzw. routinisiert und routinisiert wahrgenommen werden. Zu den Typen des Handlungsablaufs gehören nicht nur gewohnte Einkaufswege, sondern auch sprachliche Formen, wie z.B. Dialekte – daher ist Schütz' Theorie für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung.

Es werden nun Konzepte der Wissenssoziologie dadurch aufgegriffen, dass Regionalsprachlichkeit und regionale Zugehörigkeit als soziale (Rollen-)Konstruktionen hinterfragt werden oder überprüft wird, inwiefern Sprache Objektivationen, Konzepte und Einstellun-

28 Vgl. Anthony Giddens: Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt/New York 1984 (hier insbesondere das zweite Kapitel „Handeln, Bestimmung von Handlungen und kommunikative Absicht“, S. 85–111).

29 Vgl. Alfred Schütz: Collected Papers (Bd. 1). Den Haag 1962, S. 149, zitiert nach Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1980, S. 17.

gen bedingt, die unbewusst zu Typisierungen führen und die Wahrnehmungen ihrer Sprecher beeinflussen.³⁰ Soziale Rollen werden dabei als Komplexe typischer Motive und Handlungsmuster verstanden, die als Orientierung für den Handelnden und andere dienen. Dabei kann ein Akteur in verschiedenen Handlungskontexten unterschiedliche soziale Rollen einnehmen, die sich auch in der situativen Variation der Sprache bemerkbar machen.³¹ Dieses Phänomen hat Howard Giles Ende der 1970er-Jahre mit dem Begriff der *Communication Accomodation Theory* beschrieben. Hier konstatiert er unter anderem, dass sich alle Menschen ihrem kommunikativen Gegenüber und der kommunikativen Situation sprachlich anpassen. Menschen mit einer hohen Selbstaufmerksamkeit, einem sogenannten *Self-Monitoring*, sind dabei schneller als andere und variieren ihre jeweilige Sprachform stärker als Menschen mit einer niedrigen Selbstaufmerksamkeit. Es gibt demnach unterschiedliche individuelle Grade in der Wahrnehmung sprachlicher Normen und der Angemessenheit sprachlicher Formen, die ebenfalls mit der Wahrnehmung des sozialen Status des Gegenübers und dem sozialen Setting der sprachlichen Situation korrespondieren.³²

Jürgen Macha hat sich in seiner Habilitationsschrift „Der flexible Sprecher“ ebenfalls mit dem Phänomen der intersituativen Sprachveränderung auseinandergesetzt. Er kommt hierbei zu einem ähnlichen Schluss, nämlich dass das sprachliche Verhalten der Sprecher nicht nur von äußeren situativen Faktoren, wie zum Beispiel dem Gesprächsthema oder dem Gegenüber abhängig ist, sondern auch von inneren Faktoren, wie der persönlichen Bewertung verschiedener Varietäten oder der individuellen Sprachbiografie.³³ Typisierungen, als auch soziale Rollen, sind daher notwendige Voraussetzung des intersubjektiven Verstehens alltäglicher Kommunikation und Kooperation. Der Sinn von Handlungen anderer wird nur dann verstanden, wenn diese ähnliche Relevanzsysteme haben, was bei sozialen Gemeinschaften, also auch in Sprachgemeinschaften, der Fall ist.

30 Vgl. Antje Schlottmann: Wie aus Worten Orte werden – Gehalt und Grenzen sprechakttheoretischer Sozialgeographie. In: Geographische Zeitschrift 95/Heft 1+2 (2007), S. 5–23.

31 Vgl. Lynn H. Turner/Richard West: *Introducing Communication Theory: Analysis and Application*. New York 2010.

32 Vgl.: Kristina Köhler/Nina Kim Leonhardt/Benedikt Pasedag/Zuzanna Tkaczynska: *Reziprozität medialen und alltäglichen Sprachgebrauchs* (= Interdisziplinäre Forschungsarbeiten am Forum Scientiarum). Berlin 2015 (i.E.).

33 Vgl. Jürgen Macha: *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister*. Köln 1991 (Habilitationsschrift Universität Bonn, 1989).

1.3.3 Wahrnehmungsdialektologie

Die *Perceptual Dialectology* (Wahrnehmungsdialektologie) beschäftigt sich mit subjektiven Wahrnehmungen linguistischer Laien zu regionalen Spracherscheinungsformen. Diese kognitiven Strukturen sprachbezogenen Alltagswissens werden analysiert und auch als „laienlinguistische Repräsentationen“ bezeichnet.³⁴ Der amerikanische Linguist Dennis R. Preston beschreibt die Aufgaben der *Perceptual Dialectology* insbesondere mit der Ermittlung mentaler (Sprach-)Landkarten und der Erfassung von perzipierten Dialektmerkmalen, also der Frage, welche Merkmale für linguistische Laien salient sind und warum.³⁵ Er befindet sich mit diesen Forschungsansätzen in der Tradition von Dell Hymes, der bereits in den 1970er-Jahren den Einfluss von Sprecherurteilen auf die Alltagssprache untersuchte (vgl. S. 2).

Die Wahrnehmungsdialektologie betrachtet die perzipierten Dialektmarker als Auslöser für Bewertungen und Einstellungen gegenüber Dialektsprechern. Diese können gezielt Assoziations- und Vorurteilspotenziale in alltäglichen Wissensbeständen aktivieren. Auch die Ermittlung von nicht-sprachlichen Erklärungen für sprachliche Abweichungen und von assoziativen Wissensbeständen sind damit Gegenstand der *Perceptual Dialectology*. Dabei werden auch die Kommunikationssituationen, die sozialen Rollen und Statusorientierungen der beteiligten Sprecher sowie Orientierungsschemata wie zum Beispiel Symbole, Wertvorstellungen und Stereotype berücksichtigt.³⁶

Ergebnisse aus wahrnehmungsdialektologischen Forschungsarbeiten belegen, dass sich laienlinguistisches Wissen über regionalsprachliche Variation nicht nur aus sprachbezogenen Wahrnehmungen zusammensetzt, sondern sich häufig auf nicht-sprachliche Charakteristika geografischen, sozialen oder kulturellen Ursprungs bezieht.³⁷ Daran haben auch regionale Medien, die Marketing- und Tourismusbranche einen Anteil, indem sie oftmals Inhalte für diese regionalen Wissensbestände liefern oder bereits vorhandene Klischeés bedienen. Die

34 Anders/Hundt/Lasch 2010.

35 Vgl. Dennis R. Preston/Nancy A. Niedzielski: *Folk Linguistics* (= Trends in Linguistics: Studies and Monographs, 122). Berlin 2000, S. 45 f.

36 Vgl. Nina Kim Leonhardt: Regional – sozial – individual: Bedeutung und Wandel subjektiver Sprachräume in Nord-Baden-Württemberg. In: Dies./Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle (Hg.): *Sprachkultur – Regionalkultur*. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 55–70.

37 Vgl. Christoph Purschke: Regionalsprachliches Wissen und Perzeption. Zur Konzeptualisierung des Hessischen. In: Matthias Katerbow/Alexander Werth (Hg.): *Moderne Regionalsprachen als multidimensionales Forschungsfeld* (= Germanistische Linguistik, 210). Hildesheim 2010, S. 93–127, S. 94.

weiterführende Frage hier ist, inwiefern die „Geographie-Macher“,³⁸ bzw. die von ihnen evozierten Repräsentationen von Regionen, tatsächlich Einfluss auf das Selbstverständnis und die Einstellungen von Dialektprechern haben und damit auch auf deren alltäglichen Dialektgebrauch.

1.3.4 Sozialgeografie und Raumbegriff

Die Sozialgeografie ist eine Teildisziplin der Humangeografie und untersucht, welche Auswirkungen soziale Gruppen auf geografische Räume haben (zum Beispiel durch Rohdung, Renovierung und Umgestaltung). Sozialgeografen erforschen also die räumlichen Dimensionen sozialer Prozesse und Strukturen, um die räumlichen Strukturen einer Gesellschaft zu begründen. Damit widerspricht die Sozialgeografie in ihren Grundannahmen einer Subjekt-Objekt-Dichotomie und reiht sich in die Vertreter einer modernen, relativistischen Raumtheorie ein. Für die vorliegende Arbeit sind vor allem die rückwirkenden Prozesse menschlicher Raumeignung, also die vor- und nachgelagerten Interpretationen des eigenen Handelns bzw. die raumbildenden Erfahrungen wichtig.

Nachdem der Newtonsche Raumbegriff – die Vorstellung von einem zu füllenden dreidimensionalen Gebilde zwischen x-, y- und z-Achse – zunächst von Gottfried Wilhelm Leibniz' Theorie vom Raum als „Ordnung des Koexistierenden“ und dann endgültig von Einsteins Relativitätstheorie überholt wurde, war auch in den Geisteswissenschaften die Basis für einen neuen Raumbegriff geschaffen.³⁹ Für den Bereich der Sozialwissenschaften und auch für die vorliegende Arbeit sind dabei vor allem die Theorieansätze von Georg Simmel,⁴⁰ Henri Lefebvre,⁴¹ Pierre Bourdieu und Anthony Giddens von Bedeutung. Diese An-

38 Vgl. Benno Werlen: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Bd 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum (= Erdkundliches Wissen, 116). Stuttgart 1995, S. 6 f. Der Fokus liegt hier auf handelnden Subjekten unterschiedlicher Machtpositionen, wie zum Beispiel der regionalen Presse, Vereinen und der örtlichen Verwaltung. Vgl. auch Ders.: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung (= Erdkundliches Wissen, 119). Stuttgart 1997, S. 25 f. zum Begriff des „Geographie-Machens“.

39 Vgl. Leonie Fuchs: Räume, zurechtgemacht und zurechtgelebt. Eine empirische Studie zur schulischen Raumkultur (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 38). Tübingen 2010, S. 7–42.

40 Hier vor allem die von Simmel eingeführten Raumkategorien „Nähe und Distanz“ oder auch „Beisammensein und Getrenntsein“ in seinem Werk „Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig 1958 (1908), S. 480 f.

41 Hier vor allem neben dem Raum als Kategorie des Denkens, Lefebvres Raumtheorie vom „l'espace sociale“ dessen Form er als das „das Treffen, die Versammlung und die Gleichzeitigkeit“ beschreibt. In: La production de l'espace, Paris 1986 (1974), S. 121 und seine Vorstellung vom Raum als „texture“ die vergangene Praktiken und Repräsentationen sichtbar macht, vgl. Norbert Kuhn: Sozialwissenschaftliche Raumkonzeptionen. Der Beitrag der raumtheoretischen Ansätze in den Theorien von Simmel, Lefebvre und Giddens für eine sozialwissenschaftliche Theoretisierung des Raumes. Saarbrücken 1994, S. 93.

sätze wurden unter Anderen von Benno Werlen⁴² und Martina Löw⁴³ sinnvoll operationalisiert.

Der Geograf Benno Werlen plädiert für eine handlungszentrierte Sozialgeografie, die Regionen weder als urwüchsige Gebiete noch als soziale Konstruktionen, sondern als Ergebnisse intersubjektiv akzeptierter Interpretationsprozesse betrachtet. Er sieht den Raum als eine strukturierte Erlebnisgesamtheit (bestehend aus Natur, Menschen, Sprache und Gebräuchen), die durch subjektiven Sinn aufgeladen und in interaktiven Beziehungen von den Nutzern vergegenständlicht wird. Hypostasierung (Verdinglichung) bedeutet für ihn ein Umdeuten der alltagsweltlichen Erfahrungen und Meinungen zu einem Substanzbegriff. Diese Umdeutungen bzw. raumbildenden Handlungen differenziert er in drei unterschiedlichen Arten: erstens als produktiv-konsumtiv, zweitens als politisch-normativ und drittens als informativ-signifikativ.⁴⁴ Antje Schlottmann ergänzt dieses Trivium noch durch ihren Ansatz der raumbildenden Sprachhandlungen am Beispiel der deutschen Ost-West-Differenzierung und kommt zu dem Schluss, dass sprachliche Handlungen, wie zum Beispiel Herkunftszuweisungen, als Repräsentationen einer scheinbar handlungsunabhängigen Realität gedeutet werden (also auch ein Instrument der Hypostasierung sind).⁴⁵

Kulturwissenschaftlich tritt hier ein augenscheinlicher Bezug auf Michel Foucaults Diskurstheorie hervor, die Diskurse als gesellschaftliche Praktiken der Bedeutungskonstitution und Weltdeutung kennzeichnet, indem sie Themen, gesellschaftliche „Gegenstände“ sowie Wahrheiten und Machtgefüge konstruieren und reproduzieren.⁴⁶

Inwiefern Akteure des „Regionen-Machens“ und „Dialektregionen-Machens“ auch auf solche Formen der Hypostasierungen zurückgreifen, wird ausführlich in Kapitel 4 thematisiert. Hierzu wird auch ein Seitenblick auf die Strukturationstheorie von Anthony Giddens unerlässlich sein, die gesellschaftlich-räumliche Strukturen, wie beschrieben, sowohl als Medium als auch als Ergebnis sozialen Handelns kennzeichnet: „Menschen machen ihre eigene Geographie – so wie sie ihre eigene Geschichte machen.“ Giddens spricht dabei

42 Benno Werlen: Sozialgeographie – Eine Einführung. Stuttgart 2000.

43 Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001.

44 Benno Werlen: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung (= Erdkundliches Wissen, 119). Stuttgart 1997, S. 272.

45 Vgl. Antje Schlottmann: Wie aus Worten Orte werden – Gehalt und Grenzen sprechakttheoretischer Sozialgeographie. In: Geographische Zeitschrift 95/Heft 1+2 (2007), S. 5–23.

46 Vgl. Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses. München 1974 (1970).

ebenfalls von Hypostasierungen, nur nennt er sie Objektivationen – Naturalisierungseffekte sozialer Realitäten durch wahrgenommene Einschreibungen in die physische Welt.⁴⁷

Vergangene Handlungen werden durch Objektivationen (Schilder, Denkmäler, Ruinen) im Raum sichtbar und suggerieren eine vermeintliche Lesbarkeit von Historizität. Aber ob beispielsweise andere Relikte, wie die Kleinteiligkeit und gefühlte engmaschige soziale Kontrolle in Württemberg, tatsächlich auf die ehemals übliche Realteilung der Bauernhöfe zurückzuführen ist, kann hier nur vermutet werden. Mit Sicherheit spielen immer auch andere begleitende Faktoren (wie Pietismus, Armut und Immobilität) eine Rolle.

Zusammenfassend heißt das, dass der Raum bzw. die Raumverteilung und Raumzuweisungen immer kulturell definiert sind und dass man die subjektive Perspektivierung dieser Alltagswelten bei der Interpretation räumlichen Handelns berücksichtigen muss, gerade wenn es im Folgenden um die Zusammenhänge zwischen Dialekt, Infrastruktur, lokal-sozialen Trägergruppen und historisch-kulturellen Sinninhalten geht. Zentrale, lokal verankerte, identifikative Muster können nur dann herausgearbeitet werden, wenn subjektive oder gruppenspezifische Wahrnehmungsweisen rekonstruiert und im Sinne von Clifford Geertz' semiotischem Kulturbegriff von Kultur als „selbstgesponnenem Bedeutungsgewebe“⁴⁸ analysiert werden.

1.4 Relevanz des Themas

Trotz einer Vielzahl von neueren Forschungen aus dem Bereich der Sprachwissenschaft, die sich mit subjektiven Sprecherwahrnehmungen und der soziokulturellen Umwelt von Dialekten beschäftigen, fehlen nach wie vor kulturwissenschaftliche Arbeiten, die regional-sprachliche Phänomene auf ihre kulturelle Relevanz hin untersuchen.

Dabei weisen viele sprachwissenschaftliche Forschungsprojekte hohe Ähnlichkeiten mit kulturwissenschaftlichen Feldern auf, indem sie, wie zum Beispiel die Arbeiten von Alfred Lameli, konkrete Raumhandlungen untersuchen. Darunter fallen unter anderem Migrationsbewegungen im Rahmen von Wohnortwechseln oder das regionale Einkaufsverhalten.

Anhand von Angaben zur Herkunft der Ehepartner der Gewährspersonen, die für den *Mit-*

47 Diese Sicht findet man auch bei Bernhard Tschofen wieder, der von der Region als konstituiertem und sich konstituierendem Handlungsraum spricht. Vgl. Bernhard Tschofen: Grenzraum Bodenseeregion. Ethnographische Inspektion in divergierenden Feldern. In: Ders. (Hg.): GrenzRaumSee: Eine ethnographische Reise durch die Bodenseeregion. Tübingen 2008, S. 9–28.

48 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung – Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main 1994 (1983).

telrheinischen Sprachatlas (MrhSA) zwischen 1978 und 1988 befragt wurden, ermittelt Lameli beispielsweise die Heiratsbewegungen für dieses Gebiet: Knapp 70 % der Ehen sind lokal, das heißt beide Eheleute stammen aus demselben Ort, knapp über 30 % sind interlokal (die Herkunftsorte liegen im Schnitt 12 km auseinander) und nur 5 % der Ehen wurden über eine Tonakzentgrenze (Mittelfränkisch-Rheinfränkisch) hinweg geschlossen. Zudem stellt Lameli hier fest, dass der Anteil an interlokalen Ehen im rheinfränkischen Raum signifikant höher ist als im mittelfränkischen Raum und erklärt dies zum einen mit einer höheren Ähnlichkeit der rheinfränkischen Dialekte zum angrenzenden Ostfränkisch und Niederalemannisch, zum anderen, so Lameli, könnten die Ergebnisse auf eine besondere räumliche Dynamik im Rheinfränkischen verweisen.⁴⁹

Das Konzept Kulturraum erweist sich hier also als ein sich gegenseitig stabilisierendes, durch Raumabstraktionen bedingtes Konstrukt, an dem sich trotz objektiver Inkonsistenzen reale Handlungen von Akteuren ausrichten.

Auch Tobias Streck hat sich in seiner Forschung auf Interdependenzen von Sprache und Kultur sowie mit kulturellen Einflüssen auf den Dialekt beschäftigt.⁵⁰ Streck bezieht sich auf das bereits von Hugo Moser Anfang der 1950er-, und Erich Seidelmann Anfang der 1990er-Jahre beschriebene Phänomen, dass sich die alemannisch sprechende Bevölkerung des nördlichen Bodenseeraums als schwäbisch-sprechend fühlt. Tatsächlich mehren sich seit der territorialen Neugestaltung des Bodenseeraums (1802–1810) die lautlichen Belege für eine „Schwabisierung“ – das bedeutet eine deutliche Zunahme schwäbischer Dialektmerkmale in der Gegend nördlich und nordöstlich des Bodensees. Streck kann diese Tendenzen durch Belege, die für den *Südwestdeutschen Sprachatlas (SSA)* erhoben wurden, erneut bestätigen. Hierin zeigt sich für ihn der starke Einfluss, den territoriale Identitäten und Zugehörigkeitsgefühle auf den Dialekt haben, und lässt den Raum als mentales Konstrukt hervortreten, der die Wahrnehmung sprachlicher Variabilität steuert und die tatsächliche Sprachproduktion beeinflusst.

49 Vgl. Alfred Lameli: Jenseits der Zeichen. Zur Koinzidenz sprachlicher und außersprachlicher Raumphänomene. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 218–240.

50 Tobias Streck: Dynamik des Dialekts im Südosten Baden-Württembergs. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 287–302.

Insgesamt ist eine Öffnung der Dialektologie weg von der Basismundartforschung hin zu Untersuchungen regional gefärbter Standardsprache zu beobachten. In diesen „regionalen Gebrauchsstandards“ sieht auch Stephan Elspaß die neuen Dialekte. Er und sein Kollege Robert Möller vom Projekt „Variantengrammatik des Standarddeutschen“ definieren diese neuen Dialekte wie folgt als:

„Sprachformen in der Alltagskommunikation, also im sozialen und funktionalen („Nähe“-)Bereich des Privaten, des spontanen Gesprächs unter Freunden, Verwandten oder Bekannten oder auch im informellen Austausch unter nicht näher Bekannten aus demselben Ort, etwa im örtlichen Lebensmittelgeschäft.“⁵¹

Seit 2003 erhebt der *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)* genau solche Sprachformen in einer groß angelegten partizipativen Onlinestudie. Die onomasiologisch erhobenen, von Wissenschaftlern aufgearbeiteten, kartierten und kommentierten Daten werden Laien wieder online zur Verfügung gestellt. Die Karten zeigen zum Beispiel auffällige Regionalismen, wie zum Beispiel „süße Stücke“ im Südwesten als Oberbegriff für süßes Hefengebäck.⁵² Auch für wahrnehmungsdialektologische Fragestellungen lässt sich das Instrumentarium des *AdA* sehr gut nutzen. So ließen die Forscher Dialektsprecher in Baden-Württemberg deren Dialektregionen benennen und bekamen dabei die sprachlichen „Heimatgebiete“ „Schwaben“, „Oberschwaben“, „Baden“, „Pfalz“, „Kurpfalz“ und „Hohenlohe“ genannt. Diese Ergebnisse weisen Parallelen zu den in Kapitel 3.2.4 beschriebenen Selbstbenennungen und Fremdbenennungen von Dialektsprechern auf, die subjektive Dialektlandschaften abbilden.

Ausgehend von diesen rezenten sprachwissenschaftlichen Untersuchungen soll die vorliegende Arbeit weiterführend die Reichweite und Raumbezogenheit von sprachlichen Wissenskonzepten beschreiben und dabei Interdependenzen zwischen alltäglichem regionalsprachlichem Wissen und tatsächlichem Sprachgebrauch untersuchen. Dabei gilt das von Christina Ada Anders formulierte Forschungsdesiderat einer systematischen Untersuchung

51 Stephan Elspaß/Robert Möller: Vom Nutzen massenhaften Laienwissens für die Erforschung von Strukturen der Alltagssprache. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 121–135.

52 Vgl. www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f02/.

sprachbezogenen Alltagswissens. Dies wurde auch von Hermann Bausinger erkannt und beschrieben. In seinem Aufsatz „Unter der Sprachnorm“ plädiert er zudem stark für qualitative Methoden, die die subjektiven Erfahrungen von Sprechern mit einbeziehen.

„Der Dialekt erscheint ihnen in manchen Situationen als Einschränkung, in anderen vermittelt er ihnen ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber denen, die nicht über diese sprachliche Varietät verfügen; und in vielen Fällen hat es den Anschein, dass die beiden gegensätzlichen Einschätzungen und Gefühle gleichzeitig gegenwärtig sind.“⁵³

Damit ist schon eine der offenen Fragen, nämlich die nach dem Mehrwert einer kulturwissenschaftlich fundierten Dialektforschung, zum Teil beantwortet. Da die Empirische Kulturwissenschaft das Subjektive und individuelles Handeln als praxeologische Grundlage jedes zu untersuchenden Gegenstandes wie Raum, Macht, Emotion oder Sprache anerkennt, umkreist sie Alltagsphänomene ganzheitlich. Das mag zunächst irritieren, da der Forschungsansatz meist mikroskopisch eng erscheint, aber durch Triangulation, Vergleich mit anderen Studien und Unterfütterung mit angrenzenden Theorien kann auf allgemeine Charakteristika von Erfahrungswelten und Interdependenzen verwiesen werden. Diesen Ansatz vertritt auch der Sprachwissenschaftler Jürgen Macha, wenn er schreibt:

„Genaue Beobachtung, die auch dem Unerwarteten und dem Einzelnen gerecht wird, bedeutet keineswegs den Verzicht auf verallgemeinernde Musterbestimmung und damit ein Versinken im Forschungsatomismus. Im Gegenteil: Anhand eines individuenzentrierten Zugriffs lassen sich Typologien von Sprechern, Abbauhierarchien von Sprachmerkmalen und Sprachgebrauchs-Prognosen ebenso gewinnen wie Erkenntnisse über Dimensionen sprachlicher Variationsräume, über deren kognitive Organisation u.a.m.“⁵⁴

53 Vgl. Hermann Bausinger: Unter der Sprachnorm. In: Kaspar Maase/Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 203–218, S. 208.

54 Jürgen Macha: Entwicklungen und Perspektiven in der Dialektologie des Deutschen: Einige Schlaglichter. In: Linguistik online 24, 3/2005. http://www.linguistik-online.de/24_05/macha.html, [18.4.2012].

Dieses Forschungsideal beschreibt Utz Jeggle für die EKW selbst als eine Art Pidgin-Sprache aus neuen "harten" Methoden (hier der Soziologie, wie zum Beispiel Statistik/SPSS/Mittelwertbestimmungen) und volkskundlichen Methoden. Er sah diese Mischung als notwendig an, da man mit ihrer Hilfe nicht nur „das Normale und statistisch zuverlässig Gesicherte, sondern auch das Augenfällige und Ungewohnte“ zu erkennen vermag.⁵⁵

55 Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 64). Tübingen 1984, S. 11–46, S. 15.

Kapitel 2

Sprachliches Wissen und Alltagshandeln

2.1 Vorüberlegungen

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es u.a., regionalsprachliche Wissenskonzepte und Raumwahrnehmungen von alten und jungen Dialektsprechern vergleichend zu beschreiben. Neben regionalen und generationellen Unterschieden in den Sprachidentitäten und Einstellungen geht es dabei um sprachliche und nicht-sprachliche Charakteristika und Zuschreibungen laienlinguistischer Repräsentationen des eigenen Dialektes und benachbarter Dialekte. Es soll aufgezeigt werden, dass Regionalsprachlichkeit nicht nur Erfahrung gegebener Sprachräume, sondern immer auch eigene Konstruktionen von Regionalität (naturräumlich, historisch-kulturell), Identität und sozialer Zugehörigkeit (Alter, Herkunft) beinhaltet. Dabei sollen individuelle Beschreibungen und Zuweisungen von Dialekträumen und Spracheinstellungen zum einen Unterschiede zwischen den Regionen und Generationen verdeutlichen, zum anderen aber auch Differenzen innerhalb der Generationen. Durch Interviews, Umfragen, *Mental Dialect Maps*⁵⁶ sollen dialekterhaltende Faktoren und Institutionalisierungsprozesse von Mündlichkeit herausgearbeitet und mit Strukturen der Institutionalisierung in der deutschen Standardsprache (Schriftlichkeit, Medialität, Kodifizierung) verglichen werden. Die Ethnografie der Alltagskontexte der Dialektsprecher soll zudem Faktoren wie die regionale Eingebundenheit durch Vereinstätigkeit und Freunde oder einen nahen Arbeitsplatz sichtbar machen und als beeinflussende Faktoren sprachlicher Einstellungen und sprachlichen Verhaltens berücksichtigen.

2.2 Forschungsfragen

2.2.1 Was ist regionalsprachliches Wissen?

Hauptgegenstand dieser Dissertation ist das Phänomen „regionalsprachliches Wissen“. Daher wird es eine der wichtigsten Arbeitsaufgaben sein, dieses Konglomerat von metasprachlichen Assoziations-, Einstellungs- und Wissenspotenzialen dezidiert zu untersuchen und zu beschreiben. Dabei soll es nicht nur um die Wahrnehmung von sprachlich salienten Formen in laienlinguistischen Beschreibungen gehen, wie sie beispielsweise bei Edith

56 Dieser Begriff wird im Folgenden für die von Dialektsprechern imaginierten und gezeichneten Karten verwendet, die sie von den Gebieten, in denen ihr Dialekt gesprochen wird, anfertigten.

Funk in den begleitenden Forschungen zum *Sprachatlas Bayerisch-Schwaben (SBS)*⁵⁷ zu finden sind, und auch nicht allein um die laienlinguistische Zuweisung von Dialekträumen, wie zum Beispiel bei Alfred Lameli⁵⁸ in einer Studie mit hessischen Schülern. Im Unterschied zu diesen sprachwissenschaftlichen Ansätzen soll hier hinterfragt werden, inwiefern auch nicht-sprachliche mentale Repräsentationen zur Konstituierung regionalsprachlichen Wissens beitragen und welchen Anteil sie an einer allgemeinen regionalen Identität haben. Der generationelle Vergleich soll zeigen, inwiefern diese Wissensbestände individuell sind oder ob sich auch überindividuelle Formen, im Sinne von Maurice Halbwachs *Memoire Collective*,⁵⁹ finden lassen. Gibt es Teile, die tradiert werden, und andere, die wegfallen, und welche Funktionen erfüllen diese Konzepte? In welchen Beziehungen stehen sie zu gesellschaftlichen und individuellen Interessen und Praxen?⁶⁰ Sind sie als Teil des Alltagswissens nach Giddens habituell, routinemäßig und unreflektiert, oder werden sie bewusst gepflegt und eingesetzt? Das würde bedeuten, dass man Giddens Definition von implizit-unbewusstem und diskursiv-analytischem Wissen um eine weitere Kategorie von identifikativ-konstruiertem Wissen ergänzen müsste.

2.2.2 Für wen ist eine regionalsprachliche Identität von Belang?

Der Sozialgeograf Benno Werlen definiert ein sogenanntes „Geografie-Machen“ als alltäglichen Prozess, der vor allem von Menschen vorangetrieben wird, die ihr Geld direkt oder indirekt mit dem Image der Region verdienen, häufig also aus der Marketing- oder Tourismusbranche kommen.⁶¹ Auch Akteure, die ihr Geld direkt in der Region verdienen, wie zum Beispiel Landwirte, Gastronomen, Handwerker und Lokalredakteure, dürften ein er-

57 Edith Funk: „In Lauterbach fängt der Neabl an“ – Welche Sprachunterschiede nehmen Dialektsprecher wahr? In: Dies. et al. (Hg.): Sprachgeschichten. Ein Lesebuch für Werner König zum 60. Geburtstag (= Schriften zum Bayerischen Sprachatlas, 7). Heidelberg 2003, S. 43–62.

58 Vgl. Alfred Lameli/Christoph Purschke/Roland Kehrein: Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder. In: Linguistik online 35, 3/2008. http://www.linguistik-online.de/35_08/lameliEtAl.html, [2.1.2012].

59 Der Begriff des kollektiven Gedächtnisses stammt von dem französischen Soziologen Maurice Halbwachs und beschreibt u.a. das Bewusstsein einer Gruppe über eine gemeinsame Historizität. Vgl. Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen (übersetzt von Lutz Geldsetzer). Berlin 1985 (Paris 1925).

60 Peter Scherfer hat die These aufgestellt, dass hier enge Beziehungen zu finden sind, diese aber nicht genauer definiert. Vgl. Peter Scherfer: Untersuchungen zum Sprachbewusstsein der Patois-Sprecher in der Franche-Comté. Tübingen 1983, S. 30 f.

61 Benno Werlen: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Bd 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum (= Erdkundliches Wissen, 116). Stuttgart 1995, S. 6 f. und Ders.: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung (= Erdkundliches Wissen, 119). Stuttgart 1997, S. 25 f.

höhtes Interesse an einer prosperierenden Lokalkultur haben. Die Frage im Hinblick auf Regionalsprachlichkeit lautet also: Gibt es auch „Dialektregionen-Macher“ und inwiefern haben diese dann Einfluss auf das Selbstverständnis und die Einstellungen von Dialekt-sprechern (wie zum Beispiel die Macher der Kampagne des Landes Baden-Württemberg „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“)? Es sollen also beide Seiten betrachtet werden – zum einen die der bewussten regionalsprachlichen Identitäten, zum anderen aber auch die der unbewussten Identitäten, die sich an einer starken Ortsbezogenheit ablesen lassen.

Heiner Treinen gebraucht den Begriff der Ortsbezogenheit erstmals 1962 im Zusammen-hang mit einer Studie für seine Dissertation und definiert ihn dort als „Anhänglichkeit von Personen an einen bestimmten Ort“.⁶² Er zeigt auf, dass ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Wohlbefinden und der Anzahl der Freunde und Bekannten am Wohnort be-steht. Personen mit einem größeren Bekanntenkreis oder aktiver Vereinstätigkeit versahen den Wohnort demnach öfter mit emotionaler Bedeutung als Personen ohne einen lokalen Freundes- oder Bekanntenkreis. Für eine emotionale Ortsbezogenheit war dabei nicht nur die Vereinszugehörigkeit selbst entscheidend, sondern auch die lokale Begrenzung dieser Vereine auf den Wohnort.

Auch andere Formen der Interaktion eines Bewohners mit ortsansässigen Personen sieht Treinen als Voraussetzung für die erfolgreiche Vermittlung von lokalen Normen und Wert-vorstellungen.⁶³ Außerdem stellt er in seinen Untersuchungen fest, dass auch die Länge der Wohndauer die Ortsbezogenheit fördert – insbesondere eine Sesshaftigkeit über die Ju-gendzeit hinaus (was oft mit Grundbesitz einhergeht). Der bewusste Gebrauch des örtli-chen Dialekts ist dabei für Treinen ein Symbol und Bestätigung des vorherrschenden Werte- und Sozialgefüges, seine Nichtverwendung interpretiert er umgekehrt als dessen Ablehnung.

Interessant ist außerdem sein Ergebnis, dass der Grad der Ortsbezogenheit bildungsunab-hängig ist: Personen mit Volksschul- und Mittelschulbildung besaßen zwar häufiger einen auf den Ort beschränkten Verkehrskreis als Absolventen höherer Schulen und Universitä-

62 Für seine 1965 teilweise in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (17, 1/2) veröffentlichte Dissertation untersuchte Treinen die Einstellungen in dem Münchener Vorort Hausen. Vgl. Heiner Treinen: Symbolische Ortsbezogenheit: Eine soziologische Untersuchung zum Heimat-problem (Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München 1962/Sonderdruck des Westdeutschen Verlags). Köln 1965. Vgl. Heiner Treinen: Symbolische Ortsbezogenheit. In: Peter Atterslander/Bernd Hamm (Hg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Gütersloh 1974, S. 234–259, S. 234.

63 Ebd., S. 256.

ten, diese aber hatten eine stärkere Affinität zu den öffentlichen Angelegenheiten des Ortes (Ämtern, Vereinsvorsitz, etc.).

In seinem Aufsatz „Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften“ beschäftigt sich auch Klaus Mattheier mit der emotionalen Ortsgebundenheit von Menschen.⁶⁴ Er konstatiert hier, dass nicht nur ökonomische Faktoren wie Grundbesitz (vor allem bei Landwirten) und eine Ansässigkeit im Ort die lokale Loyalität fördern, sondern auch eine Art „politische Überzeugung“, die er mit dem Festhalten an für den Ort typische Sozialverhaltensweisen beschreibt. Auch bei Mattheier ist die Ortsloyalität als Teil des sozialen Wertesystems einer Ortsgemeinschaft zu verstehen. Akteure mit einer hohen symbolischen (d.h. oft politischen) Funktion weisen eine besonders starke Ortsloyalität auf. Wie Treinen bestätigt auch Mattheier die hohe Relevanz eines engen Kreises von Freunden und Bekannten im Ort und eine Beteiligung im Vereinswesen als fördernde Faktoren. Besonders hervorzuheben ist bei Mattheiers Ergebnissen der Faktor Ethnizität,⁶⁵ welchen er mit einer „persönlichen Historizität“ gleichsetzt und als „lange, örtlich gebundene Familientradition“ beschreibt. Auch Petra Leunenberger beschäftigt sich mit der Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuerndem Faktor und kommt zu dem Ergebnis, dass Menschen mit einer hohen Ortsloyalität sprachlich weniger variieren als Menschen mit einer geringen Ortsloyalität.⁶⁶ Interessant wird ein späterer Abgleich der sprachethnografischen Ergebnisse dieser Arbeit mit den soeben erwähnten Studien vor allem im Hinblick auf die Frage, inwiefern sich örtliche und ortssprachliche Loyalität bedingen und inwiefern Ortsloyalität mit einer Integration in soziale Netzwerke korreliert. Fest steht, dass Ortsloyalität ein relevanter Arbeitsbegriff ist und sich in mehreren der folgenden Thesen wiederfindet, wie zum Beispiel der, dass territoriale Verortung immer mit sozialer Verortung einhergeht.

64 Klaus Mattheier: Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften. In: Werner Besch/Klaus Mattheier (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985, S. 139–157.

65 In der Kulturwissenschaft verbindet man mit dem Begriff der Ethnizität das Konzept einer Gruppe, das sich in einem gemeinsamen Habitus bzw. einem gemeinsamen „Organisationstyp“ äußert, der unabhängig von einer genetischen Verwandtschaft auf gemeinsamen Merkmalen der Selbstzuschreibung und Zuschreibung von Anderen basiert. Vgl. Fredrik Barth: Ethnic Groups and Boundaries. In: Ders. (Hg.): Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organisation of Culture Difference. Bergen 1969, S. 9–37, S. 13.

66 In Bezug auf den Dialektalitätsgrad ließen sich jedoch keine eindeutigen Unterschiede hinsichtlich einer hohen oder geringen Ortsloyalität feststellen, vgl. Petra Leunenberger: Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor (= Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur, 74). Tübingen/Basel 1999, S. 198–201.

2.2.3 Was ist eine Sprachgemeinschaft?

Eine der frühesten Definitionen stammt von dem amerikanischen Linguisten Dell Hymes, der in einer Sprachgemeinschaft über den normalen Gebrauch einer gemeinsamen Sprache hinaus auch notwendige Parallelen in den sozialen Sprachbewertungsregeln und anderen Verhaltensweisen sah:

„A community sharing rules for the conduct and interpretation of speech, and rules for the interpretation of at least one linguistic variety. [...] A necessary primary term [...]. It postulates the basis of description as a social, rather than a linguistic entity.“⁶⁷

Es ist daher nicht verwunderlich, dass er es als unerlässlich betrachtet, auch die Sozialgefüge und den Lebensalltag einer Sprachgemeinschaft bei einer linguistischen Analyse mit zu berücksichtigen. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt der Soziolinguist William Labov, der mit seiner Arbeit Ende der 1960er-Jahre zum Sprachverhalten von afro-amerikanischen Jugendlichen im New Yorker Stadtteil Harlem berühmt wurde.⁶⁸ Er grenzt sich scharf von der sogenannten Bernstein-Hypothese⁶⁹ ab und liefert einen wichtigen Beitrag zur Entstigmatisierung des *African American Vernacular English*. Später schreibt er:

„The speech community is not defined by any marked agreement in the use of language elements, so much as by participation in a set of shared norms. These norms may be observed in overt types of evaluative behavior, and by the uniformity of abstract patterns of variation which are invariant in respect to particular levels of usage.“⁷⁰

67 Dell Hymes: Models of the interaction of language and social life. In: John Gumperz/Dell Hymes (Hg.): Directions in sociolinguistics: The ethnography of communication. Blackwell 1972 (1967), S. 35–71, S. 35 f.

68 William Labov: The study of nonstandard English. Washington DC 1969.

69 Die Grundaussage der These von Basil Bernstein von 1958 besteht darin, dass er zwischen einem elaborierten Code (*formal language*) und einem restringierten Code (*public language*) unterscheidet und diesen unterschiedliche Leistungen zuspricht. Damit unterstreicht er nicht nur die These einer Sprachbarriere zwischen der Mittel- und Oberschicht, die den elaborierten Code verwendet und der Arbeiter- und Unterschicht, die den restringierten Code verwendet, sondern stützt sogar die Annahme einer unterschiedlichen kognitiven Leistungsfähigkeit, da er sich in vielen Punkten auf die These von Edward Sapir und Benjamin Whorf stützt, die einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Sprache und Denken postuliert (berühmtes Beispiel hier sind die vielen Ausdrücke der Inuit für Schnee). Vgl. Basil Bernstein: Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten. Aufsätze 1958–1970. Amsterdam 1970.

70 William Labov: Sociolinguistic Patterns. Philadelphia 1972, S. 120.

Eine noch einfachere und für diese Zeit ungewöhnlich subjektive Definition liefert ein Jahr später der britische Linguist Stephen Pit Corder:

„A speech community is made up of individuals who regard themselves as speaking the same language; it needs to have no other defining attributes.“⁷¹

Diese Definition ist schon fast kulturwissenschaftlich und nähert sich damit dem Prinzip subjektiver sozialer Grenzziehungen durch Sprache, wie es zum Beispiel Pierre Bourdieu beschreibt.⁷² Die für die vorliegende Arbeit relevanten Forschungsfragen knüpfen hier an und gehen auf die unterschiedlichen Formen sprachlicher Abgrenzungen ein. Inwiefern unterscheiden sich subjektive inter- und intradialektale Abgrenzungen und wie gestalten sich dagegen Abgrenzungen und Einstellungen zum Standarddeutschen? Das heißt gibt es regionale und generationelle Unterschiede in Bezug auf die Formen sprachlicher Abgrenzung und wenn ja, welche Auswirkungen hat das auf die Konstitution einer regionalen Identität?

2.2.4 Ist eine kulturelle Identität gleichzusetzen mit einer sprachlichen Identität?

Wenn die Kultur einer Gesellschaft das ist, was man wissen muss, um sich so verhalten zu können, wie es für deren Mitglieder in jeder von ihnen übernommenen Rolle akzeptabel erscheint,⁷³ dann ist die Kenntnis einer Sprache für die Kenntnis einer Kultur unerlässlich.

Sprache als grundlegende Eigenschaft des Menschen stellt wie Kleidung, Habitus, Ethnizität und Geschlecht ein nach außen scheinendes Signal einer bestimmten Gruppenzugehörigkeit dar. Man definiert eine fremde Person unwillkürlich anhand dieser Merkmale und ordnet sie einer bestimmten sozialen Gruppe zu. Umgekehrt bedeutet dies, dass man sich durch die Sprache nicht nur selbst als Angehöriger einer bestimmten Gruppe ausweist, sondern sich ihr unbewusst oder bewusst anschließt. Dies ist gut am Beispiel der unterschiedlichen Nationalsprachen zu verdeutlichen, lässt sich aber auch auf Dialekte übertragen.

Wenn man, wie zuvor beschrieben, als Angehöriger einer Sprachgemeinschaft nicht allein die Sprache, sondern auch Normen, Werte und Einstellungen teilt, so ist eine Überschnei-

71 Stephen Pit Corder: *Introducing applied linguistics*. Harmondsworth 1973, S. 53.

72 Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt 1982.

73 Ward Goodenough: *Cultural anthropology and linguistics*. In: Paul L. Garvin (Hg.): *Report of the Seventh Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Study (= Monograph Series on Language and Linguistics, 9)*. Washington D.C. 1957, S. 167–173.

dung von sprachlicher und kultureller Identität unvermeidbar. Interessant ist hier die Frage, wie groß diese Schnittmengen tatsächlich sind und wie sie strukturiert sind.

Natürlich haben sich bereits einige Wissenschaftler mit dieser Frage beschäftigt, unter anderen Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf, die mit ihrer Hypothese das sprachliche Relativitätsprinzip vertreten. Dieses postuliert, dass Sprache die Art und Weise des Denkens beeinflusst und umgekehrt, dass die wirkliche Welt zu großen Teilen auf den Sprachgewohnheiten der betreffenden sozialen Gruppe aufgebaut ist. Die Sprache ist hier ein kulturelles Werkzeug, um Realitäten symbolisch zu begreifen.⁷⁴

In der deutschen Dialektologie hat man den Zusammenhang zwischen regionalen Kulturen und regionalen Sprachen oft anhand von sich überschneidenden politischen und dialektalen Grenzen festgemacht. Der Zusammenfall von Sprach- und Kulturraum ist auch Forschungsgegenstand bei Theodor Frings, der sich insbesondere mit Sprache als raumbildendem Faktor beschäftigte.⁷⁵ Seine stark historisch orientierte Kulturmorphologie ist als Unterdisziplin der Dialektgeografie zu betrachten und zugleich Ausgangspunkt der sogenannten Kulturraumforschung, wie sie für den *Atlas der deutschen Volkskunde (ADV)* von 1929–1935 betrieben wurde. Die enge Verwandtschaft von Sprache und Kultur setzt sich auf der Metaebene ihrer wissenschaftlichen Untersuchung bis heute fort. Um die Ähnlichkeit von Kultur- und Kommunikationsforschung zu erklären, verweist Alfred Lameli auf den interaktionalen Gehalt des Kulturbegriffs – Kultur werde nun mal kommuniziert.⁷⁶

Welche kulturell definierten Identitätskonzepte drücken sich also in sprachlichen Einstellungen und Repräsentationen sprachlicher Zugehörigkeiten aus? Und inwiefern lassen sich soziologisch-kulturwissenschaftliche Theorien auf sprachwissenschaftliche Gegenstände anwenden?

74 Benjamin Lee Whorf: *Sprache, Denken, Wirklichkeit*. Reinbeck 1963 (Cambridge, Massachusetts 1956).

75 Theodor Frings: *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. Halle 1957 (1948).

76 Vgl. Alfred Lameli: *Jenseits der Zeichen. Zur Koinzidenz sprachlicher und außersprachlicher Raumphänomene*. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): *Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung* (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 121–135. Vgl. zur Konzeptualisierung sozialer (Sprach-)Räume auch David Britain: *Conceptualisations of geographic space in linguistics*. In: Alfred Lameli/Roland Kehrein/Stefan Rabanus (Hg.): *Language and Space: An International Handbook of Linguistic Variation*, Vol. 2: *Language Mapping*. Berlin/New York 2010, S. 69–97. Demgegenüber vgl. den Beitrag von Rabanus zur Abgrenzung von physischen Räumen. Christian Rabanus: *The notion of space*. In: Alfred Lameli/Roland Kehrein/Stefan Rabanus (Hg.): *Language and Space: An International Handbook of Linguistic Variation*, Vol. 2: *Language Mapping*. Berlin/New York 2010, S. 1–21.

2.3 Hypothesen

2.3.1 Sprachbewusstsein ist an Dialektgrenzen stärker als in homogenen Sprachräumen

Ausgehend von der Forschungsfrage, ob es einen Unterschied zwischen inter- und intradialektaler Abgrenzung gibt, soll überprüft werden, ob Unterschiede in den Einstellungen und im Sprachverhalten von Dialektsprechern existieren, je nach dem ob sie in einem dialektalen Mischraum (Übergangsgebiet), einem homogenen dialektalen Raum oder einem dialektalen Grenzraum, das heißt einem Gebiet an einer interdialektalen Grenze, leben. Die oben aufgestellte Hypothese geht dabei davon aus, dass eine interdialektale Abgrenzung, also beispielsweise zwischen fränkischen und schwäbischen Dialektsprechern stärker ausgeprägt ist, als eine intradialektale Abgrenzung zwischen Sprechern zwei fast gleicher Ortsdialekte in einem homogenen dialektalen Raum.

2.3.2 Verändern sich die subjektiven Sprachräume, so verändert sich der Dialekt

Hier wird ein direkter Zusammenhang zwischen metasprachlichem Wissen und aktiver Dialektalität vermutet. Sollte sich dieser bestätigen, wären die Gründe für rezente Dialektverschiebungen und Sprachbewegungen auch in den nicht-sprachlichen Wissensbeständen nachzuweisen, die sich meist auf den Verlauf von Dialektgrenzen und charakterliche Selbst- und Fremdzuschreibungen sowie Einstellungen beziehen. Darüber hinaus ließe sich der Raum als mentales Konstrukt verstehen, der die Wahrnehmung sprachlicher Variabilität steuert und die tatsächliche Sprachproduktion beeinflusst.

2.3.3 Räumliche und soziale Mobilität sowie Einstellungen beeinflussen den Dialektgebrauch

Diese Hypothese schließt direkt an die vorhergehende an, birgt aber zusätzlich den Faktor Mobilität als neues Kriterium hinsichtlich unterscheidbaren Dialektgebrauchs. Mit sozialer Immobilität ist hier gemeint, dass sich die Akteure nur innerhalb eines einzigen sozialen Netzwerks bewegen, was durch vergleichbare objektive Lebensbedingungen wie Beruf, Bildung, Einkommen, ähnliche Sozialisationsmilieus, ähnliche gesellschaftliche Erfahrungsräume und ein ähnliches Intentionsspektrum gekennzeichnet ist.⁷⁷ Voraussichtlich

⁷⁷ Definition nach Mattheier, vgl. Klaus Mattheier: Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften. In: Werner Besch/Klaus Mattheier (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985, S. 139–157.

wird diese Form der sozialen Immobilität als auch die räumliche Form der Immobilität vermehrt bei der älteren Generation zu finden sein. Es ist darüber hinaus davon auszugehen, dass ein sozial mobiler Dialektsprecher eine eher sprachkonservative und positive Einstellung zum Dialekt hat, da er sich nur an dem Sprachverhalten der Personen innerhalb dieser Gemeinschaft orientieren kann. Vice versa wäre anzunehmen, dass ein Dialektsprecher mit einer hohen sozialen Mobilität eine sprachprogressivere Einstellung vertritt. Ob ein Dialektsprecher mit hoher Mobilität tatsächlich auch eine negativere Einstellung zum Dialekt hat als ein Dialektsprecher mit einer geringen Mobilität werden die Untersuchungen zeigen.

2.3.4 Der Einfluss des Sprecheralters auf den Dialektgebrauch wird überschätzt

Das Alter eines Dialektsprechers wurde bisher als maßgeblich für dessen Dialektalität betrachtet. Die klassische Gewährsperson, der sogenannte „NORM“, sollte also nicht nur „non-mobile“ (N), „rural“ (R) und „male“ (M) sein, sondern auch „old“ (O).⁷⁸ Auch die Gewährspersonen für den *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg (SNBW)* wurden dieser Annahme entsprechend ausgewählt. Dennoch soll die Hypothese überprüft werden, dass das Sprecheralter kein primärer Faktor ist, der den individuellen Dialektgebrauch beeinflusst. Ältere Menschen könnten lediglich öfter Bedingungen erfüllen, die einen individuellen Dialektgebrauch begünstigen, wie zum Beispiel eine hohe soziale Immobilität.

2.3.5 Kleinräumige sprachliche Routinen sind konstitutiv für Identitäten

Genau wie andere Routinen funktioniert auch Sprache als sozial institutionalisierte Form der Kontingenzdämmung. Durch die Vergewisserung, dass die einmal gesetzten lokalen Konventionen noch gültig sind, wird der Dialektsprecher im Sprechen bestätigt und sein menschliches Bedürfnis nach Gleichheit und Kontinuität gestillt. Die hier aufgestellte Hypothese geht also davon aus, dass grundlegende psychologische Charakteristika des Menschen, wie das Bedürfnis nach Gleichheit und Kontinuität, den Dialektgebrauch begünstigen. Darüber hinaus wird hier ein Zusammenhang zwischen dem Dialektgebrauch und der Sicherung einer eigenen, in diesem Fall regionalen, Identität vermutet.

78 Helen Christen: Chamäleons und Fossilien. Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie. In: Dieter Stellmacher (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen 19.–21. Oktober 1998 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 109). Stuttgart 2000, S. 33–47, S. 33.

2.3.6 Territoriale Selbstverortung ist soziale Selbstverortung

Für diese Hypothese spielt der Begriff der Ortsloyalität eine wichtige Rolle, denn sie impliziert, dass ein Bekenntnis zum Ort auch ein Bekenntnis zu den Personen darstellt, die an diesem Ort leben.⁷⁹ Wie bereits diskutiert, kann der Gebrauch des ortsüblichen Dialekts nach Treinen als Indiz für die Akzeptanz von lokalen Normen und Traditionen gewertet werden. Mattheier setzt dem Begriff der Ortsloyalität zudem den Begriff der Urbanität entgegen. Seiner Ansicht nach ist Mitmenschlichkeit in kleinen Orten wahrscheinlicher als in großen, da sich hier die Bewohner besser untereinander und auf einer persönlicheren Ebene kennen. Peter Weichhart hingegen relativiert und entkräftet diesen Rückschluss immer wieder, indem er darauf verweist, dass eine raumbezogene Identität symbolisch durch den Gebrauch des entsprechenden Dialekts realisiert bzw. gelebt werden kann, aber nicht muss. Inwiefern sich Ortsloyalität und Dialektloyalität tatsächlich gegenseitig bedingen, wird zu untersuchen sein.

2.3.7 Freunde haben einen stärkeren Einfluss auf den Dialektgebrauch als Eltern

Ausgehend von der Annahme, dass die Personen, die einem am nächsten stehen, auch den stärksten Einfluss auf den eigenen Sprachgebrauch haben, soll hier untersucht werden, ob und inwiefern Freunde größeren Einfluss auf Dialekteinstellungen und damit auch den Dialektgebrauch haben als Eltern oder das restliche soziale Umfeld.

2.3.8 Subjektive Grenzen sind stärker als objektive Grenzen

Die subjektive Wahrnehmung von Dialektgrenzen, also das Empfinden generationeller, räumlicher und sozialer Grenzen des Dialektgebrauchs, ist stärker als die objektiv nachweisbaren Unterschiede. Diese Hypothese ist Folge von Beobachtungen während der erhebungsbegleitenden Befragungen, in denen sich fast alle Gewährspersonen von Dialektsprechern aus den Nachbarorten abgrenzten, meist in einer sozial abwertenden Form. Auf der Suche nach den tatsächlichen Differenzen wurden die Exploratoren jedoch meist enttäuscht. Auch der von vielen Befragten geäußerte Verdacht, dass die Schulbildung am Verlust des Dialekts schuld sei, folglich Personen mit geringerer Schulbildung stärkeren Dialekt sprächen, nährt die Vermutung, dass hier die subjektive Wahrnehmung beharrlicher und stärker ist als die nachweisbaren Einflüsse.

⁷⁹ Peter Weichhart: Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation (= Erdkundliches Wissen, 102). Stuttgart 1990, S. 53.

Kapitel 3

Metasprachliches Wissen, räumliche Identitäten und Dialektgebrauch

3.1 Forschungsdesign

Wie die Entwicklung der Forschungsfragen und Hypothesen war auch die Entstehung des Forschungsdesigns kein linearer Prozess, sondern synthetisierte viele Neuansätze und Perspektivwechsel. Die Grundidee zur Erforschung metasprachlichen Wissens, seiner Bedeutung und Reichweite für regionale Identitäten, entstand jedoch schon während der ersten Wochen der Erhebungen für den *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg (SNBW)*. Die Interviews, die hier unterstützt durch einen erhebungsbegleitenden Fragebogen von allen drei Exploratoren geführt und von der Autorin der vorliegenden Arbeit ausgewertet wurden, bilden die erste Datengrundlage für diese Arbeit und die weiterführende Forschung.

Da es sich bei den Gewährspersonen um ältere Dialektsprecher handelte, die meistens zwischen 60 und 80 Jahren alt waren,⁸⁰ zeichnete sich bald nach Beginn der Erhebungen ab, dass, um ein ganzheitliches Bild von dem aktuellen und alltäglichen Sprachwissen zu erhalten, auch die jüngere Generation miteinbezogen werden muss. Gerade in Bezug auf die Sprechereinstellung waren erhebliche Differenzen zwischen den Generationen zu erwarten.

Um auch regionale Differenzen im metasprachlichen Wissen abbilden zu können, sollte die weiterführende Forschung in unterschiedlichen Regionen des Erhebungsgebiets erfolgen. Daher wurden drei Orte in unterschiedlich dialektal geprägten Gebieten ausgewählt, die jeweils als Beispiel für eine bestimmte Dialektregion stehen konnten (vgl. Abb. 3, *Karte des Erhebungsgebietes mit Selbstbenennungen von Dialektsprechern*; die Karte wird ab S. 47 genauer erläutert). Dabei sollte es sich bei allen drei Orten um Orte aus dem schwäbischen Sprachgebiet handeln, um hier Differenzen in den identifikativen Zuschreibungen zu vermeiden bzw. Unterschiede vergleichbar zu halten. Eine Differenz sollte dagegen in den unterschiedlichen Dialektlandschaften bestehen. So sollte ein Ort in einem schwäbischen Sprachgebiet ohne Dialektgrenzen liegen, das heißt dass alle angrenzenden Ortschaften ebenfalls einen schwäbischen Dialekt haben sollten. Ein Ort sollte hingegen an der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze liegen, um hier die Auswirkungen des fremden Dialektes erfassen zu können. Und ein weiterer Ort sollte in einem schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet liegen, das heißt, dass zwar auch in den Nachbarorten ein ähnlicher Dialekt

80 Das Durchschnittsalter von den bis März 2012 befragten 618 Gewährspersonen betrug 73 Jahre.



Abb. 1: Karte der Selbstbenennungen von Sprechern mit den drei für die Sprachethnografien ausgewählten Orten (Lauffen, Stimpfach, Neuhausen)

gesprochen wird, aber für Laien nicht genau zuordbar ist, ob es sich dabei um einen fränkischen oder schwäbischen Dialekt handelt.

Der erste Ort, der sich für eine Sprachethnografie anbot, war Neuhausen auf den Fildern in der Nähe von Stuttgart in einem durchgehend schwäbischen Dialektgebiet. Hier führte die Autorin die Erhebungen für den *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg* alleine durch und konnte so alle zur Verfügung stehenden Gewährspersonen interviewen. In Neuhausen ergab sich der Eindruck einer sehr hohen Kongruenz des metasprachlichen Wissens aller älteren Befragten – vor allem in Bezug auf die sprachliche und soziale Abgrenzung zum Nachbarort Sielmingen. Neuhausen auf den Fildern war damit der erste Ort der Sprachethnografien.

Die Wahl des zweiten Ortes für die Sprachethnografie wurde von Hubert Klausmann beeinflusst, der bereits zu Stimpfach an der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze geforscht hatte.⁸¹ Mit dieser Gemeinde konnte dem Sample aus einem relativ homogenen

81 Das Hohenlohische zählt zu den fränkischen Dialekten. Vgl. Hubert Klausmann: Der Ellwanger Sprachraum – Ein ostschwäbisches Randgebiet. In: Arno Ruoff/Peter Löffelad (Hg.): *Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie*, 25.–29. September 1996 in Ellwangen/Jagst (= *Idiomatologia*, 18). Tübingen 1997, S. 65–83.

sprachlichen Raum (Neuhausen auf den Fildern) ein Ort aus einem dialektalen Grenzgebiet gegenübergestellt werden.

Bei der Wahl des dritten Ortes stand folglich fest, dass es sich um einen Ort aus einem dialektalen Übergangsgebiet (Mischgebiet) handeln musste. Zunächst kam Flein in die nähere Auswahl, da sich hier bei den Erhebungen sehr gute Belege für außergewöhnliche Sprachidentitäten fanden, wie die Eigenbezeichnungen der Bewohner als „Drauchtraufschwaben“ oder „Schwowen“. Diese Bezeichnungen sind Indikatoren dafür, dass sich auch dialektale Identitäten in sprachlichen Übergangsgebieten hybridisieren. Zwar enthalten beide Nennungen das Wort „Schwabe“, dennoch wird es beide Male durch andere wortimmanente Faktoren geschwächt. Im ersten Lexem steht der „Dachtrauf“⁸² symbolisch für eine Randlage oder Peripherie, im anderen Wort konterkariert das intervokalische b – hier durch die für das Fränkische typische Spirantisierung als w realisiert – die als schwäbisch konstatierte Identität. Da Flein jedoch direkt an Heilbronn liegt und sich Schwierigkeiten beim Knüpfen erster Kontakte ergaben, verlagerte sich die Wahl der Ortes ein paar Kilometer weiter südwestlich nach Lauffen am Neckar. Diese Kleinstadt liegt ebenfalls in der Nähe von Heilbronn im schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet, ist aber räumlich klar von Heilbronn zu unterscheiden (vgl. Abb. 1).

Die Ortsethnografien sollten neben den leitfadengestützten Interviews mit 5–6 älteren Bewohnern, leitfadengestützte Interviews mit 5–6 jüngeren Bewohnern und je ein Interview mit einem Ortschronisten beinhalten, um auch die Historie und Charakteristika des jeweiligen Ortes zu erfassen. Neben den Interviews sollten – wie teilweise schon bei den erhebungsbegleitenden Befragungen – von den Befragten *Mental Maps* von ihren Dialektgebieten und -grenzen gezeichnet werden.

Landmarken und Grenzen sind auch in der Sozialgeografie als Teile eines persönlichen, mentalen Raumbildes bekannt. Hier werden sie unter anderem als Mittel zur pragmatischen Distanzbewältigung der alltäglichen Lebensroutine (*Activity Space*⁸³) betrachtet. Dabei sind jedoch die bewertenden Elemente kognitiver Raumgliederung oft Reflektionen sozialräum-

82 Ein „Dachtrauf“ oder die „Traufe“ bezeichnet den Rand eines Daches ohne Regenrinne, von dem das Regenwasser heruntertropft (Tropfkante). Daher auch die bekannte Redewendung „Vom Regen in die Traufe“. Im Schweizerdeutschen ist mit dem Dachtrauf allerdings manchmal der Bereich am Haus gemeint, der sich noch unter dem Dach befindet (also noch im Trockenen). Hier steht der Begriff symbolisch für die periphere Lage des Dialektgebietes und könnte mit „Grenze“ oder „Rand“ übersetzt werden. In diesem Sinne handelt es sich bei „Dachtraufschwaben“ um „Grenzschwaben“.

83 Dieser Begriff wurde von Downs und Stea geprägt, vgl. Roger Downs/David Stea: *Image and Environment. Cognitive Mapping and Spatial Behavior*. Chicago 1973.

licher Strukturen,⁸⁴ weniger die konkrete Spiegelung geografischer Gegebenheiten. Diese Reflektionen sind ein wichtiger Bestandteil räumlicher Identitäten und metasprachlichen Wissens. So lässt sich aus *Mental Maps* unter Umständen ein Verständnis der Relevanz- und Akzeptanzkriterien des soziokulturellen Umfeldes und seiner Diskurse ablesen, wie es Derek Gregory in seinen „Geographical Imaginations“ von 1994 beschrieben hat.⁸⁵ Um die in den *Mental Maps* verborgenen sozialen Informationen lesen zu können, benötigt man die Erläuterungen der Interviewpersonen während des Zeichnens, die daher als Teil des Interviews mit aufgezeichnet werden sollten.

Die ersten Kontakte zu jüngeren Dialektsprechern waren meist etwas schwieriger zu knüpfen als die über die Gemeinden kontaktierten älteren Dialektsprecher. In Neuhausen erwies sich aber beispielsweise der Musikverein als bindendes Glied zwischen den Generationen. So wurde zum Beispiel über eine ältere Gewährsperson mit Verbindungen zum Neuhausener Musikverein ein erstes Interview mit jüngeren Dialektsprechern vermittelt, welches im Probenraum des Musikvereins stattfand. Trotz der anfänglich formellen Situation war es mit den jüngeren Gesprächspartnern einfacher, eine lockere Gesprächsatmosphäre zu generieren. Die jüngeren Neuhausener waren offener als die meisten älteren Interviewpersonen zuvor. Der Fokus bei den Interviews mit den jüngeren Dialektsprechern lag auf der Wahrnehmung ihres sprachlichen Alltags, ihrem dialektbezogenem Wissen und den Erfahrungen, die sie als Dialektsprecher gemacht haben, zudem sollten sie *Mental Maps* anfertigen. Um einen späteren Vergleich der Dialektalität der Generationen zu ermöglichen, wurde auch mit den jüngeren Dialektsprechern ein verkürztes Fragebuch durchgearbeitet. Dabei wurde schnell deutlich, dass die hier geforderten dialektalen Übersetzungen meist landwirtschaftlicher Begriffe, wie zum Beispiel für einen „Raum in dem das Heu lagert“, nur eingeschränkt möglich waren. Anfangs führte dies zu Reaktionen wie: „Das ist Vokabular, was ich nie benutze.“ oder „Wenn man das so hört, kann man sich vielleicht daran erinnern, dass das die Oma mal irgendwann gesagt hat, aber abgespeichert ist das nicht.“⁸⁶ Dennoch wurde diese Art der sprach- und kulturwissenschaftlichen Mischbefragung beibe-

84 Vgl. Gerhard Hard/Rita Scherr: *Mental Maps, Ortsteilimage und Wohnstandortwahl in einem Dorf an der Pellenz* (= Berichte zur deutschen Landeskunde, 50). Leipzig 1976, S. 175–220. Hier wurden Ortsteilimages auf ihren realen Hintergrund und auf ihre Auswirkungen im alltäglichen Dorfleben hin überprüft.

85 Vgl. Derek Gregory: *Geographical Imaginations*. Cambridge 1994.

86 Frederik Hufschmied (19), Abiturient, 26.8.2010, Neuhausen (Aufnahme: K_ES_NEU_1–24, 00:24:42). Alle Namen von Gewährs- und Interviewpersonen außer dem des Ortschronisten von Stimpfach (Hartmut Schweizer) und dem des Sachverständigen für Lauffen (Otfried Kies) wurden anonymisiert (ähnlich klingende Vor- und Nachnamen werden verwendet).

halten, da sich das verkürzte Fragebuch nicht nur als Medium erwies, um sprachwissenschaftlich nachweisbare Differenzen zwischen den Generationen zu finden, sondern auch immer wieder als Anregung diente, um spontane Erzählungen auszulösen. Zwar wurde das Forschungsziel, die subjektiven Dialektgrenzen und Einstellungen von Dialektsprechern zu erfassen, von der Autorin immer klar kommuniziert, dennoch fiel es beiden Seiten in der Regel leichter, erst einmal ein paar Worte in den Dialekt zu übersetzen, anstatt unmittelbar das Für und Wider des Schwäbischen und persönliche Einstellungen und Erfahrungen zu diskutieren. So entfalteten die Interviews oft eine eigene Dynamik als Mischung aus einfacher Wortabfrage und nachdenklichen Einschüben. Wären die Befragungen ohne sprachwissenschaftliches Fragebuch durchgeführt worden, hätte man sie als klassische Leitfadenterviews oder Gruppeninterviews bezeichnen können.

Das Vorhaben, zusätzlich zu den ortsgebundenen Sprachethnografien noch eine Umfrage unter Schülern und Schülerinnen⁸⁷ der Abschlussjahrgänge von Realschulen und Gymnasien in der Nähe der ausgewählten Orte durchzuführen, entstand gegen Ende der Feldforschung. Anknüpfend an die bisherigen Erkenntnisse durch die erhebungsbegleitenden Befragungen und die hier wahrgenommene Tendenz, dass eine Orientierung für oder wider eine persönliche Zukunft in der Dialektregion (die sogenannte Ortsloyalität) Einfluss auf Sprechereinstellungen und damit auch den individuellen Dialektgebrauch haben könnte, entstand die Idee zu einer vertiefenden Studie mit Schülern der Abschlussjahrgänge an Gymnasien und Realschulen im Erhebungsgebiet. Dabei fiel die Wahl auf das Instrument einer breit gestreuten Umfrage via Fragebogen, um ein quantitatives Gegengewicht zu der vornehmlich älteren Sprechergruppe der sprachgeografischen Erhebungen (siehe Abschnitt 3.2) zu generieren und die zuvor in den unterschiedlichen Regionen gewonnenen Daten abzugleichen und abzusichern. Die Umfrage dient zudem als Ergänzung des sprachethnografisch erhobenen Materials (Abschnitt 3.3), da sie direkt oder im Umkreis der drei zuvor beschriebenen Ortschaften (Stimpfach, Neuhausen, Lauffen) durchgeführt wurde.

Die Wahl fiel auf eine Befragung von Schülern aus Abschlussjahrgängen, da sich diese gerade entscheiden mussten, ob sie nach dem Schulabschluss in der Region bleiben wollten oder nicht. Die räumliche Orientierung war also ein aktueller bzw. bewusster Prozess der einzelnen Akteure. Auch der Frage, ob es einen tatsächlichen Zusammenhang zwischen ei-

⁸⁷ Im Folgenden wird aus platzökonomischen sowie ästhetischen Gründen der Begriff „Schüler“ für die Bezeichnung von Schülern und Schülerinnen verwendet. Dabei ist stets zu erinnern, dass mehr Schülerinnen (270) als Schüler (224) an der Umfrage beteiligt waren.

nem höheren oder niedrigeren Bildungsabschluss und einem schwächeren oder stärkeren Gebrauch von Dialekt gibt, kann hier durch den Vergleich der Daten von drei Realschulen und drei Gymnasien nachgegangen werden. Des Weiteren werden erstmalig geschlechter-spezifische Analysen in einem größeren Umfang möglich. Bei den bisherigen sprachgeo-graphischen Untersuchungen waren mehrheitlich Männer berücksichtigt worden, da das Vo-kabular vornehmlich aus einem ländlichen Arbeitskontext entnommen war, den traditionel-erweise Männer besetzen (Ackerbau, Viehzucht, Holzwirtschaft). Die sprachethnografi-schen Untersuchungen weisen ebenfalls insgesamt eine zu geringe Anzahl an Interview-partnerinnen auf, um signifikante Unterschiede und Tendenzen zwischen den Geschlech-tern hinsichtlich ihres Dialektgebrauchs erkennen zu können.

Durch die drei unterschiedlichen empirischen Herangehensweisen an das Phänomen meta-sprachliches Wissen, die sich nacheinander und ineinander aufbauen, hat sich hier ein fast organisches Forschungsdesign gebildet, das verschiedene Methoden aus Sprach- und Kul-turwissenschaft miteinander verzahnt und sowohl qualitativ als auch quantitativ arbeitet. Der Schwerpunkt liegt auf der qualitativen Forschung bzw. den sprachethnografischen In-terviews in den drei ausgewählten Orten. Diese Gewichtung spiegelt sich auch im Umfang der nun folgenden Abschnitte wider: „Erhebungsbegleitende Befragungen zu metasprachli-chem Wissen“ (S. 36–58), „Sprachethnografische Untersuchungen in drei Orten unter-schiedlicher Regionen des Erhebungsgebiets“ (ab S. 58–102) und „Umfrage unter Ab-schlussjahrgängen an Gymnasien und Realschulen“ (S. 102–123).

3.2 Erhebungsbegleitende Befragungen zu metasprachlichem Wissen

3.2.1 Forschungsdesign

Das bereits beschriebene Hauptziel des Projekts Sprachalltag war die Erstellung eines Dia-lektatlases für das schwäbisch-fränkische Grenz- und Übergangsgebiet nördlich von Stutt-gart. Hierzu wurden von insgesamt 142 Ortschaften und 16 Städten mittels phonetischer Lautnotation (Teuthonista) und digitaler Aufnahmegeräte die Basisdialekte⁸⁸ erfasst. Um die dafür nötigen Dialektsprecher interviewen zu können, wurden drei bis vier Wochen im

88 Es handelt sich hierbei noch um einen Begriff aus der traditionellen Dialektologie, die im Gegensatz zur modernen Regionalsprachenforschung damit beschäftigt war, „Grunddialekte“ möglichst frei von hochsprachlichen Einflüssen herauszupreparieren. Mit „Basisdialekt“ ist dabei die standardfernste lokale Varietät gemeint. Vgl. Jürgen Erich Schmidt/Joachim Herrgen: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung (= Grundlagen der Germanistik, 49). Berlin 2011.

Voraus die Bürgermeister oder Ortsvorsteher der ausgewählten Orte angeschrieben und gebeten, sich an unserem Projekt zu beteiligen, indem sie geeignete Personen aus ihrem Ort mobilisierten, „[...] die dort geboren und aufgewachsen sind und die örtliche Mundart beherrschen“ (siehe Anhang A, *Anschreiben Ortschaften*). Oft wurde die Anfrage von der Gemeindevertretung an engagierte Bürger weitergeleitet, wobei es sich nicht selten um Vorsitzende von Heimatvereinen und/oder die Leiter des örtlichen Heimatmuseums handelte, die wiederum ihnen bekannte Landwirte und alteingesessene Bürger fragten. Diese Vorauswahl war durchaus reflektiert und wurde durch das Anschreiben insofern forciert, als hier bereits erwähnt wurde, dass es sich um das Abfragen meist landwirtschaftlicher Begriffe handeln wird und dass für den Bereich „Hauswirtschaft“ mindestens eine weibliche Person unter den empfohlenen Gewährsleuten sein sollte. Mit solchen Formulierungen wurden Geschlechterverhältnisse und die damit verbundene idealisierte Arbeitsteilung und Arbeitswelt der Nachkriegszeit suggeriert, sodass – ohne explizite Nennung einer Altersgruppe – meist ältere Dorfbewohner für unsere Befragungen ausgewählt wurden. Insgesamt wurden so über 600 Gewährspersonen befragt. Das Durchschnittsalter betrug ca. 73 Jahre, der älteste befragte Gewährsmann war 96 Jahre alt.

Meist konnten auf diese Art für die Vollerhebungen fünf bis sechs und für die Kurzerhebungen drei bis vier Gewährsleute pro Ortschaft gewonnen werden. Oft handelte es sich dabei um Eheleute, die getrennt befragt wurden. Die Aufnahmen fanden bei den Vollerhebungen in der Mehrzahl der Fälle bei den Gewährsleuten zu Hause statt (im Wohnzimmer oder in der Küche). Bei den Kurzerhebungen fanden die Befragungen aus Effizienzgründen dagegen öfter in Gemeinderäumen statt. Diese unterschiedlichen Befragungssituationen ergaben sich aus rein logistischen Erwägungen, da das lediglich 16-seitige Kurzfragebuch von drei Exploratoren in 1,5–2 Stunden ausgefüllt werden konnte. Auf diese Weise konnten bei den Kurzerhebungen pro Tag ein bis drei Orte erhoben werden. Für die Vollerhebungen dagegen mussten 59 Seiten gefüllt werden, wozu von drei Exploratoren mindestens ein Tag oder zwei halbe Tage benötigt wurden. Zudem mussten die Befragungszeiten und Termine immer wieder neu berechnet und auf die Exploratoren und Gewährsleute abgestimmt werden.

Nicht nur die Arbeitsweise und die Geschwindigkeit der Exploratoren veränderten sich, auch die unterschiedlichen Umgebungen hatten großen Einfluss auf das Verhalten der Gewährspersonen. In den eigenen vier Wänden schlüpfen viele von ihnen in die Gastgeber-

oder Fremdenführerrolle und waren oft entspannter und redefreudiger als in dem eher offiziellen Befragungskontext in den Gemeinderäumen. In beiden Fällen aber war dabei stets viel Gastfreundschaft und Offenheit zu erleben. Nicht selten wurden die Exploratoren von Gewährspersonen spontan zu Kaffee und Kuchen eingeladen, und auch die Gemeinden hatten oft Brezeln und Getränke bereitgestellt. Dies verlieh der Befragungssituation wahlweise den Charakter eines Kaffeeklatschs oder eines Bürgerempfangs. Kontextunabhängig ergab sich folgendes Phänomen: Sobald mehrere Gewährspersonen auf einmal befragt wurden, entwickelte sich eine Art Wettbewerb im Dialektwörterraten, wobei soziale Beziehungen und nicht selten Hierarchien zum Vorschein kamen. Auch die Dominanz von Ehepartnern spielte im Antwortverhalten eine große Rolle. Bei größeren Runden – zum Beispiel von zwei oder drei Ehepaaren – entwickelten sich ab und zu ins Allgemeine ausufernde Gespräche, die unterbrochen werden mussten, wenn sie die Befragungen behinderten. Manchmal wurden Diskussionen aber auch durch gezielte Fragen ausgelöst, um mehr Informationen über Einstellungen und metasprachliches Wissen der Sprecher zu erhalten.

3.2.2 Anlage des Fragebogens für die metasprachlichen Daten während der sprachwissenschaftlichen Erhebungen

Vor Beginn der sprachwissenschaftlichen Erhebungen wurde von der Autorin der vorliegenden Arbeit ein Leitfaden für die metasprachlichen Befragungen der Gewährspersonen während der Erhebungen entwickelt. Der Fokus lag hierbei auf der subjektiven Wahrnehmung territorialer Sprachgrenzen und der Erfassung regionaler sprachlicher Identitäten. Zusätzlich zu der sprachwissenschaftlichen Erhebung von Lexik, Morphologie, Syntax und Phonetik der Ortsmundarten, wurden so während des gesamten Erhebungszeitraums (von Anfang 2010 bis Ende 2012) offene Fragen zum Dialektgebrauch, zu Spracheinstellungen, zu Dialektwissen und zur räumlichen Orientierung der Sprecher gestellt (siehe Anhang B, *Fragebogen Erhebungen*). In jedem der Orte der ersten Erhebungsrunde, wurde mindestens ein Fragebogen ausgefüllt, sodass zum Ende der Erhebungen 231 beantwortete Exemplare vorlagen.

Es ergaben sich immer wieder erstaunliche Kongruenzen in den Erzählungen auch dann, wenn die Gewährspersonen nicht in einer größeren Gruppe, sondern einzeln befragt wurden. In größeren Gruppen passierte es außerdem häufig, dass sich die Gewährsleute gegenseitig korrigierten – nicht nur was die Aussprache spezifischer Wörter betraf, sondern auch

in Bezug auf abgefragtes Wissen über den Dialekt. Hier wurde in situ die Bedeutung und Legitimität von regionalem Alltagswissen ausgehandelt. Diese Situationen mitzuerleben war äußerst interessant, und hat einen erheblichen Anteil an der Forschungsmotivation und Fragestellung der vorliegenden Arbeit.

Ein lebendiges Beispiel für diese Form der Aushandlung sprachlicher Richtigkeit ergab sich zum Beispiel bei einer Befragung in Dossenheim. Hier erzählte der Gewährsmann von einer im Ort aufgewachsenen Frau, die aber – vermutlich durch die Heidelberger Herkunft ihrer Mutter – einen nicht ganz „reinen“ Dossenheimer Dialekt spreche. Das an sich sei kein Problem gewesen, wäre sie nicht Mitglied der Dossenheimer Volkstheatergruppe gewesen. In diesem Kontext habe man die nicht vollkommen authentische dialektale Aussprache nicht tolerieren können und die Frau des Öfteren zu einer dossenheimerischeren Aussprache angehalten.⁸⁹ In der Befragungssituation pflichtete die Ehefrau dem Gewährsmann – während dieser über die sprachlich „Abtrünnige“ berichtete – immer wieder engagiert bei: „Das hörte sich ganz schrecklich an.“⁹⁰ Die dialektale Abweichung schien tatsächlich einen größeren Konflikt ausgelöst zu haben, über den nicht nur in der örtlichen Theatergruppe, sondern auch in der örtlichen Sprachgemeinschaft viel diskutiert wurde. Solches Wissen, oft verpackt in Geschichten über den Dialekt und kollektive Empfindungen, soll hier im Folgenden auf seine Implikationen und Wirkungen hin untersucht werden.

3.2.3 Subjektive territoriale Dialektgrenzen

Besonders die ersten beiden Fragen des Fragebogens (1./1.2) nach wahrgenommenen Dialektgrenzen und deren Herkunft wurden von den Befragten sehr gerne aufgegriffen. Manchmal mussten die Fragen gar nicht erst gestellt werden, da durch das Abfragen bestimmter Wörter ein spontaner Vergleich mit der Aussprache desselben Wortes im Nachbarort evoziert wurde. Sehr häufig handelte es sich dabei um die Aussprache von Niederschlagsbezeichnungen wie „Schnee“ und „Regen“. In Gerstetten (Landkreis Heidenheim) zum Beispiel versicherte man öfter, dass man im Nachbarort Gussenstadt ganz anders spräche, was der Spruch „Dr Schnai god bis ans Vaischdr“ [Der Schnee geht bis ans Fenster] verdeutlichen sollte. Im Gegensatz zu Gussenstadt würde man in Gerstetten die Variante „Dr Schnä god bis ans Veschdr“ bevorzugen. Eine Gewährsperson in Eberbach (Kreis Hei-

⁸⁹ Interview mit Ernst (75) und Johanna Weiß (63), 21.9.2010, Dossenheim (HD_DOS_1–14.33/15–16 und HD_DOS_17–25).

⁹⁰ Ebd. Zitat von Johanna Weiß.

delberg) erwähnte, dass es bei ihnen im Ort „schneien täte“ und im Nachbarort Schönau jedoch „schnaien“ [langgezogenes *a* und langgezogenes *i*]. Fast schon klassisch waren auch Aussagen wie in Wertheim: „Der Nebel geht bis Urfarth, dann fängt der Nabel an“, oder auch in Gerchsheim (Kreis Tauberbischofsheim): „Naabl! Und an der Stadtgrenze geht der Neebel an!“. Auffällig ist, dass in allen hier genannten Beispielen die standardfernere Varietät nicht im eigenen Ort gesprochen wird.

Auch Tierbezeichnungen wie „Hase“ und „Hund“ oder Benennungen von Feldfrüchten wie „Kartoffel“, „Futerrübe“ und „Wein“, wurden überdurchschnittlich oft als Beispiele der Einzigartigkeit der eigenen Sprache bemüht. Mehrere Dossenheimer erklärten, dass man in den Nachbarorten Schriesheim „Woi“ [Wein] sage, in Handschuhsheim „Wai“ und bei ihnen selbst „Wei“. Besonders salient waren auch die im Ostfränkisch-Hohenlohischen üblichen Diminutivformen „-lich“ und „-lin“ beispielsweise in dem Wort „Madlich“ für Mädchen oder die Lockerung des Verschlusslautes *g* zum Reibelaut *ch*, wie es von einer Gewährsperson in Geschwend (Kreis Aalen) formuliert wurde: „Im Hällischen da sagen sie *Vochal*, *Wacha* und *Bamlich* [Vogel, Wagen, Bäumchen] und wir sagen *Vogel*, *Wage* und *Bäume* [Vogel, Wagen, Bäume].“

Warum meteorologische Bezeichnungen sowie Tiere und Feldfrüchte besonders oft Teil differenzierenden metasprachlichen Wissens bilden, könnte damit erklärt werden, dass es sich dabei um Vokabular handelt, das oft in nachbarschaftlichen Gesprächen verwendet wird und daher wahrscheinlich auch am stärksten wahrgenommen und kommentiert wird.⁹¹ Es ist aber auffällig, dass es bei der sprachlichen Abgrenzung zum Nachbarort nicht vorrangig um differierende Lexeme oder Suffixe ging – die meistens in Oppositionspaaren benannt wurden –, sondern meist um eine offenerere, geschlossenerere, kürzere oder längere Aussprache von Vokalen.⁹² Dabei fiel auch auf, dass in den geschilderten Beispielen der

91 Ein Abgleich mit dem Häufigkeitswörterbuch von Arno Ruoff bestätigt die Ergebnisse. Vgl.: Arno Ruoff: Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache: gesondert nach Wortarten, alphabetisch, rückläufig alphabetisch und nach Häufigkeit geordnet (= *Idiomata*, 8). Tübingen 1981, z.B. S. 93 „Schnee“ und S. 110 „Wein“. Auffällige Häufigkeiten zeigten zudem die Bereiche der alltäglichen Arbeit in Wörtern wie „Geschäft“, „Geld“ und „Haus“, sowie die Benennungen anderer Menschen (hier z.B. „Vater“, „Kind“, „Leute“) und Zeitangaben („Abend“, „Jahr“, „Stunde“).

92 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Edith Funk bei ihren erhebungsbegleitenden Befragungen zum *Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben (SBS)*. Hier schreibt sie: „Dialektunterschiede sind offenbar überwiegend auf lautlicher Ebene bewusst. 70,1 % der Angaben beziehen sich auf Vokalismus oder Konsonantismus. Dabei übertreffen die Angaben zum Vokalismus mit 57,8 % bei weitem diejenigen zum Konsonantismus (12,3 %).“ Vgl. Edith Funk: „In Lauterbach fängt der *Neabl* an“ – Welche Sprachunterschiede nehmen Dialektsprecher wahr? In: Dies. et al (Hg.): *Sprachgeschichten. Ein Lesebuch für Werner König zum 60. Geburtstag* (= *Schriften zum Bayerischen Sprachatlas*, 7). Heidelberg 2003, S. 43–62, hier S. 48.

Befragten der eigene Dialekt fast immer standardnäher war als der des „anders“ oder „breiter“ sprechenden Gegenübers, was sich auch in den Dialektprüchen zur Abgrenzung wiederfindet. Diese Sprüche fungieren demnach als eine Form der institutionalisierten sozialen Abgrenzung. Zudem wird an ihnen deutlich, dass die Grenzen des Dialekts vorrangig als Kommunikationsgrenzen wahrgenommen werden, die dann aber "territorialisiert" und soziokulturell begründet, also hypostasiert, werden.

Die vertiefende Nachfrage (1.3) nach „Neckereien“ zwischen den Orten bezieht sich auch auf subjektiv wahrgenommene Räume und Grenzen und wurde meistens im gleichen Zusammenhang beantwortet. Manchmal verbirgt sich in den Necknamen metasprachliches Wissen, wie zum Beispiel in Schefflenz (zwischen den Kleinstädten Mosbach und Buchen). Hier werden die Oberschefflenzer von den Mittel- und Unterschefflenzern „Oscher“ genannt – weil man dort zum Beispiel statt Hase „Hosche“ [gedehntes *o*] und statt Base „Bosch“ [gedehntes *o*] sagt. Schefflenz liegt tatsächlich im bereits von Georg Wenker verzeichneten „Hausch-Mausch-Gebiet“ im südlichen Odenwaldraum. Die empfundene Normabweichung liegt hier für die unmittelbaren Nachbargemeinden wahrscheinlich weniger in der ungewöhnlichen Form der Palatalisierung als vielmehr in der Vokaldehnung des *o*.

In Epfenbach (Kreis Heidelberg) machte sich die sprachliche Abgrenzung bereits in den Ortsnamen bemerkbar. So nennen die Epfenbacher ihre Nachbarn aus der Gemeinde Reichhartshausen mit einem stark rollenden uvularen *r* als Initial „*Rr*reichhartshausener“, welches in der Epfenbacher Aussprache sonst nicht zu finden ist.

Meistens beziehen sich Ortsnecknamen allerdings nicht auf sprachliche Besonderheiten, sondern auf wirkliche oder angedichtete geschichtliche Zustände, geografische Verhältnisse, Tätigkeiten, soziale Stellungen, körperliche Besonderheiten oder geistige und charakterliche Eigenschaften.⁹³ Sie dienen der Identifikation der dörflichen Gemeinschaft insofern als man sich hier kollektiv zu einer anderen spezifischen Gruppe abgrenzen kann. Dieses Phänomen des „Othering“ beschreibt Lila Abu-Lughod, wie folgt:

93 Hugo Moser: Schwäbischer Volkshumor. Die Necknamen der Städte und Dörfer in Württemberg und Hohenzollern, im bayerischen Schwaben und in Teilen Badens sowie bei Schwaben in der Fremde mit einer Auswahl von Ortsneckreimen. Stuttgart 1950, S. 402.

„First, the self is always a construction, never a natural or found entity, even if it has this appearance. Second, the process of creating a self through opposition to an other always entails the violence of repressing or ignoring other forms of difference.“⁹⁴

Ihre Beobachtung bestätigt sich dadurch, dass die befragten Dialektsprecher in der überwiegenden Mehrheit der Fälle in ihren Beschreibungen selber besser abschnitten als die Dialektsprecher, von denen sie sich abgrenzten. Entweder durch eine sich selbst zugeschriebene standardnähere Aussprache oder auch durch eine soziale Überlegenheit. Einige wenige, vor allem in den sprachlichen Übergangsgebieten, solidarisierten sich gewissermaßen mit ihren Nachbarn wenn sie angaben, dass man in der Region eine „Mischung“ sprechen würde (siehe hierzu auch den folgenden Abschnitt 3.2.4).

Von besonders engagierten Gewährspersonen wurden manchmal ergänzend zu den mündlichen Beschreibungen der subjektiven Dialektgrenzen *Mental Maps* der Dialekträume angefertigt (siehe zum Beispiel Abb. 2). Hierbei zeigte sich nochmals deutlich, dass die Unterschiede des Dialekts bei der älteren Generation – gefühlt – meistens schon im Nachbarort anfangen, spätestens aber in der nächstgelegenen Stadt, und in manchen Fällen auch schon im selben Ort, wenn es sich zum Beispiel um ehemals unterschiedliche Ortsteile handelte. Dieses Phänomen belegt, dass räumliche Distanz nicht unbedingt nötig ist, um Fremdheit entstehen zu lassen. Umgekehrt ist die Fremdheit zur Bestimmung der Eigenheit so wichtig, dass selbst im Nahbereich vermeintliche Unterschiede erkannt und institutionalisiert werden. Das subjektive Bedürfnis nach Abgrenzung ist also nicht von realen Gegebenheiten abhängig, sondern konstruiert und interpretiert diese, je nach Bedarf.

Ein besonders eindrückliches Beispiel der Abgrenzung zu einem Nachbarort lieferten die Bewohner des katholischen Ortes Neuhausen auf den Fildern, der von evangelischen Ortschaften umgeben ist. Aufgrund dieser interessanten Situation wurde dieser Ort auch für die sprachethnografische Untersuchung ausgewählt, bei der jüngere Neuhausener zu ihren subjektiven Dialektgrenzen befragt wurden. Hier zeigt sich, dass sich die Formen der räumlichen Abgrenzung und damit auch die Bedürfnisse der beiden Generationen stark voneinander unterscheiden. Außerdem ergaben sich große Differenzen in der räumlichen Interpretation von Dialektgrenzen in den *Mental Maps*.

94 Lila Abu-Lughod: Writing against culture. In: Richard Fox (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe 1991, S. 137–162, S. 140.

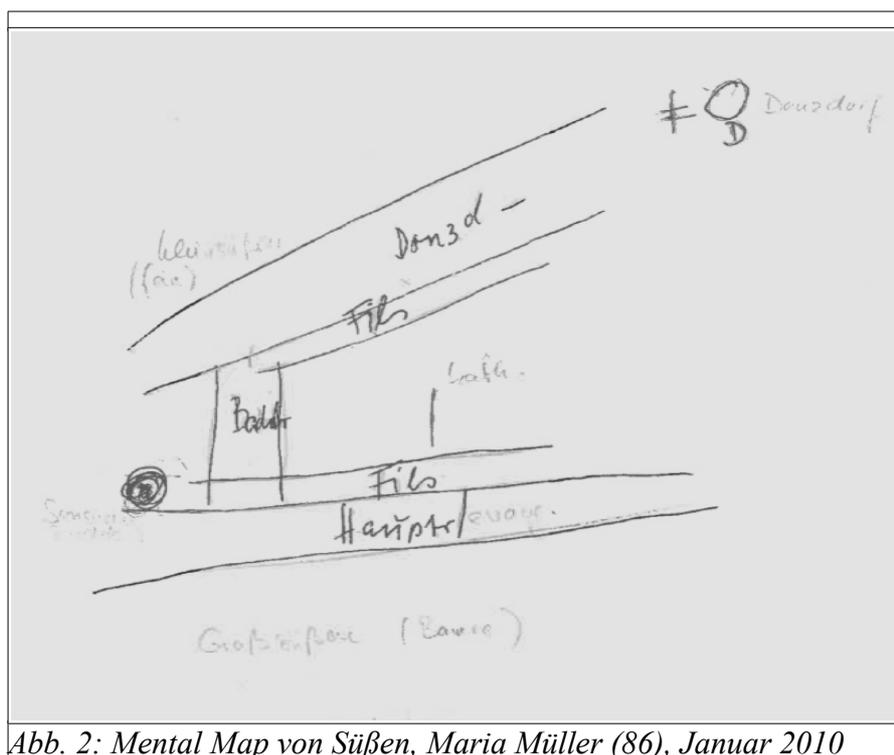


Abb. 2: Mental Map von Süßen, Maria Müller (86), Januar 2010

Aber auch in allen anderen Orten, in denen Erhebungen durchgeführt wurden, existierte über den aktiven Dialektgebrauch hinaus eine Form von metasprachlichem Wissen, ein Wissen über den eigenen Dialekt, über den Dialekt der Nachbarn und über Sprachgrenzen, was zum Beispiel das folgende Zitat einer evangelischen Dialektsprecherin aus Süßen (Landkreis Göppingen) anschaulich belegt:

„Und da ist ja ein Schloss und da sind ja Grafen da oben, gell, auch die Nachkommen von den Grafen sind da. Und Donzdorfer, die zählen sich einfach ein bisschen zum Höheren. Gell. [...] Und die haben auch ein R drin – Donzdorfer⁹⁵ – in ihrem Dialekt, den wir nicht haben. [...] Und dann ist das ja so, wissen Sie, da hinauf – zur Täle, heißt das: Donzdorf, Nenningen, Weißenstein und dann geht’s nach Heidenheim. Heidenheim ist wieder protestantisch, aber da hinauf [...]. Und bei uns ist das auch so – die Fils [Fluss im Ort] hat getrennt. Weil da war ein Fürst, und der eine war evangelisch, und der andere war katholisch, und so ist das entstanden, gell. Also so entsinne ich mich, dass man das so erklärt hat.“⁹⁶

95 Die Befragte bildet einen deutlich betonten stimmhaften uvularen Frikativ im Auslaut.

96 Erhebungsbegleitendes Interview mit Maria Müller (86 Jahre), 21.1.2010, Süßen, Kreis Göppingen (Aufnahme: GP_SUE_25–28).

Die subjektiven Dialektgrenzen und Unterschiede im Sprachgebrauch werden mit mehreren nicht-sprachlichen Argumenten begründet: zum einen sozial – „die zählen sich einfach ein bisschen zum Höheren“ und konfessionell – „Heidenheim ist wieder protestantisch“ –, zum anderen historisch-politisch – „und da ist ein Schloss und da sind ja Grafen“ und naturräumlich – „die Fils hat getrennt“. Die einzelnen Begründungs- und Legitimierungsstränge sind zu einer Geschichte geworden, einer Art und Weise wie „man das eben so erklärt hat“.⁹⁷ Sie ist damit Teil des überindividuellen, metasprachlichen Wissens einer Sprachgemeinschaft oder einer Dorfgemeinschaft. Zum besseren Verständnis zeichnete die Interviewte zusätzlich eine *Mental Map*, auf der man vor allem die innerörtliche Grenze zwischen dem von ihr als „bäuerlich“ beschriebenen evangelischen Großsüßen und dem als „fein“ beschriebenen katholischen Kleinsüßen in Form der Fils und der Hauptstraße erkennt (Abb. 2). Das im Zitat beschriebene Donzdorf wird am Ende der Donzdorfer Straße (rechts oben) durch einen Kreis dargestellt, von dem sich die Interviewte abgrenzt. Der links unten eingezeichnete Punkt dagegen symbolisiert das Rathaus des überwiegend evangelisch geprägten Großsüßen, das bereits in der Jugendzeit der Interviewperson existierte.

Tatsächlich haben natürliche Grenzen, wie sie etwa Karl Bohnenberger beschrieben hat, insbesondere Berge, Hochtäler, Moore und große Wälder, einen Einfluss auf sprachliche Grenzen, da sie früher verkehrstechnische Hindernisse darstellen konnten. In diesen Fällen konnten sie sich auch als Kommunikationsgrenzen etablieren und ehemals ähnliche Varietäten trennen bzw. einen horizontalen Dialektwandel⁹⁸ verhindern.

Subjektiv dienen Flüsse am häufigsten als Indikatoren und Begründungen für sprachliche Grenzen, obwohl diese tatsächlich meist keine großen Verkehrshindernisse darstellten. Daher muss dieser zunächst als kausal erscheinende Zusammenhang hinterfragt werden. In Wertheim wurde zum Beispiel sehr oft der Main als sprachliche Grenze zum nördlich angrenzenden Hessen benannt. Im Kreis Schwäbisch Hall waren es die Jagst und der Kocher. („Über’m Kocher isch es ganz anders“, „Hohenlohe beginnt erst hinter der Jagschst“⁹⁹).

97 Vgl. Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt: Doing Culture with Dialects: Observations from Ethnographic Case Studies on Linguistic Identities. In: Monique Scheer/Thomas Thiemeyer/Reinhard Johler/Bernhard Tschöfen (Hg.): Out of the Tower. Essays on Culture and Everyday Life (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 114). Tübingen 2013, S. 104–123, S. 105.

98 Von einem horizontalen Dialektwandel spricht man, wenn benachbarte Dialekte sich beeinflussen (Dialektkontinuum). Von einem vertikalen Dialektwandel spricht man, wenn die übergeordnete Standardsprache den Dialekt beeinflusst.

99 Erhebungsbegleitendes Interview mit Hedwig Schwarz (82), 8.3.2010, Untermünkheim-Gaisdorf, Kreis Schwäbisch Hall (Aufnahme: SHA_UNT_25–31).

Aber auch schon kleinere Flüsse werden gerne genutzt, um subjektive Dialektgrenzen zu markieren, wie zum Beispiel in Schützingen (Kreis Pforzheim). Hier erzählte uns eine Gewährsperson, dass der Streitenbach zwar nur ein „Bächle“ sei, aber fast die Funktion einer Staatsgrenze zwischen Ludwigsburg und Pforzheim innehätte. Auch andere geografische Besonderheiten – wie der sogenannte „Zigeunergraben“ zwischen Oberderdingen und Flehingen – wären identisch mit der ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze, so eine Gewährsperson aus Östringen (Kreis Karlsruhe).

Tatsächlich wurden natürliche Grenzen wie Flüsse gerne von Herrschenden genutzt, um politische Grenzen zu installieren oder auch um Kirchenspiele zu ordnen (konfessionelle Grenzen, wie zum Beispiel die zwischen den Bistümern von Konstanz und Augsburg). Territoriale Grenzen waren insbesondere dann wirksam, wenn sie auch konfessionell besetzt wurden, da üblicherweise nicht über sie hinaus geheiratet werden konnte. Es ist also bei Flüssen, die als Grenzen benannt wurden, davon auszugehen, dass sie in irgendeiner Form politische oder konfessionelle Ordnungsfunktionen hatten.

Obwohl es anachronistisch scheinen mag, hatten und haben konfessionelle Grenzen durchaus noch eine Relevanz im privaten Alltag vieler älteren Gewährspersonen. Sie berichteten teilweise von Problemen mit den Eltern oder Schwiegereltern, wenn eine Heirat trotz unterschiedlicher Konfessionen stattfinden sollte. So auch die Süßener Interviewte:

„Und mein Bruder, dem seine Frau ist auch katholisch, meine Schwiegertochter ist katholisch – da fragt man heute überhaupt nichts mehr danach [...]. Zum Beispiel mein Vater, der hat immer gesagt, bei meinem Bruder, wo da Taufe war [...]. Mein Bruder hat zu seiner Frau gesagt, dass ist mir egal, ob das jetzt evangelisch oder katholisch ist, das ist mir egal [...]. Und mein Vater hat gesagt, ja du brauchst das Haus nicht mehr betreten – eh, eh – Katholische kommen bei mir nicht ins Haus.“¹⁰⁰

Zudem gehörte der Satz „Das Gesangbuch hat nicht gestimmt“¹⁰¹ zu den typischen Sprüchen, um kulturelle und sprachliche Grenzen zu untermauern. Damit bezogen sich die In-

100 Erhebungsbegleitendes Interview mit Maria Müller (86), 21.1.2010, Süßen, Kreis Göppingen (Aufnahme: GP_Sue_25–28, 00:20:40).

101 Erhebungsbegleitendes Interview mit Heinz Braig (90), 2.7.2010, Bretten. Er äußert sich hier in Bezug auf die Gemeinde Ruit, die heute ein Stadtteil von Bretten ist (Aufnahme: KA_Bre_34–35).

terviewten metaphorisch auf Anderskonfessionelle. Inwiefern unterschiedliche konfessionelle Gebräuche, Lieder und Liturgien in katholischen und evangelischen Gottesdiensten tatsächlich Auswirkungen auf phonetische Differenzen hatte, ist allerdings fraglich. Man kann zwar von einigen religiösen Bezeichnungen ausgehen, die an die jeweiligen Konfessionen gebunden sind, wie zum Beispiel das Dialektwort „Pvoddar“ für Rosenkranz.¹⁰² Dass hier aber tatsächlich Verständigungsschwierigkeiten aufgrund unterschiedlicher christlicher Glaubensrichtungen entstanden sein sollten, ist auszuschließen.

Für die zuvor geäußerte Vermutung einer Gewährsperson, dass Dialekte durch soziale Zugehörigkeiten zu Herrschaftsgebieten entstehen können, lassen sich dagegen viele historische Belege finden. Ein dazu gerne zitiertes Beispiel aus der Sprachwissenschaft stammt aus der nördlichsten Grafschaft von England, Northumberland. Hier spricht man ein uvulares *r*, das der englische Schriftsteller Daniel Defoe (1661–1738) bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts folgendermaßen beschrieb:

„I must not quit Northumberland without taking notice that the natives of this country, of the antient original race or families, are distinguished by a shibboleth upon their tongues, namely, a difficulty in pronouncing the letter *r*, which they cannot deliver from their tongues without a hollow jarring in the throat, by which they are plainly known, as a foreigner is, in pronouncing the *th*: This they call the Northumbrian *r*, and the natives value themselves upon that imperfection, because, forsooth, it shews the antiquity of their blood.“¹⁰³

Ein möglicher Grund für diese besondere Aussprache des *r* liegt in der Popularität des ehemaligen Grafen von Northumberland, Henry Percy (1342–1408) sowie seines gleichnamigen Sohnes mit dem Beinamen „Hotspur“ (Heißsporn) (1364–1403). Beide sind als Widersacher der Könige Richard II. und Heinrich IV. in die Geschichte des Landes eingegangen. Der jüngere Percy Hotspur war aufgrund eines Sprachfehlers nicht in der Lage, das übliche

102 Wie bei der Aufnahme in Böhmenkirch (Kreis Aalen). Es handelt sich dabei um eine Abwandlung des Wortes „Pater“, von „Pater Noster“. Vgl. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch (Bd. I A.B.P.). Tübingen 1904. In Möglingen (ebenfalls Kreis Aalen), bezeichnet man den Rosenkranz als „Baadrnoschdr“. Ähnliche Bezeichnungen („Badr“) lassen sich auch im angrenzenden bayerisch-schwäbischen Landkreis Richtung Augsburg finden. Vgl. Werner König/Manfred Renn: Kleiner Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben (KSBS). Augsburg 2007, S. 122 f.

103 Daniel Defoe: A tour thro' the whole island of Great Britain, divided into circuits or journies. Bd. 3/Brief 9: Eastern Yorkshire, Durham and Northumberland (veröffentlicht zwischen 1724 und 1727). Vgl. <http://www.visionofbritain.org.uk/travellers/Defoe/33>, [2.12.2012].

alveolare *r* zu artikulieren und realisierte stattdessen die uvulare Variante. Da er in der Region sehr beliebt war, kam sein Sprachfehler bei seiner Gefolgschaft und den Bewohnern Northumberland schnell in Mode und hat sich als dialektale Variante teilweise bis heute gehalten.¹⁰⁴

Diese beiden Beispielen für konfessionell und politisch bedingte regionale Sprachphänomene veranschaulichen, wie aus naturräumlichen Gegebenheiten durch kulturell unterschiedliche Prägungen Sprachräume entstanden. Eine solche Prägung war jedoch nur dadurch möglich, dass die Menschen hier eine stark eingeschränkte räumliche und soziale Mobilität hatten, die durch die Grenzen noch verstärkt wurde. Handelte es sich um konfessionelle Grenzen, so konnte häufig nicht über sie hinaus geheiratet werden, handelte es sich um politische Grenzen, so war die Freizügigkeit von Gütern und Personen oft durch Zölle o. Ä. eingeschränkt. Diese Beispiele verdeutlichen zudem erneut, dass viele Dialektsprecher das Bedürfnis haben, ihre subjektiv wahrgenommenen Grenzen zu objektivieren und mit natürlichen Grenzen zu untermauern.

Ein weiterer Bereich, bei dem territoriale und sprachliche Zugehörigkeiten miteinander verknüpft und interpretiert werden, eröffnet sich, wenn man sich Bezeichnungen zuwendet, die Dialektsprecher ihrem eigenen Dialekt geben. Es lässt sich so ein Bild einer subjektiven Dialektlandschaft zeigen, in der andere Daten zum Tragen kommen als Isoglossen. Darüber hinaus werden sprachliche Identitäten und gewünschte Zugehörigkeiten sichtbar.

3.2.4 Selbstbenennungen und Fremdbenennungen

Durch die Auswertung der Frage „Wie würden Sie Ihren Dialekt selbst bezeichnen?“ entstand eine Karte der Dialektbezeichnungen von Dialektsprechern (Abb. 3). Sie zeigt das Erhebungsgebiet des nördlichen Baden-Württemberg, strukturiert in Landkreise (abgekürzt TBB für Tauberbischofsheim; KÜN für Künzelsau; usw.) und ist begrenzt durch die anliegenden Bundesländer Bayern, Rheinland-Pfalz und Hessen. Auch der Neckar und die alte badisch-württembergische Landesgrenze (schwarz-gestrichelt) wurden zur besseren Orientierung eingezeichnet.

¹⁰⁴ Vgl. Rudolf Bühler: R-Varianz im alemannischen Sprachraum. Unter besonderer Berücksichtigung des Aufnahmegebietes des Südwestdeutschen Sprachatlas. MA-Arbeit, Freiburg i. Br. 2004 (nicht veröffentlicht).



Abb. 3: Karte des Erhebungsgebietes mit Selbstbenennungen von Dialektsprechern

Es gab keine vorgegebenen Antworten, sodass die Gewährspersonen dazu angehalten waren, ihren Dialekt frei zu definieren und zu beschreiben. Dabei wurde meistens auf großräumige Dialektbezeichnungen wie „Schwäbisch“ oder „Fränkisch“ zurückgegriffen, aber es wurden auch einige ungewöhnliche Bezeichnungen zu Tage gefördert. Pro Ort waren mehrere Nennungen möglich. Um die Vielfalt übersichtlicher zu gestalten, wurden Mehrfachnennungen in einem Symbol zusammengefasst. Dreiecke symbolisieren Orte an denen die Interviewpersonen ihren Dialekt als „schwäbisch“ bezeichnen, Quadrate symbolisieren fränkische Orte und nach unten gerichtete Halbkreise stehen für die Nennung „badisch“.

An den Dreiecken im südlichen Bereich erkennt man deutlich das dominante schwäbische Sprachgebiet und die schwäbisch-fränkische bzw. hohenlohische Dialektgrenze im Osten. Terminologische Unsicherheiten der Dialektbezeichnung von Sprechern aus dem schwäbisch-fränkischen Übergangsbereich nördlich von Heilbronn (HN) werden dagegen an den vertikalen Balken, den Spiralsymbolen und den Quadraten mit Dreieck deutlich, die im schwäbischen Gebiet kaum zu finden sind. Die vertikalen Balken stehen für eine Nennung der Ortsmundart als Dialektbezeichnung (wie zum Bsp. „Hemsbacherisch“) und können

als Indiz dafür gewertet werden, dass man sich lieber keiner großräumigen Varietät, wie dem „Schwäbischen“ oder „Badischen“, zuordnen will oder kann. Die Spiralsymbole stehen für Bezeichnungen wie „Mischung“ und sind ebenfalls als ein Zeichen unsicherer Dialektidentitäten in Übergangsgebieten zu werten.

Eigenbezeichnungen wie das „Odenwälderisch“, als eine laienlinguistische Bezeichnung für eine Variante des Südfränkischen zeigen, dass für die Identifikation der ansässigen Bevölkerung mit ihrem Dialekt keine sprachwissenschaftliche Legitimation nötig ist.¹⁰⁵ Dennoch hat das Schwäbische eine sehr hohe subjektive Strahlkraft, was vermutlich nicht nur an seiner sprachwissenschaftlich belegten Existenz, sondern auch an seinem hoch diversen Identifikationspotenzial liegt. Auffällig häufiger als in nicht-schwäbischen Dialektregionen antworteten die Sprecher in schwäbischen Gebieten auf die Frage, wie ihr Dialekt zu bezeichnen sei, mit Sätzen wie „wir sind Schwaben“ statt „wir sprechen Schwäbisch“. Der Dialekt wird hier also eindeutig mit einer Art Stammeszugehörigkeit assoziiert.¹⁰⁶ In der Legende spiegelt sich dieses kleine Phänomen auch in den Bezeichnungen „Dachtraufschwaben“ (Haussymbol) oder „Dachdraschwobe“ wider,¹⁰⁷ die des Öfteren im schwäbisch-südfränkischen Übergangsgebiet zu hören waren, wie zum Beispiel in Tiefenbronn bei Pforzheim:

„Ja gut, das ist ja so bei uns, da hat ja [...] wir sind ja eingekreist von den Schwaben, die haben einen total anderen Dialekt, aber wir verstehen sie, aber wir schwätzen nicht viel miteinander. Weil wir fühlen uns als Badenser noch. Oder: ‚Dachtraufschwaben‘.“¹⁰⁸

Das bedeutet, dass das Schwäbische selbst in einer leicht pejorativen Form als vermeintliche Stammesbezeichnung¹⁰⁹ stärker oder zumindest genauso stark ist wie das „Südfränki-

105 In der Sprachwissenschaft gibt es kein „Odenwälderisch“. Es würde hier als eine Variante des Rheinfränkischen bezeichnet.

106 Vgl. Nina Kim Leonhardt: Regional – sozial – individual: Bedeutung und Wandel subjektiver Sprachräume in Nord-Baden-Württemberg. In: Dies./Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 55–70, S. 60 f.

107 Vgl. S. 33. Die Bezeichnung wird hier einmal in standarddeutscher und einmal schwäbischer Lautung angeführt.

108 Erhebungsbegleitendes Interview mit Volker Hardt (77), Tiefenbronn, 28.11.2011, notiert durch Studentin Lucia Reckers im Rahmen des von der Autorin der vorliegenden Arbeit durchgeführten Seminars „Dialektforschung als Kulturwissenschaft“ im WS 2011/12 am Ludwig-Uhland-Institut.

109 Dazu vgl. Hugo Moser zum Begriff der Stammesgrenzen: Stämme waren oft nicht mehr als Siedlergenossenschaften, deren Mitglieder oft unterschiedlichster Herkunft waren, sie verfügten weniger

sche“, das „Badische“ oder das „Alemannische“. Dementsprechend häufiger ist es auch als Bezeichnung in dialektalen Übergangsgebieten vorzufinden. Bemerkenswert ist hier allerdings, dass der Begriff „Dachtraufschwabe“ nur in ehemals württembergischen Gebieten auftaucht – die drei Orte Neuenstadt am Kocher, Gundelsheim und Widdern (Haussymbol) befinden sich zwar alle im fränkischen Dialektraum, aber auf der ehemals württembergischen Seite. In den ehemals badischen Gebieten findet man den „Dachtraufschwaben“ hingegen nicht. Das zeigt, wie groß noch heute der Einfluss vergangener politischer Zugehörigkeiten auf sprachliche Identitäten ist. Bereits Arno Ruoff stieß auf dieses Phänomen, vor allem rund um Bretten und Pforzheim, wo sich auch der Begriff „Anwandschwaben“ (Anwand = Ackerrand) fand.¹¹⁰

Allerdings ist die subjektiv empfundene historische Qualität einer territorialen oder politischen Grenze ebenfalls bereits historisch subjektiv-psychologisch geprägt. Denn natürlich wurde sie auch in ihren anfänglichen Konstruktionsprozessen mit Bildern und Typisierungen aufgeladen. Dazu gehören mit Sicherheit auch diejenigen des sparsamen und arbeitswütigen Schwaben im Gegensatz zum geselligen und genussorientierten Badener, wie sie Hermann Bausinger in seinem 2002 erschienenen Band „Die bessere Hälfte: Von Badenern und Württembergern“ ausführlich beschreibt.¹¹¹ Man *spricht* nicht nur Schwäbisch, man *ist* schwäbisch. Badisch dagegen ist vor allem der Dialekt, das Land, der Wein – weniger die Menschen selbst, was auch für die übergeordnete Varietät des Fränkischen gilt. Es gibt zwar den „Badener“, dennoch wird ein Mensch selten als „badisch“ bezeichnet. Dagegen kann man sich unter einer „schwäbischen“ Hausfrau etwas vorstellen.

Zudem lassen sich die unterschiedlichen Dialekte des ehemaligen Königreichs Württemberg treffender unter dem Oberbegriff des „Schwäbischen“ zusammenfassen als die verschiedenen Dialekte des ehemaligen Großherzogtums Baden unter der Bezeichnung „Badisch“ (auch weil hier, wie oben beschrieben, teilweise bereits der fränkische Sprachraum beginnt). Das Großherzogtum Baden erstreckte sich über mehrere unterschiedliche Dialektregionen, wie zum Beispiel den südfränkischen Raum und das Gebiet des Boden-

über sprachliche Homogenität als über kultische Übereinkünfte. Vgl. Hugo Moser: Sprachgrenzen und ihre Ursachen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 22, Wiesbaden 1954, S. 87–111, S. 90.

110 Arno Ruoff: Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Statik und Dynamik eines Übergangsgebiets untersucht und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen (= *Idiomata*, 7/Teil 1, Textband). Tübingen 1992, S. 96.

111 Hermann Bausinger: Die bessere Hälfte: Von Badenern und Württembergern. Stuttgart/München 2002.

seealemannischen.¹¹² Hinzu kommt die Problematik, dass das „Alemannische“ für Laien schwierig zu definieren ist (weil es als Oberbegriff auch schweizerdeutsche, elsässische, vorarlbergische und schwäbische Dialekte umfasst). Der schwäbische Dialekt hat hier also einen terminologischen Vorteil gegenüber dem Badischen. Dieser Vorteil besteht auch gegenüber dem Fränkischen in Württemberg, da mit dem fränkischen Dialekt im Allgemeinen der nördliche Teil Bayerns in Verbindung gebracht wird, weniger – oder nur in den seltensten Fällen – auch die Landkreise Künzelsau, Tauberbischofsheim, Schwäbisch Hall, Mosbach und Heilbronn.

Eine besondere Stellung im fränkischen Sprachraum nehmen dagegen die Hohenloher ein, deren Name sich von dem ehemaligen Herrschaftsgebiet eines Adelsgeschlechts (Haus Hohenlohe) ableitet. Auch der Name des heutigen Landkreises, der „Hohenlohekreis“, rekurriert auf dieses ehemalige Fürstentum. Zum Dialektgebiet des Hohenlohischen als eine Form des Ostfränkischen gehören aber auch Städte und Gemeinden aus dem Landkreis Schwäbisch Hall und dem Main-Tauber-Kreis. Der Hohenloher Dialekt kennzeichnet sich durch einige sprachliche Besonderheiten, die hier teilweise bereits beschrieben wurden. Saliend waren zum Beispiel die Wörter: „Madlich“ [Mädchen], „Vochal“ [Vogel], „Wache“ [Wagen], „Bamlich“ [Bäumchen]. Er wird daher von anderen angrenzenden Sprachgemeinschaften stark wahrgenommen. Aber auch die Hohenlohischen Gemeinden selbst bezeichnen ihren Dialekt als „Hohenlohisch“ und schreiben sich Eigenschaften wie besondere Schläue („Hohenloher Schlitzohr“) und einen speziellen Humor, gepaart mit etwas Rebellentum, zu. Gerne bezieht man sich auf das von Goethe geadelte Landeskind Götz von Berlichingen und dessen legendären Ausspruch.

Das heißt sobald die Sprecher mit ihrem Dialekt subjektiv mehr verbinden können als spezielle Lautungen und Lexeme, zum Beispiel bestimmte Charakterzüge oder Vorlieben, steigt die Bereitschaft, sich als ein Mitglied der jeweiligen Sprachgemeinschaft zu bezeichnen. Daneben gibt es auch bestimmte Eigenschaften und Vorzüge, die im Allgemeinen mit dem Sprechen eines Dialekts in Verbindung gebracht werden, wie hier im Folgenden beschrieben wird.

112 Zur Verwendung der Bezeichnung „badisch“ als Mundartareal, vgl. Rudolf Bühler/Volker Schupp: Wir sprechen (fast) alles außer badisch. Zur dialektgeographischen Situation in Baden. In: Badische Heimat 2012/92, S. 268–276.

3.2.5 Einstellungen, situative und interpersonelle Dialektgrenzen

Grenzüberschreitend sind die Spracheinstellungen bzw. Beschreibungen des Dialekts, die mit Frage 3 des erhebungsbegleitenden Fragebogens „Was sind Ihrem Gefühl und Ihren Erfahrungen nach die Vorteile Ihres Dialekts?“ evoziert wurden. Um eine Übersicht der häufigsten Antworten zu erhalten, sind die Aussagen von 231 beantworteten Fragebogen unter acht verschiedenen Schwerpunkten zusammengefasst, die jeweils einen bestimmten Vorteil des Dialekts bzw. des Dialektsprechens beschreiben:

- *Kürze*: Dialekt sagt mit einem Wort das, wofür man sonst zehn Worte braucht
- *Direktheit*: man kann etwas treffender ausdrücken, besser schimpfen
- *Authentizität*: ungekünstelt, entspannt
- *Kreativität*: hohe Ausdifferenzierung, Dialekte sind vielfältig und interessant, größere Wortvielfalt, besseres Ausdrucksvermögen
- *Identität*: Heimatgefühl, man ist es gewohnt, es ist Tradition, Dazugehörigkeitsgefühl, Ortsbezug, Zusammengehörigkeitsgefühl im Ort
- *Einzigartigkeit*: viele alte und fremde Wörter (vor allem französischer Provenienz), Kulturgut
- *Nähe/Loyalität/Sympathie*: man fühlt sich den Menschen verbunden, man hat das Gefühl man kennt den anderen, sympathisch, witzig, schöner Klang
- *Mehrsprachigkeit/Internationalität*: man versteht auch Schweizer und Österreicher

Obwohl die Standardsprache bei der Frage nach Vorteilen des Dialekts nicht direkt angesprochen wurde, wurde „das Hochdeutsche“ hier oft von Gewährspersonen herangezogen, um den eigenen Dialekt besser charakterisieren zu können. In diesen Fällen wurde es als „kalt“, „anstrengend“ und „peinlich“ beschrieben, um die gegenteiligen Vorzüge des Dialektes hervorzuheben.

Es wurden aber auch Nachteile des Dialekts in Form von Verständigungsproblemen mit Nicht-Dialektsprechern wie etwa Heimatvertriebenen, Zugezogenen und Ausländern angesprochen. Bemerkenswert ist hier, dass zwischen diesen verschiedenen nicht-dialektalen

Gruppen nicht weiter differenziert wird. Hier gilt einzig und allein das Unterscheidungskriterium „Dialektsprecher“ vs. „Nicht-Dialektsprecher“. Weitere, als nachteilig empfundene Aspekte des Dialektsprechens wurden durch Berichte von unangenehmen Situationen in Vorstellungsgesprächen, Angst vor Erniedrigungen oder Ausgrenzung (hier spielen vor allem negative Erinnerungen an die Schulzeit eine Rolle) und Unbehagen bei öffentlichen Reden illustriert.

Subjektiv empfundene Dialektgrenzen werden sichtbar, die sich weder als territorial, generationell oder sozial beschreiben lassen. Es handelt sich vielmehr um gefühlte Nähegrenzen, die durch bestimmte öffentliche Situationen oder Kontakte mit nicht-dialektalen Personen kurzfristig überschritten werden.

3.2.6 Subjektive generationelle Dialektgrenzen

Es muss nicht immer der fremd-klingende Dialektgebrauch von Nachbarn oder Zugezogenen sein, der als Dialektgrenze wahrgenommen wird. Auch innerhalb der eigenen Familie werden Unterschiede im Dialektgebrauch empfunden und auch hier werden Gründe dafür angeführt. Auf die zweite Frage des erhebungsbegleitenden Fragebogens „Sprechen Ihre Kinder und Enkel den gleichen Dialekt wie Sie?“ antworteten 152, also ca. zwei Drittel der befragten Gewährspersonen, dass die Kinder, vor allem aber die Enkel, dem eigenen Empfinden nach nicht mehr so dialektal sprächen wie sie selbst (vgl. Abb. 4). Etwa zehn Prozent gaben an, dass ihre Kinder gar keinen Dialekt sprächen, genauso viele, dass ihre Kinder den gleichen Dialekt wie sie selbst sprächen. Ebenfalls knapp zehn Prozent konnten hierzu keine Angaben machen.

Auf die Nachfrage, warum die eigenen Kinder und/oder Enkel den Dialekt nicht mehr sprächen, gaben von den insgesamt 152 Personen, die sich in dieser Hinsicht negativ geäußert hatten (im Diagramm die Anteile „Dialekt verringert sich“, „Dialekt verschwindet“ und „Enkel sprechen Hochdeutsch“) über die Hälfte (80 Personen) an, dass die Gründe hier in der Schulausbildung bzw. der hochdeutschen Spracherziehung während der Schulzeit und im Kindergarten zu finden seien (vgl. Abb. 5).

Andere Gründe, die genannt wurden, tendierten in eine ähnliche Richtung und bezogen sich auf den standardsprachlichen Einfluss von anderen (Bildungs-) Institutionen

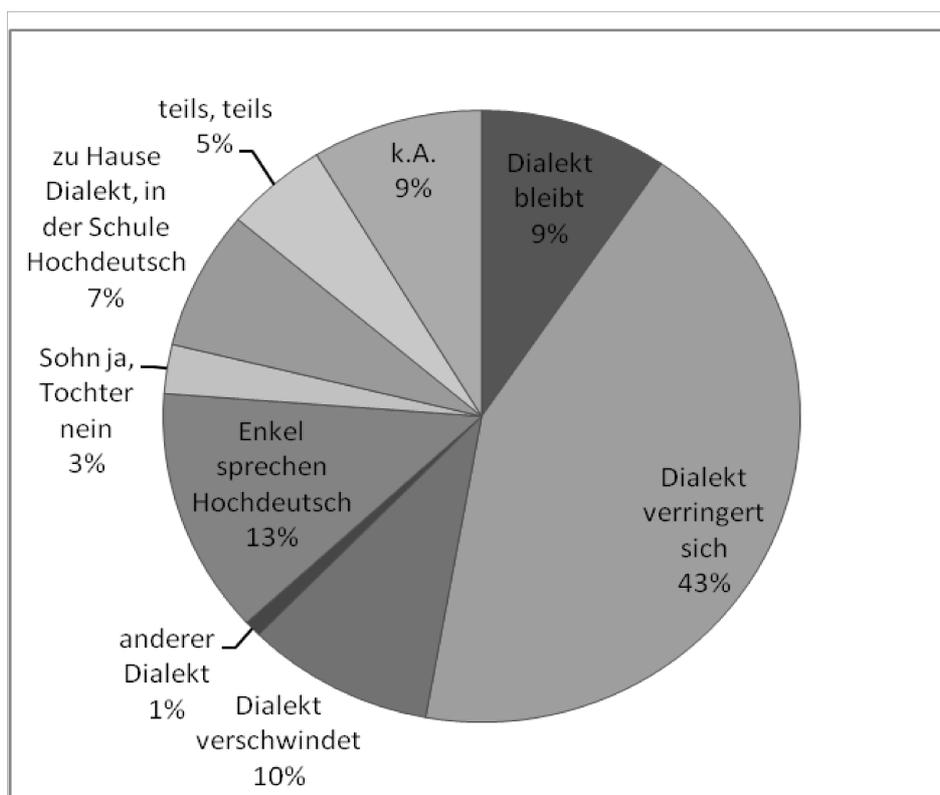


Abb. 4: Antworten auf die Frage „Sprechen Ihre Kinder und Enkel den gleichen Dialekt wie Sie?“ (231 Befragte)

(Studium/Beruf) oder den Einfluss von nicht-dialektalen Sprechern. Das folgende Zitat steht beispielhaft für einen Erklärungsversuch.

„Heute kommen ja die Lehrer fast alle von auswärts. Die wissen ja von unserer Geschichte sowieso nichts mehr. Die hän [haben] gar keine Beziehung mehr zum Ort. [...] Und dann kommt ein Lehrer von Sachsen und soll Schwäbisch reden. [...] Und auch deswegen geht vieles verloren oder ist schon verloren gegangen – so in der Vergangenheit.“¹¹³

Interessanterweise spielten andere Faktoren, wie der Einfluss von Medien oder eine negative Einstellung zum Dialekt, eine äußerst geringe Rolle in der subjektiven Wahrnehmung der älteren Dialektsprecher.

Zum einen verdeutlichen diese Antworten die Furcht vor einem Dialektrückgang bzw. dem vielzitierten „Aussterben des Dialekts“ (wie es bereits Johann Christoph Adelung 1774 an-

¹¹³ Zitat von Traugott Echter (80), 14.5.2010, Neuhausen, Kreis Esslingen (ES_Neu_28–35, 00:26:45-7).

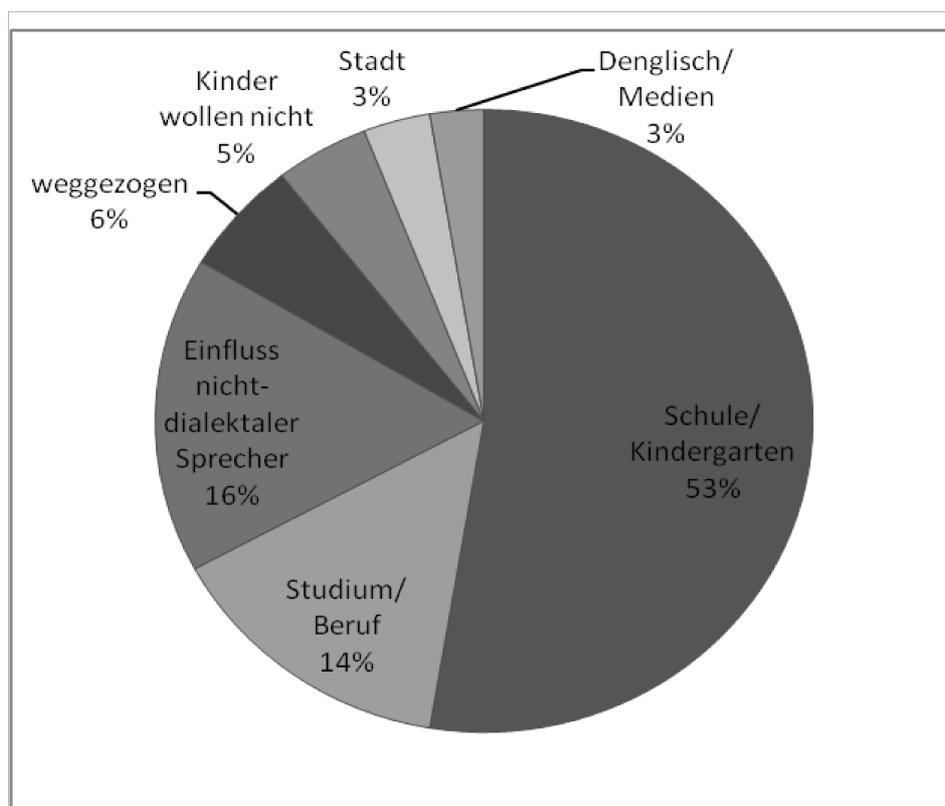


Abb. 5: Antworten auf die Frage „Warum sprechen Ihre Kinder und Enkel weniger oder keinen Dialekt mehr?“ (152 Befragte)

kündigte¹¹⁴), zum anderen zeigt sich, dass die Bildung bzw. der Bildungsgrad als einer der Hauptantagonisten des Dialekts gesehen wird, welches im Umkehrschluss wiederum die Annahme von Bildungsferne und hoher Dialektalität zulässt. Nur in Ausnahmefällen wurde von den Befragten realisiert, dass sie selbst auch über eine schulische Ausbildung verfügten, also in der Schule zu einer korrekten Orthografie angehalten wurden, was ebenfalls eine Auseinandersetzung mit der gesprochenen Standardsprache implizierte. Diese Ergebnisse verdeutlichen ein Phänomen, das in der Sprachwissenschaft altbekannt ist: Der natürliche Sprachwandel wird als Sprachverfall wahrgenommen und als solcher kritisiert.

3.2.7 Fazit der erhebungsbegleitenden Befragungen

Es ist nicht einfach, den Basisdialekt einer Ortschaft zu erheben, denn dieser stellt keine objektiv existierende Größe dar, sondern realisiert sich erst im Gespräch der Bewohner. Zu

114 „Die sogenannte höhere und poetische Schreibart arbeitet unaufhörlich am Untergang der Mundart des täglichen Umgangs“, aus der Vorrede zum grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, zitiert nach Eckart Frahm: Fragen zum Dialekt. In: Ders. (Hg.): Renaissance des Dialekts? Tübingen 2003, S. 233–258, S. 235.

den dafür – unterschiedlich gut – geeigneten Erhebungsmethoden stellte Fritz Enderlin bereits um 1910 fest:

„Direkte Aufnahmen können auf zwei Arten gemacht werden: Entweder man kommt mit einer Liste zu den Leuten, fragt bestimmte Wörter und Formen ab, lässt Sätzchen aus dem Schriftdeutschen in den Dialekt übertragen, zeigt den Leuten Gegenstände und lässt sie benennen, veranlasst auch wohl die Versuchsperson, solche aufzuzählen – oder aber man kommt lediglich mit der allgemeinen Absicht, im Verlaufe einer zwanglosen Unterhaltung auf alle phonetischen Phänomene acht zu geben, und notiert sie sich nachher oder, wenn man's einmal zur nötigen Vertrautheit mit den Leuten gebracht hat, während des Gesprächs selbst alles, was einem auffällt, am liebsten gleich die ganze Unterhaltung. Ein ganz besonders günstiger Spezialfall ist der, dass man selbst nicht Mitredender, sondern Zuhörer ist, in welcher glücklicher Lage ich oft war, indem ich von der Nebenstube aus, wo ich zu arbeiten pflegte, bei halb geöffneter Tür bequem und deutlich hören konnte, was in der Stube etwa mit Besuchern gesprochen wurde, ohne dass die sprechende Person etwa meiner gewahr und dadurch befangen wurde. Eine andere Gelegenheit zuzuhören, war ‚das Bänklein der Alten‘, auf dem alltäglich, sofern es die Witterung erlaubte, nach 4 Uhr vier alte Keßwiler zusammenkamen.“¹¹⁵

Enderlin erkannte also bereits vor 100 Jahren individuelle Schwankungen im Lautungsgebrauch, insofern als von ein und derselben Person manchmal standardnähere Formen verwendet wurden, manchmal nicht. Er führte das auf den „Situationsfaktor“ zurück – „die durch eine bestimmte Situation verursachte Bewusstseinstellung“¹¹⁶ –, hielt es aber für zu kompliziert und aussichtslos, den Ursachen nachzugehen. Vermutlich spielt beim „Situationsfaktor“ vor allem die Art und Weise, in der die Gewährsperson den Explorator, also den Gesprächspartner, wahrnimmt, eine entscheidende Rolle. Diese wiederum wird maßgeblich bestimmt durch die sprachliche Varietät und den sozialen Status. Die von der Autorin gesprochene standardnahe Varietät führte beispielsweise dazu, dass auch die Befragten oft einige Umstellungszeit benötigten, um eine dialektale Varietät für ihre Antworten zu

115 Fritz Enderlin: Die Mundart von Kesswil im Oberthurgau. Mit einem Beitrag zur Frage des Sprachlebens (= Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, 5). Frauenfeld, o. J. (um 1910), S. 10.

116 Ebd., S. 157.

verwenden. Die von den Gewährsleuten anfänglich oft als unangenehm antizipierte Abfragesituation durch eine Universitätsmitarbeiterin verlor aber in der Regel schnell ihren Schrecken. Viele der Befragten hatten sogar sichtlich Spaß. Natürlich konnte aufgrund zeitlicher und finanzieller Einschränkungen nicht von der hier als „glücklich“ beschriebenen Bedingung der „heimlichen Beobachtung“ ausgegangen werden. Dies muss bei der Auswertung des sprachwissenschaftlichen Materials immer mitbedacht werden.

Inwiefern das in diesem Zusammenhang ebenfalls abgefragte metasprachliche Wissen tatsächlich erst im Rahmen des Interviews von den Gewährspersonen erfunden bzw. leicht überzeichnet wurde, lässt sich im Nachhinein nur sehr schwer nachvollziehen. Allerdings deutet der oft überindividuelle Charakter von geäußerten Wahrnehmungen und Einstellungen zum Dialekt darauf hin, dass es sich hier meist nicht um persönlich kreierte, sondern um tradierte Dialektgeschichten der Sprachgemeinschaft handelte. Zudem war das Bedürfnis mehr als nur die abgefragten Wörter mitzuteilen im Allgemeinen sehr groß. So wurde hin und wieder über Dinge und Ereignisse berichtet, die gar nicht erfragt worden waren. Viele Befragte empfanden das ihrer Sprache entgegengebrachte Interesse als positiv und reagierten darauf, indem sie viel redeten.

Ob und inwiefern sich die räumliche Orientierung beim Konsum von alltäglichen Gebrauchsgütern (Frage 5) und das Mediennutzungsverhalten (Frage 4) auf den Dialektgebrauch auswirken, wurde bei den Sprachethnografien berücksichtigt. Eine sprachgeografische Auswertung dieser Daten könnte ebenfalls relevant werden, wenn im diachronen Vergleich mit älteren Sprachdaten Wanderungs- und Verschiebungstendenzen von Isoglossen in einzelnen Gebieten festgestellt werden. Hier könnten diese Daten dann dazu dienen, bestimmte lautliche oder lexikalische Bewegungsrichtungen mit dem Einkaufsverhalten und medialer Orientierung der Sprecher zu untermauern bzw. zu erklären.

Die zuvor dargelegten empirischen Ergebnisse der erhebungsbegleitenden Befragungen liefern bereits erste Einblicke in regionalsprachliche Identitäten. So zeigt sich bei allen Dialektsprechern ein großes Bedürfnis nach sprachlicher Abgrenzung zu den Nachbargemeinden, welches häufig kollektiv mit Geschichten und Wortunterschieden belegt wird. Sprachliche Unterschiede werden durch natürliche, territoriale, politische und konfessionelle Grenzen begründet und legitimiert (vgl. Abschnitt 3.2.3). Es gibt also eine starke Tendenz

zu Hypostasierung mentaler Vorstellungen und Emotionen, die man auch als Verräumlichung bezeichnen könnte.

Die hier gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse bilden die Grundlage für die sprachethnografische Forschung. Durch intensivere Ortssprachenanalysen und einen intergenerationalen Vergleich sollen individuelle Repräsentationen von subjektiv wahrgenommenen territorialen, sozialen und generationellen Dialektgrenzen genauer beschrieben und analysiert werden.

3.3 Sprachethnografische Untersuchungen in drei Orten unterschiedlicher Dialektregionen des Erhebungsgebietes

Bei den hier vorliegenden Sprachethnografien wird ergänzend zu den metasprachlichen Daten, die während der sprachwissenschaftlichen Erhebungen gewonnenen wurden, vertiefend untersucht, ob bezüglich bestimmter Spracheinstellungen und Benennungen sprachlicher Unterschiede, Grenzen und Besonderheiten, regionale und vor allem generationelle Unterschiede bestehen. Die Frage lautet also, inwiefern ein von allen Bewohnern akzeptiertes und verinnerlichtes Sprachraumkonzept existiert, das an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wird, und inwiefern es sich verändert.

Dazu werden vor allem generationsübergreifende, kollektive, metasprachliche Konzeptionen in den jeweiligen Regionen herausgearbeitet. Wo dies nicht möglich ist, werden einzelne Profile der individuellen metasprachlichen Konzepte nachgezeichnet. Darüber hinaus wird untersucht, inwiefern regionale Unterschiede von Wissenskonzepten auch davon abhängig sind, ob es sich jeweils um eine homogene Dialektregion, ein dialektales Mischgebiet oder um ein dialektales Grenzgebiet handelt.

Zu diesem Zweck wurden sprachethnografische Erhebungen in drei schwäbischen Orten in regionalsprachlich sehr unterschiedlichen Gebieten des Erhebungsraums des Sprachatlasprojekts durchgeführt. Zunächst in Neuhausen auf den Fildern (im Mai/August/September 2010) als einem Beispielort für ein durchgängig schwäbisches Sprachgebiet. An zweiter Stelle folgte Stimpfach (im Februar/Mai 2011), zwischen Ellwangen und Crailsheim an der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze, als einem Beispielort in einem dialektalen Grenzgebiet. Der dritte ausgewählte Ort war Lauffen am Neckar (im Mai 2011), im schwäbisch-fränkischen Gebiet südwestlich von Heilbronn, als einem Beispielort für ein dialek-

tales Übergangsgebiet. In allen drei Fällen handelte es sich auch um Erhebungsorte für den *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg*, wobei Neuhausen auf den Fildern den einzigen voll erhobenen Ort darstellt (59-seitiges Fragebuch). In Stimpfach und Lauffen wurden Kurzerhebungen durchgeführt (16-seitiges Fragebuch).

Neben den regulären sprachwissenschaftlichen Abfragungen für den *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg* wurden pro Ort fünf bis sechs Einzel- und Gruppeninterviews mit Dialektsprechern zwischen 17 und 34 Jahren und Dialektsprechern zwischen 56 und 87 Jahren geführt, die wie bei den vorigen Erhebungen über die Gemeinden kontaktiert wurden. Bei den leitfadengestützten Interviews (siehe Anhang B, *Fragebogen Erhebung* und Anhang C, *Fragenkatalog junge Sprechergeneration*) wurden unter anderem auch durch das Zeichnenlassen von *Mental Maps* in vorgegebene Landkarten, individuelle kognitive Dialekträume und gleichzeitig deren subjektive Erklärungsmuster, wie zum Beispiel historisch-kulturelle und soziale Begründungen sprachlicher Grenzen, abgefragt. Bereits während der Erhebungen hatte sich eine interessante Mischform der Interviews aus Abfragen von dialektalen Begriffen und einem Sprechen über Sprache ergeben, die sich mitunter als lebhafter und fruchtbarer erwies als das stringente Durcharbeiten des metasprachlichen Fragebogens am Ende einer sprachwissenschaftlichen Befragung. Oft wurde durch das Abfragen eines einzelnen Wortes eine Assoziationskette bei den Gewährspersonen ausgelöst, die metasprachliches Wissen zu Tage förderte (vgl. S. 34).

Zudem wurde in jedem der drei Orte jeweils ein Interview mit einem Ortschronisten geführt, um von den Bewohnern als kulturelle oder geschichtliche Charakteristika antizipierte Besonderheiten des Ortes mitberücksichtigen zu können. Durch Angaben zur jeweiligen geografischen Lage der Orte und kurze demografische Informationen wurden die jeweiligen Sprachethnografien hier zusätzlich ergänzt. Ziel dieser Vorgehensweise ist – über eine dichte Beschreibung im Sinne Clifford Geertz¹¹⁷ hinaus – Hinweise zu erhalten, welche Faktoren letztlich für bestimmte Einstellungen unterschiedlicher Ausprägungen sowie spezifische Tradierungen dialektalen Verhaltens und dialektaler Identitäten verantwortlich sind. Die Forschungsfrage lautet: Inwiefern ist territoriale Identität ein sprachlicher Faktor

117 Die ethnologische Forschungsmethode der „Dichten Beschreibung“ wurde erstmals von Clifford Geertz in seinem 1983 erschienenen Buch „Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme“ erläutert. Diese Form der „teilnehmenden Beobachtung“ stellt auch in der Volkskunde ein gängiges Modell zur Untersuchung der eigenen Kultur dar, die Geertz im Sinne seines semiotischen Kulturbegriffs als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“ bezeichnet. Vgl. Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt 1983.

und im Umkehrschluss Regionalsprachlichkeit eine Konstruktion von territorialer Identität?

3.3.1 Neuhausen auf den Fildern

3.3.1.1 Ortsbeschreibung

Neuhausen auf den Fildern ist eine schwäbische Gemeinde des Landkreises Esslingen mit ca. 11500 Einwohnern und liegt zwanzig Kilometer südöstlich von Stuttgart. Es gehört zum mittelschwäbischen Sprachraum. Neuhausen ist in den umliegenden Gebieten auch als „Katholisch-Neuhausen“ bekannt, da es im 14. Jahrhundert unter österreichische Herrschaft gelangte und von der Reformation wenig tangiert wurde. Vor der napoleonischen Neuordnung 1802 gehörte es kurzzeitig zum Bistum Speyer, dann bis 1806 zum Großherzogtum Baden und seitdem, bis zu dessen Zerfall, zum Königreich Württemberg. Die Bewohner von Neuhausen waren meist keine Großbauern, wie auf den Fildern sonst üblich, sondern Nebenerwerbslandwirte und hauptberuflich im Handwerk beschäftigt. Insbesondere um die Jahrhundertwende mussten die Neuhausener in den umliegenden Orten und in Stuttgart als Handwerker ihr Auskommen suchen. Viele wanderten in dieser Zeit oder während der Weimarer Republik in die USA aus. Auch nach 1945 waren sie weiter als Handwerker in den umliegenden Ortschaften beschäftigt, wodurch sie mit deren Bewohnern der Nachbarorte in Kontakt kamen, wie ein älterer Interviewpartner erklärte:

„Landwirtschaft ist in Neuhausen nicht so [...], da ist mehr in Sielmingen. Die urige Baure und die Nachkommen davon. Ich komm auch nicht aus der Landwirtschaft und auch nicht unsere Vorfahren. Es war ja so üblich, dass in jedem Häusle war a [eine] Kuh und die Neuhausener das waren viele Gipser, Stukkateure und vom Bauberuf, Steinmetze und so weiter und die haben alle in Stuttgart geschafft. Bei meinem Großvater war das auch so. Samstagmorgens um drei sind sie weggelaufen nach Stuttgart, da die alte Weinsteige nunter und dann hän [haben] sie um siebene unten in der Stadt angefangen.“¹¹⁸

Weitere Kontakte zum anderskonfessionellen Umland waren vor allem während der Fastnachtszeit üblich, da Neuhausen in der Region für seine katholischen Fastnachtsbräuche

118 Zitat von Hans Meier (80), 13.5.2010, Neuhausen (ES_Neu_1–11, 00:39:50–4).

und Umzüge bekannt war.¹¹⁹ Noch heute wirkt die große neugotische Basilika St. Petrus und Paulus, die 1850 gebaut wurde – sie gilt als die größte Dorfkirche Europas – wie ein Bollwerk des Katholizismus gegen die umliegenden evangelischen Orte. Auch in der jüngeren Generation ist man sich dieser konfessionellen Eigenart bewusst. Doch vor allem bei den Älteren hat sich diese Besonderheit so sehr eingepreßt, dass sie sich noch heute in einer starken Abgrenzung zu den Nachbargemeinden manifestiert – insbesondere zum Nachbarort Sielmingen, zu dem bis in die 1970er-Jahre hinein die engsten wirtschaftlichen Beziehungen bestanden. Häufig war es so, dass Neuhausener Nebenerwerbslandwirte als Tagelöhner bei Sielminger Bauern aushalfen, welches vermutlich ein Grund für die häufige und einseitige¹²⁰ Ablehnung der Sielminger durch die Neuhausener war.

Insgesamt wurden in Neuhausen sechs ältere Gewährspersonen im Alter von 56 bis 80 Jahren und sechs jüngere Gewährspersonen im Alter von 19 bis 31 Jahren nach ihren empfundenen Dialektgrenzen und Einstellungen befragt (siehe Anhang D, *Interviewpartner der Sprachethnografien*). Dabei wurden schnell große Unterschiede zwischen den Altersgruppen sichtbar. Während sich die ältere Generation durchgängig und damit überindividuell zum Dialekt der Nachbarorte, insbesondere zum „Sielmingerisch“, abgrenzte, geschah dies in der jüngeren Generation nur zaghaf. Bei Letzteren fielen die subjektiven Dialekträume größer aus und wiesen, je nach Befragtem, unterschiedliche Formen und Größen auf. Dennoch wurden auch von der jüngeren Generation wiederholt ähnliche Dialekträume, wie „Stuttgart“ oder die „Schwäbische Alb“ benannt, von denen man sich sprachlich abzugrenzen suchte, sodass sich durchaus ein Generationenporträt zeichnen lässt.

3.3.1.2 Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Neuhausenern

Bei der älteren Generation kann man ohne Einschränkungen von einem kollektiven metasprachlichen Wissen sprechen, was sich vor allem dadurch kennzeichnet, dass hier sprachliche Unterschiede des „Neuhausener Schwäbisch“ gegenüber dem „Sielminger Schwäbisch“ beschrieben werden. Weitere umliegende Orte werden zwar auch erwähnt (wie zum Beispiel Wolfschlugen oder Bernhausen), spielen aber eine untergeordnete Rolle.

119 Vgl. Markus Dewald: Die Zahl der Narren ist unendlich: Fastnacht in Neuhausen; von der Dorffastnacht zur organisierten Narrenschaу. Tübingen 2001.

120 Alle benannten Unterschiede zum Sielminger Dialekt wurden von der Autorin überprüft und konnten nicht oder nur zum Teil verifiziert werden (siehe folgender Abschnitt). Bei der Erhebung in Sielmingen ließ sich zudem keine gesonderte Abneigung der Sielminger gegenüber den Neuhausenern feststellen.

„Denken Sie mal Sielmingen, das sind ja bloß vier Kilometer weg von hier. Da tun sie ganz anders sprechen als wir. Die sagen nicht ‚eine Leiter‘ sondern ‚a Loider‘ oder ‚a Loader‘, gel? Die schwätzen wieder ganz anders und sind bloß vier Kilometer weg.“¹²¹

Die Unterschiede im Sprachgebrauch wurden von den älteren Neuhausenern meist mit der konfessionellen Eigenart Neuhausens begründet, aber auch mit einer nicht-bäuerlichen Herkunft der Neuhausener gegenüber den Sielmingern (siehe Zitat Hans Meier, S. 60). Erstaunlich war die Fülle der Wortunterschiede, die benannt wurden, wobei sich auch manche Beispiele doppelten – also tatsächlich von mehreren, unterschiedlichen Personen benannt wurden – wie zum Beispiel die Bezeichnung für Kartoffel, die sich insofern unterscheidet, als man in Neuhausen „Grumbiere“ und in Sielmingen „Äbier“ oder auch „Jabier“ sagen würde:

Interviewer: „Und wenn man hier Flachkuchen macht?“

Rudolf Vogt: „Meinen Sie Pfannkuchen?“

I: „Nein, ich meine so eine Art Pizza.“

Traugott Echter: „Des hen mer früher net ghet. [Das haben wir früher nicht gehabt.] Ja, in Sielmingen gibt’s ja sowas. Aber bei uns nicht.“

R. V.: „Mir habet die normalen Pfannkuchen.“

R. V. : „Mir tun Kartoffle koche – wir hen allerdings – muss ich vielleicht dazu sagen – in Neuhausen zu den Kartoffeln ‚Grumbiere‘ gesagt.“

I: „Ah ja.“

T. E.: „‚Grumbiere‘ das ist auch wieder [Abbruch]. In Bernhausen und Sielmingen, da ist das was ganz anderes.“

R. V. : „Do hoists ‚Äbier‘.“

T. E.: „‚Äbier‘ – ja. Also Erdbeere. Sielmingen und Bernhausen die hen da – ja, ja.“

121 Zitat von Marina Hofmann (80), 13.5.2010, Neuhausen (ES_Neu_15–19, 01:43:30).

R. V.: „Neuhausen ist das einzige wo man ‚Grumbiere‘ gesagt hat – sonst haben alle draußen rum ‚Jabiere‘ gesagt – ja, ‚Jabiere‘ haben sie gesagt.“¹²²

An diesem Beispiel wird deutlich, dass der sprachliche Unterschied nicht präzise benannt und zugeordnet werden kann, allerdings so wichtig ist, dass er spontan von beiden Befragten beschrieben wird. Die Bezeichnung für Kartoffel ist im Schwäbischen oft ein laienlinguistisches Mittel, um sprachliche Grenzen zu markieren, u.a. da es hier viele leicht zu hörende, also saliente, Unterschiede gibt. Durch das Beispiel wird zudem der sprachinselhafte Charakter Neuhausens in der Wahrnehmung der subjektiven Dialektgrenzen der älteren Generation deutlich, der sich auch in den gezeichneten *Mental Maps* manifestiert. Auch die Autobahn A8 spielte als nördliche Grenze in den Beschreibungen ab und zu eine Rolle, ist aber etwa in Abbildung 6 nicht als solche gekennzeichnet. Wichtiger dagegen erscheint in allen Beschreibungen der große Unterschied des Neuhausener und des Sielminger Dialektes.

Die subjektive Dialektgrenze aller befragten Neuhausener der älteren Generation lässt sich als ein konzentrischer Kreis um den Ort beschreiben, mit einer besonders dickwandigen Linie gegenüber Sielmingen, wie es auch das folgende Zitat einer 76-jährigen männlichen Interviewperson belegt:

„Zum Beispiel der Unterschied zwischen Neuhausen und Sielmingen ist ja ganz typisch. Die Sielminger, drei Kilometer von uns weg, die han zum Beispiel [Abbruch]. Also wir sagen ‚nuf‘ und ‚na‘, also ‚runter‘ und ‚rauf‘, also ‚nuf‘ und ‚na‘ hen mir gesagt, also auf Neuhausen; und die hen gesagt ‚uffe‘ und ‚aber‘. Also ‚uffe‘ heißt hinauf und ‚aber‘ in Sielmingen hinunter. Uffe und aber.“¹²³

Auch die Aussage einer anderen Gewährsperson, man würde in Sielmingen nicht ‚ja‘ sondern ‚jau‘¹²⁴ sagen, dokumentiert die stark empfundenen Unterschiede, die nicht unbedingt den hier tatsächlich zu erwartenden Lautungen entsprechen. Um Gewissheit zu erlangen, bei welchen empfundenen Sprachunterschieden es sich tatsächlich um welche handelt und

122 Interview mit Rudolf Vogt (78) und Traugott Echter (80), 14.5.2010, Neuhausen (ES_Neu_28–35, 00:45:25).

123 Zitat Hartmut Röhrle (76), 13.5.2010, Neuhausen (ES_Neu_12–14, 00:10:30).

124 Aus einem Interview mit Hans Meier (80) und Dorothee Wolf (56), 13.5.2010, Neuhausen (ES_NEU_1–11, 00:02:19), die Aussage stammt von Hans Meier.

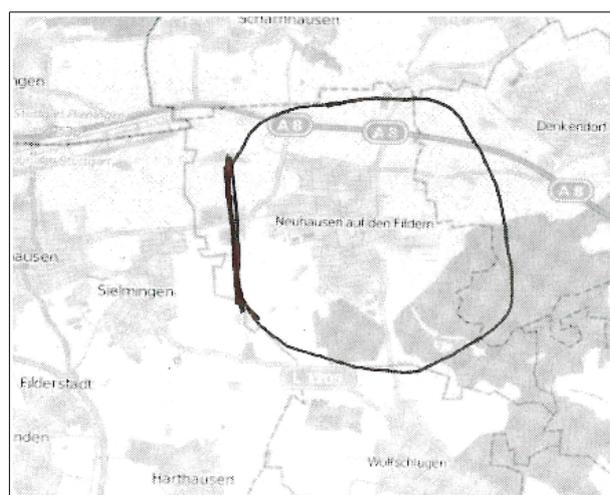


Abb. 6: Subjektive Dialektgrenzen eines 76-jährigen Neuhauseners, Mai 2010

bei welchen nicht, wurden die benannten sprachlichen Unterschiede in Sielmingen durch eine Kurzerhebung überprüft (vgl. Abschnitt 3.3.1.3).

In einem anderen Interview wurde ebenfalls deutlich, dass es nicht darum geht, sprachliche Unterschiede präzise zu benennen, sondern vor allem darum, den Sprachgebrauch der Nachbargemeinde als fremd darzustellen. In den beiden folgenden Ausschnitten wird der Sprachgebrauch in Sielmingen zu diesem Zweck mit dem Sprachgebrauch auf der Schwäbischen Alb verglichen. In Neuhausen und in anderen schwäbischen Orten steht die Schwäbische Alb sinnbildlich für ein hinterwäldlerisches Schwabentum und einen stark ausgeprägten Dialekt.

Interviewer: „Also sagen Sie zum Hund ‚Hood‘“?

Hans Meier: „En ‚Hood‘! Den Name hat ich gesucht [lacht]. Des isch aber auf der Alb droben.“

Dorothee Wolf: „Und in Sielmingen saget sie auch ‚Hood‘. Aber bei uns nicht.“¹²⁵

¹²⁵ Interviewausschnitt mit Hans Meier (80) und Dorothee Wolf (56), 13.5.2010, Neuhausen (ES_Neu_1–11, 01:09:00).

Auffallend ist hier das Eingreifen der weiblichen Interviewperson, die die soeben als auf der Alb zu findende Form des Lexems „Hund“ nach Sielmingen verortet. Im Folgenden wird dies ebenfalls von der männlichen Interviewperson so gehandhabt:

Hans Meier: „Mir saget heut noch ‚Ruscht a bissele aus.‘. Also ‚ausruhe.‘.“

Interviewer: „Aber ‚ausgrube‘ sagen Sie nicht?“

H. M.: „Noi [Nein], aber die in Sielmingen könnet schon ‚grube‘ sage.“

Dorothee Wolf: „Ja, ja.“¹²⁶

Diese Passagen verdeutlichen erneut, dass sich beide Gesprächspartner nicht sehr sicher sind, ob die hier abgefragten Dialektformen tatsächlich in Sielmingen verwendet werden. Sie werden von ihnen allerdings umgehend als „alt“ oder „äblerisch“ gekennzeichnet und anschließend nach Sielmingen verortet, was ein Hinweis darauf ist, dass das Sielminger Schwäbisch von den älteren Neuhausenern als ein Paradigma für ein „breiteres“ Schwäbisch gehandelt wird. Eine ähnliche Einstellung findet sich in folgender Interviewpassage wieder, in der die Alb und Sielmingen fast synonym verwendet werden:

Rudolf Vogt: „Und das ganz breite Schwäbisch wird in Neuhausen sowieso nicht gesprochen, sagen wir so, wie auf der Alb oben – oder so – oder in Wolf-schlugen und Sielmingen. Die alten Sielminger, da haben wir manchmal Probleme gehabt, die zu verstehen.“

Interviewer: „Aha.“

Traugott Echter: „Die hen oft Wörter gehabt, wo wir Schwierigkeiten gehät hen zum Verstehe. Wir haben eigentlich nie so ein ganz breites Schwäbisch gesprochen.“

Rudolf Vogt: „Nee, das gab’s bei uns nia.“¹²⁷

Neben spezifischen Neuhausener Dialektwörtern wurden auch oft und gerne allgemeine schwäbische Charakteristika benannt, um den eigenen Sprachstil zu kennzeichnen, wie

126 Ebd. (ES_Neu_1–11, 01:49:50).

127 Interview mit Rudolf Vogt (78) und Traugott Echter (80), 14.5.2010, Neuhausen (ES_NEU_28–35, 00:31:25)

zum Beispiel, dass man „maulfaul“¹²⁸ sei und dass man „Wörter aus dem Französischen“¹²⁹ benutze.

Als Zwischenfazit lässt sich zusammenfassend an dieser Stelle für das metasprachliche Wissen der älteren Neuhausener festhalten, dass es zum einen sehr homogen ist und zum anderen auf einer sprachlichen, sozialen und konfessionellen Abgrenzung zum Umland, insbesondere zum Nachbarort Sielmingen basiert. Die überindividuelle Homogenität der subjektiven Grenzziehung wird auch in der *Mental Map* von Hartmut Röhrle (Abb. 6) deutlich, die von jeder beliebigen Interviewperson aus der älteren Generation so hätte gezeichnet werden können.

3.3.1.3 Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Sielmingern und tatsächliche Dialektunterschiede von Neuhausen und Sielmingen

Sielmingen liegt vier Kilometer westlich von Neuhausen und gehört mit etwa 7500 Einwohner zu Filderstadt und damit ebenfalls zum Landkreis Esslingen. Durch große Gemarkungen und fruchtbare Böden wurden die hier ansässigen Bauern sehr wohlhabend, was sich noch heute in den besonders großen Bauernhäusern von Untersielmingen widerspiegelt.¹³⁰ Sielmingen ist immer noch stark landwirtschaftlich geprägt und seit 1927 Sitz der größten Sauerkrautfabrik auf den Fildern.

Um die von den älteren Neuhausenern benannten sprachlichen Unterschiede zur Nachbargemeinde Sielmingen zu überprüfen, wurde dort eine sprachwissenschaftliche Erhebung durchgeführt (August 2010). Um hinreichende Vergleichbarkeit zu gewährleisten, wurde das im Rahmen des Projektes Sprachalltag verwendete kurze Fragebuch auch hier herangezogen. Die meisten Begriffe wie „Hund“, „Kartoffel“ und „Leiter“ sind bereits im Kurzfragebuch enthalten, sodass sie keiner speziellen Abfrage bedurften. Alle anderen benannten Unterschiede wurden extra abgefragt. Zu diesem Zweck wurden insgesamt zwei Einzel- und zwei Gruppeninterviews durchgeführt, an denen sich insgesamt sieben ältere Sielminger zwischen 57 und 87 Jahren beteiligten.

Die meisten der benannten Andersartigkeiten in der Lautung hielten der Überprüfung nicht stand, so wird „Hund“ in Sielmingen nicht „Hood“ ausgesprochen, sondern „Hond“ (wie in

128 Interview mit Hans Meier (80) und Dorothee Wolf (56), 13.5.2010 (ES_NEU_1–11, 00:53:00).

129 Zitat von Marina Hofmann (80), 13.5.2010, Neuhausen (ES_NEU_15–19, 00:37:01).

130 Vgl. Wilhelm Böhringer/Heinz Martin Murr: Das Ortsbuch von Sielmingen im Kreis Esslingen: mit 7 Urkunden, 1274–1974, 700 Jahre Sielmingen, Obersielmingen und Untersielmingen. Ludwigsburg 1974.

Neuhausen). „Ja“ wird auch in Sielmingen „jo“ ausgesprochen, mit einem offenen *o* wie in Neuhausen, nicht wie beschrieben „jau“. Die Richtungsadverbien „uffe“ und „aber“ gibt es in Sielmingen nicht, man sagt „nuf“ und „na“ (wie in Neuhausen). Bestätigt wurde dagegen die Aussprache der Wörter „Leiter“ als „Loader“ und „ausruhen“ als „grube“ sowie die Form des Wortes „Kartoffel“ als „Jabiere“.

Diese Überprüfung zeigt, dass sich viele der benannten Unterschiede nicht bestätigen, und untermauert die zuvor gestellte Hypothese, dass Sielmingen den älteren Neuhausenern als Paradigma für eine tiefere Dialektform dient, die wiederum mit einem etwas niedrigerem sozialen Status konnotiert wird. Die empfundenen Grenzen sind also stärker ausgeprägt als die tatsächlich nachweisbaren sprachlichen Unterschiede. Auch dass die Dialektgrenze nur von den Neuhausenern beschrieben wird, nicht aber von den Sielmingern, bestätigt das Ergebnis.

In Sielmingen wurde dagegen eher eine Abgrenzung nach Bernhausen und Wolfschlugen sichtbar. Die alten Bernhäuser würden, nach Aussagen von Sielmingern, „eher ein bisschen langsam sprechen“¹³¹ und man hätte mit den Wolfschlugenern eigentlich nichts zu tun, weil sie „brutal“ seien.¹³² Ähnliche Meinungen in Bezug auf Neuhausen wurden hingegen nicht geäußert. Auch die Echterdinger waren in Sielmingen unbeliebter, da sie immer „ein bisschen feiner“ waren, angeblich weil durch Echterdingen die Landstraße nach Stuttgart hindurchführte. Das seien „Herrenbaure“¹³³ [Herrenbauern].

Auch bei den subjektiven Sprachgrenzen der Sielminger (tatsächlich wurden auch hier Differenzen in den Lautungen konkret benannt) macht sich bemerkbar, dass sprachliche Unterschiede sozial erklärt werden. Man grenzt sich zu den „brutalen“ Wolfschlugern, die schon etwas näher zur schwäbischen Alb wohnen, genauso ab wie zu den „feinen“ Echterdingern, die näher an Stuttgart wohnen. Neuhausen dagegen wird von der Kritik ausgenommen, man habe – außer zur Fastnachtszeit – immer ein gutes Verhältnis gehabt. Es sei wegen der unterschiedlichen Konfessionen viel Handel betrieben, aber wenig geheiratet worden. Viele Sielminger hätten Land in Neuhausen gekauft oder seien zum Baden nach Neuhausen gefahren. Nach dem Krieg habe sich die strenge konfessionelle Trennung aber nivelliert:

131 Mechthild Bertram (81), 20.8.2010, Sielmingen (ES_SIE_25–35, 00:41:12).

132 Ebd. (00:42:07).

133 Reinhold Faber (70), 20.8.2010, Sielmingen, (ES_SIE_1–17, 00:31:46).

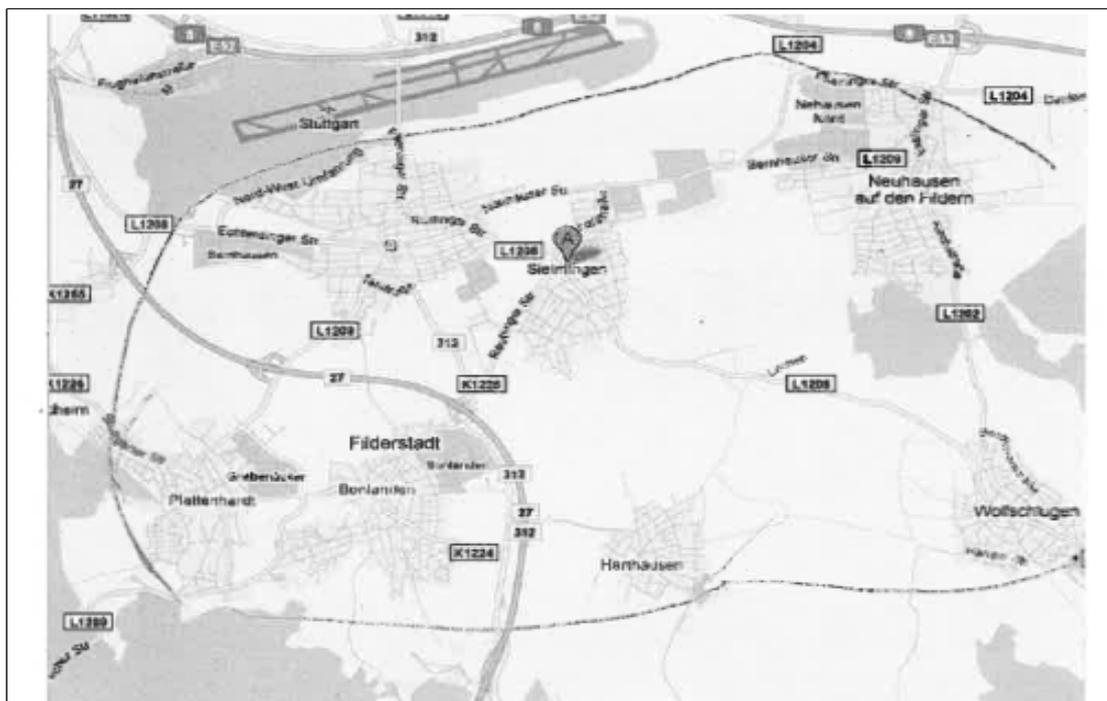


Abb. 7: Subjektive Dialektgrenzen einer 57-jährigen Sielmingerin, August 2010

„Nach dem Krieg hat sich’s gemischt. Die haben Evangelische gekriegt, wir Katholische. Vor dem Krieg war es noch nicht möglich, eine Katholische zu heiraten.“¹³⁴

Auch bei den *Mental Maps* der Sielminger zeigt sich eine eher inkludierende Haltung gegenüber den Neuhausenern und anderen umliegenden Gemeinden, wie die beiden Beispiele einer älteren Sielmingerin (57 Jahre, Abb. 7) und eines älteren Sielminger Ehepaares (sie 81/er 83 Jahre alt, Abb. 8) verdeutlichen.

Zusammenfassen lässt sich die Sprachwahrnehmung der älteren Sielminger Generation des Neuhausener-Schwäbisch sehr gut mit dem folgenden Zitat einer 81-jährigen Sielmingerin: „Neuhaus auch, die spreched auch so wie mir. Mir spreched alle Schwäbisch.“¹³⁵

Der Vergleich verdeutlicht erneut, dass dialektale Grenzen sehr stark durch ihre subjektive Wahrnehmung bzw. durch die jeweilige Perspektive bedingt sind. Die von allen älteren Neuhausenern als fast unüberwindbar dargestellte Dialektgrenze nach Sielmingen wird von den Sielmingern gar nicht oder in nur sehr geringem Maße wahrgenommen. Vermeintliche Sprachunterschiede werden nur von Neuhausener Interviewpartnern benannt. Die sprachli-

134 Ebd. (00:38:18).

135 Mechthild Bertram (81), 20.8.2010, Sielmingen (ES_SIE_25–35, 00:48:18).

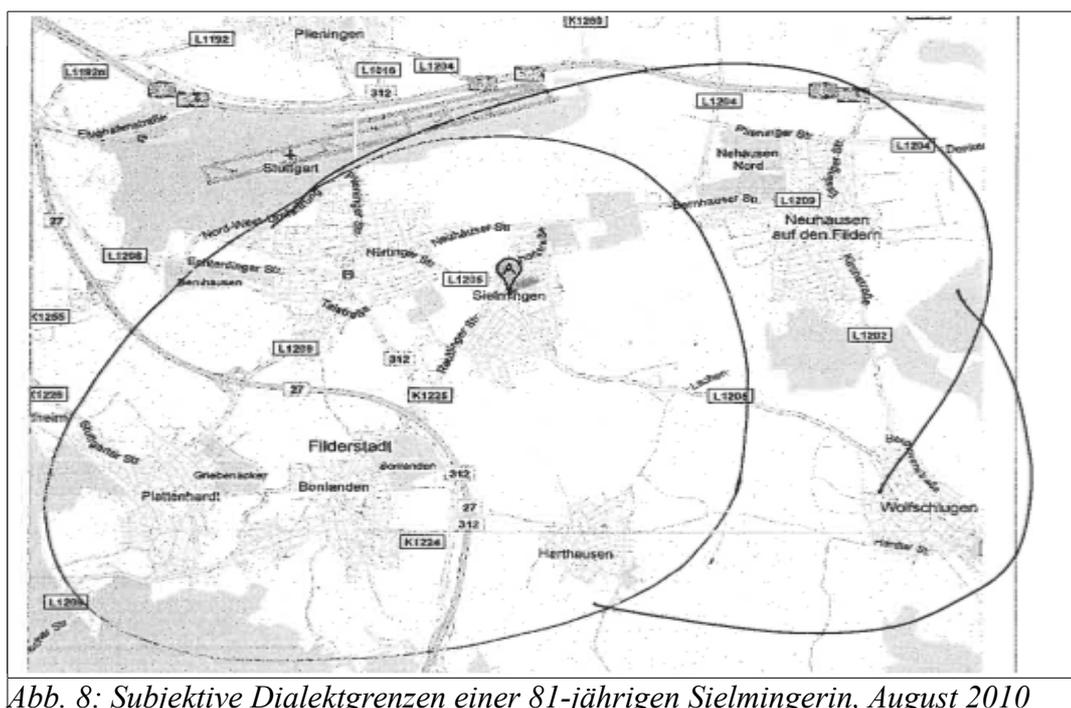


Abb. 8: Subjektive Dialektgrenzen einer 81-jährigen Sielmingerin, August 2010

che Abgrenzung scheint in Neuhausen für die Identifikation mit dem Ort eine wesentlich größere Rolle zu spielen als in Sielmingen. Dies könnte wiederum auf den konfessionellen Sonderstatus Neuhausens zurückzuführen sein, der vor allem bei der älteren Generation noch eine große Rolle in der Selbstwahrnehmung spielt. Bei jüngeren Neuhausenern ist die Bedeutung der religiösen Zugehörigkeit dagegen nicht mehr vorrangig, und auch die sprachliche Abgrenzung nach Sielmingen ist kaum noch vorhanden.

3.3.1.4 Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei jüngeren Neuhausenern

Insgesamt stellt sich das metasprachliche Wissen der jüngeren Generation sehr viel individueller und unsicherer dar als bei der älteren Generation. Aber auch hier werden dialektale Formen in andere Orte insbesondere auf die Alb verortet:

„Is’ mir schon geläufig [der Interviewte bezieht sich hier auf das Dialektwort ‚miggen‘ für ‚bremsen‘], aber ich würd’s selber nicht sagen. Vielleicht sagen die das auf der Alb – also meine Cousins. Bei mir auf der Schule würde das niemand verstehen.“¹³⁶

136 Frederik Hufschmied (19) Abiturient, 26.8.2010, Neuhausen (K_ES_NEU_1–24, 00:20:57).

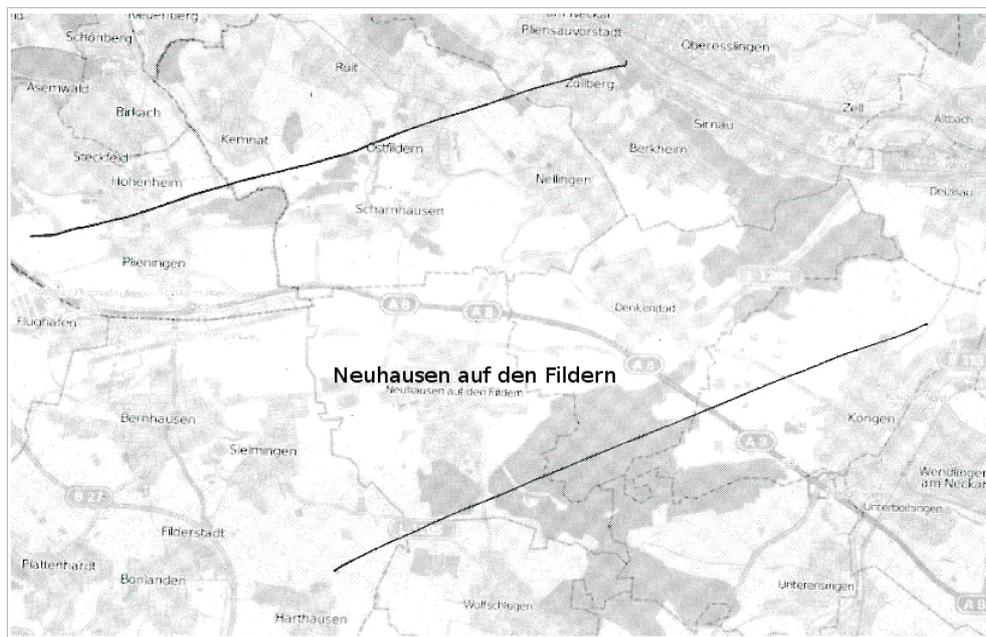


Abb. 9: Subjektive Dialektgrenzen eines 19-jährigen Neuhauseners, August 2010

Es scheint sich bei dem Verorten vermeintlich tieferer Dialektformen ins ländliche Umfeld also um einen sozialen Mechanismus zu handeln, der nicht vom Alter der Befragten abhängt. Auch in anderen Interviews wird deutlich, dass sich die Abgrenzung nicht mehr alleine auf Sielmingen bezieht, sondern dass fremd klingende Dialektworte pauschal dem Ort Wolfschlügen oder dem Raum „Alb“ zugeordnet werden. Auf Nachfragen wird zudem klar, dass zwischen Wolfschlügen und der Alb nicht weiter differenziert wird:

„Je mehr man in Richtung Alb kommt, das fängt glaube ich schon in Wolfschlügen an, dass es da ein bisschen anders wird. [...] Nürtingen Owen, da geht's dann los.“¹³⁷

Die Alb taucht in den Gesprächen regelmäßig als ein (Sprach-)Raum auf, von dem man sich abgrenzen will. Aber auch vom „Hochdeutschen“ grenzen sich die jüngeren Befragten ab, was sich auch in den *Mental Maps* niederschlägt. Dies gilt etwa für die Zeichnung des zuvor zitierten Schülers (19 Jahre, Abb. 9): Neuhausen auf den Fildern ist hier in der Mitte der Landkarte zu erkennen, links davon Sielmingen, das durch keine Grenze gesondert von Neuhausen getrennt wird. Die zwei eingezeichneten Grenzen verlaufen zum einen nördlich

137 Frederik Hufschmied (19), Abiturient, 26.8.2010, Neuhausen (K_ES_NEU_1–24, 00:25:53–3).

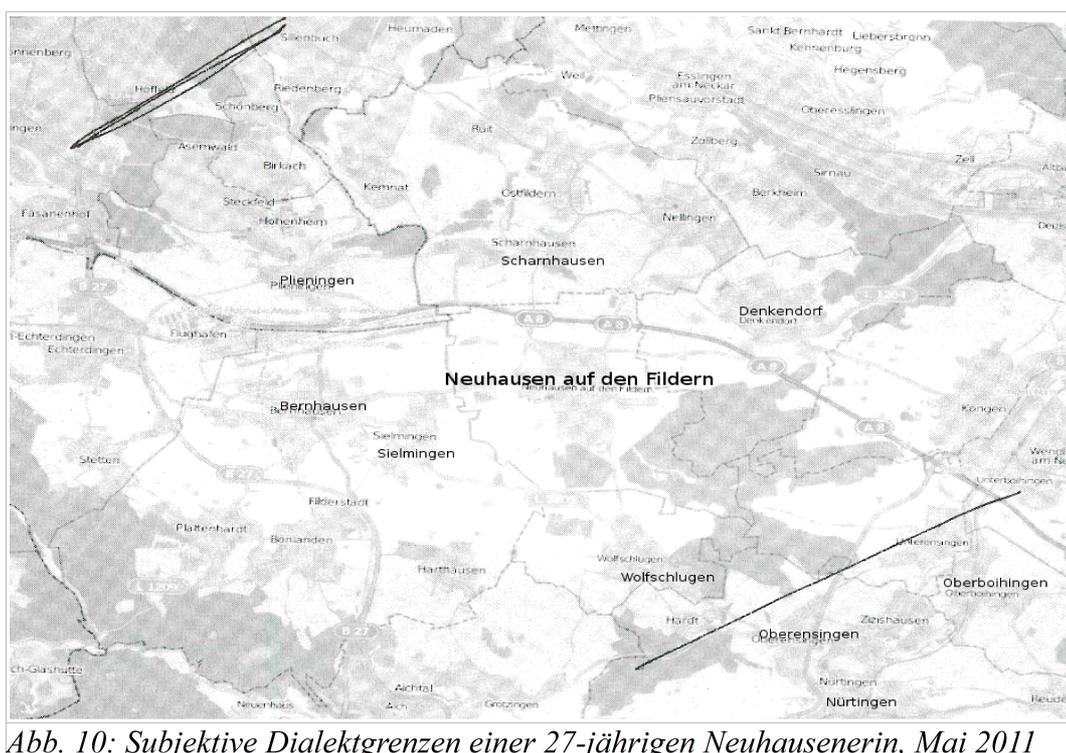


Abb. 10: Subjektive Dialektgrenzen einer 27-jährigen Neuhausenerin, Mai 2011

von Plienigen und Scharnhausen durch Ostfildern, um symbolisch den Stuttgarter Raum abzutrennen, und zum anderen südlich vor Wolfschlugen und Köngen, um sich symbolisch vom Raum Schwäbische Alb zu distanzieren. Der Stuttgarter Raum wird hier assoziativ von der Interviewperson mit einem standardnahen Dialektgebrauch gleichgesetzt, der Raum Schwäbische Alb dagegen mit einem stärker dialektalen Sprachgebrauch. Obwohl sich die *Mental Maps* der jüngeren Neuhausener individuell voneinander unterscheiden, findet sich dieses Muster überall. Ein weiteres Beispiel dafür ist die Zeichnung von Tanja Hartmann (27) aus Neuhausen – angefertigt während eines Interviews am 10.5.2011 (Abb. 10). Auch hier lässt sich eine grobe Abgrenzung nach Norden und Süden erkennen, die allerdings etwas weiter gefasst ist als im vorhergehenden Beispiel. Die südliche Grenze in Richtung Alb umschließt jetzt auch Wolfschlugen und Hardt. Die nördliche Grenze setzt erst direkt vor Stuttgart an. In beiden Fällen spielt weder die Autobahn A8 als Orientierungsgrenze noch eine gesonderte Abgrenzung nach Sielmingen eine Rolle. Eine sprachliche Distanzierung zu Sielmingen ließ sich nur in einem Einzelfall – bei einer jungen Neuhausenerin (29) die mit einem Landwirt verheiratet ist, der noch Kontakte zu Sielminger Landwirten unterhält – wiederfinden:

„Also eigentlich sagen wir schon, mir schwätzet Schwäbisch. Aber wenn man sich mal so umhört, schwätzet mir schon Neuhäuserisch. Weil die anderen, die betonen echt anders. Zum Beispiel sagen die Wolfschlüger – die Sielminger auch – ‚das isch anderschter‘ [stellt beim Nachahmen die Stimme tiefer]. Das sagen wir überhaupt net. Bei uns ist es halt ‚anderscht‘.“¹³⁸

Diese Aussage verdeutlicht einen Sachverhalt, der für die sprachliche Abgrenzung essentiell ist: Der Sprecher muss Leute aus dem Nachbarort kennen oder zumindest schon einmal sprechen gehört haben, um konkrete Unterschiede benennen zu können und sich damit sprachlich abzugrenzen. Dies war nur bei einer einzigen jüngeren Interviewpartnerin der Fall, die durch ihren Mann ein besonderes Bewusstsein entwickelt hatte, dass der Sprachgebrauch der Sielminger sich von dem der Neuhausener unterscheidet. In der älteren Generation ist dieses Bewusstsein dagegen kollektiv bzw. jeder Befragte konnte von Unterschieden zum Sielminger Dialekt berichten. Es ist also wahrscheinlich, dass jeder bereits einmal Kontakt zu einem Sielminger hatte oder zu jemandem, der vom Sielminger Dialekt zu berichten wusste. Das heißt: Auch ein spezielles Sprachbewusstsein oder eine gelenkte Aufmerksamkeit beeinflussen das metasprachliche Wissen.

3.3.1.5 Fazit der Sprachethnografie in Neuhausen auf den Fildern

Beim Vergleich der *Mental Maps* wird deutlich, dass sich die Wahrnehmung subjektiver Dialektgrenzen generationell sehr stark unterscheidet. Auch beim Vergleich der Befragungen des verkürzten Fragebuchs – das auch mit der jüngeren Generation durchgearbeitet wurde – mit den Befragungen für die Vollerhebung, das mit der älteren Generation ausgefüllt wurde, wird überdeutlich, dass hier große Unterschiede in der Dialektalität bestehen. Etwa ein Drittel der landwirtschaftlichen Begriffe, insbesondere in den Unterkapiteln „Tierzucht“ und „Heuernte“, waren den Jüngeren nicht mehr bekannt. Zwar existiert ein passiver Wortschatz, der aber nur durch erhebliches Suggestieren aktivierbar und oft nur noch in Wendungen wie „I schlog dir in de Ange na!“¹³⁹ erhalten ist. Diese Parallele von Individualisierung metasprachlichen Wissens und zu verzeichnendem Abbau dialektaler

138 Aus einem Interview mit Franziska Wolf (29), Erzieherin in Neuhausen (verheiratet mit einem Landwirt aus Neuhausen) und ihrer Schwester Antonia Wolf (21), 15.9.2010, Neuhausen, hier spricht Franziska Wolf (K_ES_NEU_25–35, 01:00:07–6).

139 Aus dem Interview mit Frederik Hufschmied (19), Abiturient, 26.8.2010, Neuhausen (K_ES_Neu_1–24, 00:55:53–1), meint: „Ich schlage dir in den Nacken hinein!“.

Lexik gibt Hinweise darauf, dass sich für beide Phänomene ähnliche Ursachen finden lassen könnten.

Gemeinsame Erfahrungsräume, wie eine gemeinsame schulische Sozialisation, der gemeinsame Kirchgang, ähnliche Arbeitsplätze (als Nebenerwerbslandwirt und Handwerker), sind seltener geworden. Die jungen Neuhausener sind zudem mobiler als ihre Großeltern (Schule in Ostfildern-Nellingen, einen einfach zu erreichenden Arbeitsplatz in Stuttgart), womit die Bedeutung des Nahbereichs – bei der älteren Generation repräsentiert durch den Nachbarort Sielmingen – geschwächt wird. In den *Mental Maps* verdeutlicht sich die Ausdehnung des Nahbereichs am stärksten, hier kommen Stuttgart und die Schwäbische Alb als Gebiete hinzu, die bei der älteren Generation noch keine Rolle spielten. Gefühlte Unterschiede zum Nachbarort Sielmingen fallen dagegen weg bzw. konnten nur von einer einzigen jüngeren Befragten benannt werden. Diejenigen, die niemanden mehr aus dem Nachbarort kannten, konnten auch keine Unterschiede benennen. Die Unterschiede werden somit bedeutungslos.

Die ältere Generation empfindet den Dialekt der jüngeren als „anders“ und „eher nach der Schrift“. Es existieren hier also mehrere unterschiedliche subjektive Dialektgrenzen auf der territorialen und auf der generationellen Ebene. Auch von den jüngeren Befragten wird die generationelle Sprachgrenze wahrgenommen und beschrieben:

„Also wenn ich mit meiner Oma rede, dann verstehen wir uns. Aber wenn sie dann mit Freundinnen redet, dann komme ich teilweise auch nicht mehr hinterher. Also, wenn die dann so richtig anfangen, dann bin ich raus, dann kriege ich das nicht mehr mit. [...] Also bei meiner Oma habe ich immer das Gefühl, die strengt sich an, wenn sie mit mir redet [lacht].“¹⁴⁰

Mögliche Gründe für die Veränderung im Dialektgebrauch und die Veränderung des metasprachlichen Wissens in Neuhausen könnten in einer hohen räumlichen und sozialen Mobilität der jungen Neuhausener und ihrer Orientierung hin zum Stuttgarter Raum liegen, kann aber erst durch den Vergleich mit den beiden anderen Orten verifiziert werden. Außerdem sei hier bereits auf die Schülervfrage verwiesen, die belegt, dass Schüler aus Ostfildern-Nellingen nahe Neuhausen von allen Befragten den geringsten Anteil an positiven Einstel-

140 Ausschnitt aus einem Gruppeninterview mit Tanja Hartmann (27) und ihrem Lebensgefährten Michael Metzger (27), 10.5.2011, Neuhausen, hier spricht Tanja Hartmann (00:11:33–3).

lung zum Dialekt aufweisen. Es ist anzunehmen, dass die Einstellung zum Dialekt ein wesentliches Steuerungselement seines Gebrauchs und damit seines Erhalts darstellt, welches sich ebenfalls auf die Bedeutung von metasprachlichem Wissen übertragen lässt.

Die Untersuchung Neuhausens hat den Blick auf eine mögliche Parallelentwicklung von metasprachlichem Wissen und Dialektgebrauch gelenkt, der nun auch in den beiden anderen Orten verfolgt werden soll.

3.3.2 Stimpfach

3.3.2.1 Ortsbeschreibung

Stimpfach ist eine kleine schwäbische Gemeinde mit etwa 3000 Einwohnern im äußersten Nordosten Baden-Württembergs, ca. zehn Kilometer südlich von Crailsheim. Seit der Gemeinde- und Kreisreform 1975 gehört Stimpfach zum westlich gelegenen fränkischen Landkreis Schwäbisch-Hall. Davor war es dem südlich gelegenen schwäbischen Ostalbkreis zugeordnet. Diese Grenzlage ist insofern prägnant, als sie sich auch in der sprachlichen Landschaft um Stimpfach herum wiederfindet, denn kurz hinter Stimpfach verläuft noch heute eine der wichtigsten Dialektgrenzen Deutschlands, diejenige zwischen dem Schwäbischen und dem Ostfränkisch-Hohenlohischen. Sie lässt sich auf siedlungsbedingte Grenzen aus dem 6. Jahrhundert bzw. auf die frühmittelalterlichen Herzogtümer Ostfranken und Alemannien zurückführen.¹⁴¹ Stimpfach wurde also als sprachethnografisches Beispiel für einen Ort an einer interdialektalen Grenze ausgewählt.

Erstmals urkundlich erwähnt wurde Stimpfach 1024 in einer Bannforsturkunde von Kaiser Heinrich II. als Grenzort des Bannwaldes des Klosters Ellwangen. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an bis 1803, also über 400 Jahre, gehörte Stimpfach zum Kloster Ellwangen bzw. zur späteren Fürstprobstei Ellwangen. Daher blieb es im Gegensatz zu nördlich gelegeneren Orten in der Reformationszeit katholisch. Ende des 18. Jahrhunderts (1764–1768) ließ die Ellwanger Probstei eine riesige Rokokokirche auf dem Platz des zuvor gotischen Kirchenbaus errichten, die nicht nur als Gottesdienstraum für die Stimpfacher gedacht war, sondern vielmehr – ähnlich wie in Neuhausen – als prächtige Festung des Katholizismus

141 Vgl. Hubert Klausmann: Der Ellwanger Sprachraum – ein ostschwäbisches Randgebiet. In: Arno Ruoff/Peter Löffelad (Hg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache: Beiträge zur 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, 25.–29. September 1996 in Ellwangen/Jagst (= *Idiomata*, 18). Tübingen 1997, S. 65–83.

gegen den protestantischen Norden. Noch bis in die 1960er-Jahre hinein unterstand die Stimpfacher Gemeinde dem Dekanat Ellwangen, was sich auch im Alltag bemerkbar machte, wie einer der Interviewten berichtet:

„Früher sind ja auch die Firmungen zentral gemacht worden. Also häufig in Ellwangen. Und dann hat man auch seine Kinder ins katholische Gebiet geschickt und nicht ins evangelische. Also alle Schüler, die damals in weiterführende Schulen gingen – damals waren es ja nicht viele –, aber die gingen dann in die Schule nach Ellwangen. Und später dann, da waren da St. Gertrudis Mädchenschule. Man hat ja dann sogar die Auswahl gehabt zwischen dem uralten Peutingen Gymnasium, was aus einem Jesuitengymnasium heraus entstanden ist, und dem später gegründeten Hariolf-Gymnasium – das hat dann den neusprachlichen Zug. Jetzt gibt es sogar noch ein drittes Gymnasium – bzw. St. Gertrudis hat jetzt auch einen gymnasialen Zug und ist jetzt auch geöffnet für Jungens.“¹⁴²

Heute dagegen spielt die eigene Konfession bei der Auswahl der richtigen Bildungsstätte keine entscheidende Rolle mehr; vielmehr sind hier günstige Nahverkehrsverbindungen oder entsprechende Mitfahrgelegenheiten ausschlaggebend, wie es die folgende Aussage eines Stimpfachers darstellt:

„Ja, Crailsheim hat ja jetzt auch zwei Gymnasien, und man kann sagen, es ist halbe, halbe – wobei die Stimpfacher eher nach Ellwangen tendieren. Weipertshofen, Crailsheim ganz klar – auch von der Verkehrsanbindung her –, Rechenberg, auch mehr nach Ellwangen. Aber es kommt auch drauf an: Wo geht der Freund in die Schule? Da geht man dann auch hin. Oder: Arbeitet der Vater in Ellwangen? Oder arbeitet er in Crailsheim? – spielt auch eine Rolle. Muss man nicht mit dem Bus fahren.“¹⁴³

Stimpfach wurde auch deswegen als Untersuchungsort gewählt, weil hier die katholische Konfession in der Vergangenheit eine ebenso große Rolle spielte wie in Neuhausen auf den

142 Ausschnitt aus dem Interview mit Hartmut Schweizer (74), ehem. Grund- und Hauptschulrektor und Ortschronist, 6.5.2011, Stimpfach (00:41:13–1).

143 Ebd. (00:46:30–3).

Fildern. Außerdem wurde Stimpfach bereits von Karl Bohnenberger bei seinen Erhebungen an der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze (1930–32), also genau 80 Jahre vor den Erhebungen des Projekts Sprachalltag, berücksichtigt. Er konstatierte damals: „In all diesen Ortschaften ist die fränkische Sprachform die der evangelischen, die schwäbische die der katholischen Einwohner.“¹⁴⁴ Daher ist hier nicht nur der intergenerationelle Vergleich und die Besonderheiten von subjektiven Dialektgrenzen an einer tatsächlich nachweisbaren Dialektgrenze von Bedeutung, sondern auch die erneute Betrachtung des Verhältnisses von Konfession und Dialekt. Des Weiteren soll untersucht werden, ob sich die hier zu erwartende interdialektale Abgrenzung, also die Abgrenzung zu einem sprachlich nachweislich anderen Dialekt, von einer intradialektalen Abgrenzung wie der in Neuhausen unterscheidet.

In Stimpfach wurden zu diesem Zweck im Februar und Mai 2011 vier Interviewpersonen zwischen 74 und 83 Jahren und sieben Interviewpersonen zwischen 18 und 30 Jahren befragt (siehe Anhang D, *Interviewpartner der Sprachethnografien*). Neben dem leitfadengestützten offenen Interview zu metasprachlichem Wissen und Einstellungen wurde sowohl mit der älteren als auch mit der jüngeren Generation das verkürzte Fragebuch durchgearbeitet, was eine spätere Bewertung eventueller Änderungen in der Dialektalität zulässt. Um einen besseren Vergleich der subjektiven Dialektgrenzen zu ermöglichen, wurden die Befragten auch hier um die Erstellung von *Mental Maps* gebeten. Dies führte gleich zu Beginn der ethnografischen Untersuchung zu einem überraschenden Ergebnis: Die Karte, in die zwei Schülerinnen des Peutingen Gymnasiums die schwäbisch-hohenlohische Dialektgrenze einzeichneten (Abb. 11), entspricht weitestgehend einer historischen Karte von 1024 der Bannwaldgrenze des Klosters Ellwangen (Abb. 12).

Die schwäbisch-hohenlohische Dialektgrenze spannt sich in der Zeichnung der beiden Schülerinnen wie ein Schirm über die südlich gelegenen Ortschaften. Der nördliche Teil Stimpfachs wird dabei angeschnitten und die Gemeinde Appensee liegt bereits komplett im Hohenlohischen. Wenn man diese schnell angefertigte Zeichnung mit der fast 1000-jährigen Karte der Bannwaldgrenze vergleicht, ergibt sich eine verblüffende Kongruenz:

Auch in der historischen Karte gehört das nördliche Stimpfach bereits zum hohenlohischen Gebiet, während die auch in der Zeichnung zu erkennenden Gemeinden Hummelsweiler, Randenweiler und Eichishof noch zum schwäbischen Gebiet des Klosters Ellwangen zu zählen sind.

144 Bohnenberger 1934, S. 36.

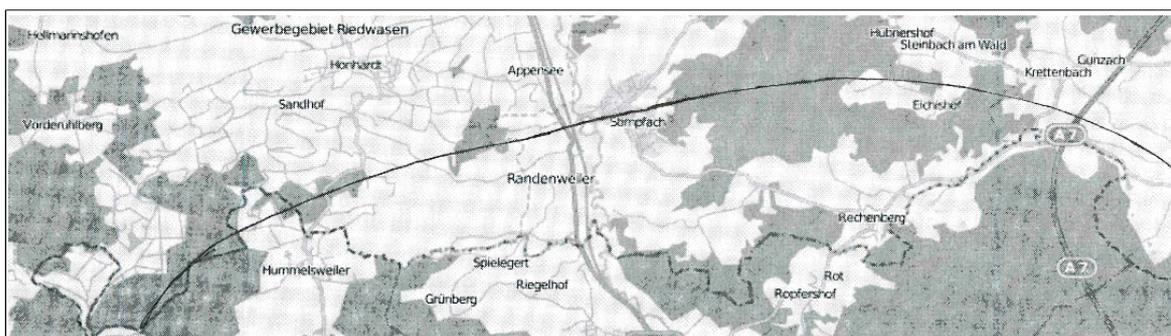


Abb. 11: Subjektive Dialektgrenzen einer 18-jährigen Schülerin aus Ellwangen, Mai 2011

Diese beiden Karten sind ein weiteres Indiz dafür, dass die sprachlichen Grenzen hier nicht allein sprachlich sind, sondern auch politisch und vor allem kirchenpolitisch immer wieder genutzt und aufgefrischt wurden, was mit zum Erhalt der sprachlichen Differenzierungen beigetragen haben dürfte und bis heute fortwirkt. Es liegt nahe, dass sich die unterschiedlichen Grenznutzungen gegenseitig verstärkt haben und dass sich die durch die kirchenpolitische Grenzziehung entstandenen territorialen und konfessionellen Identitäten auch sprachlich in den unterschiedlichen Dialekten manifestiert und gefestigt haben.

3.3.2.2 Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Stimpfachern

In der älteren Generation ist die Dialektgrenze sehr präsent und wird ebenso wie die Konfessionsgrenze durch viele Geschichten und mentale Bilder immer wieder reproduziert. Bereits nach einer Viertelstunde Interviewzeit erzählt eine 79-jährige Stimpfacherin folgende Begebenheit:

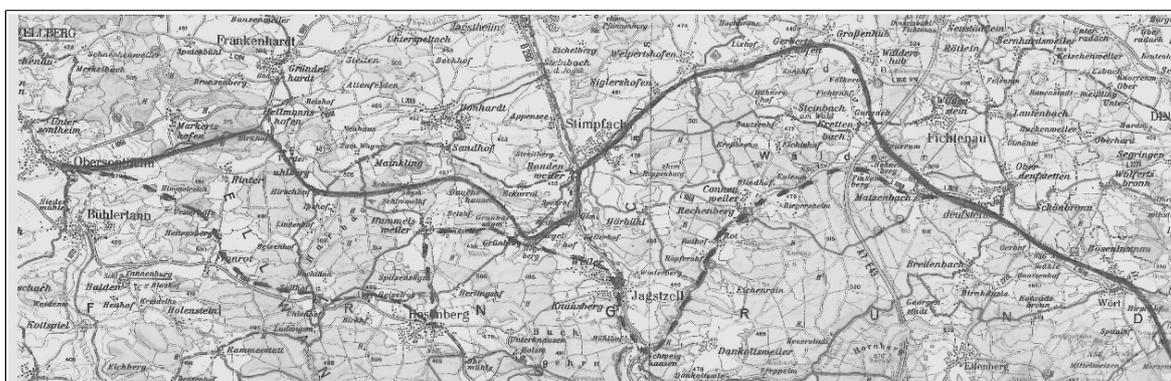


Abb. 12: Bannwaldgrenze des Klosters Ellwangen von 1024 (Quelle: Hartmut Schweizer, Stimpfach)

„Früher war es oft so im Sommer – bei uns Katholische –, mir hen [wir haben] früher schon mal, wenn ein nasser Sommer war, da hat der Pfarrer erlaubt, dass mir unser Heu hen einführe dürfe und so, da hat der Pfarrer erlaubt, am Sonntag zu schaffe. Aber die Appenseer [Bewohner von Appensee], die waren ganz streng evangelisch, die hän nie am Sonntag gearbeitet. Und dann hen sie mal zu uns gesagt [verstellt ihre Stimme]: ‚Da sieht ma wieder die Katholische, ‘s ganze Jahr laufe se mit ihre Fähnelich, und am Sundich da schaffens.‘“¹⁴⁵

Aus dieser Anekdote wird deutlich, dass die andere Konfession – in diesem Fall die evangelische – subjektiv fest mit dem hohenlohischen Dialekt verknüpft ist. Als sehr salient für das Hohenlohische gilt das Suffix *-lich* für den Diminutiv-Singular und Plural, wie zum Beispiel in der hohenlohischen Bezeichnung für kleine Eier, „Gaggelich“, die immer wieder von Stimpfachern angeführt wurde. Im obigen Zitat tritt allerdings das Wort „Fähnelich“ (hohenlohisch für kleine Fahnen, die in Stimpfach bei katholischen Prozessionen getragen wurden) als salientes Dialektmerkmal auf. Auch in anderen Interviews wurde von den Befragten immer wieder auf den unmittelbaren Zusammenhang von Dialekt und Konfession hingewiesen. Das für standardsprachliche Ohren zunächst ebenso saliente Wort „Sundich“ für „Sonntag“ ist dagegen auch im Schwäbischen zu finden. In Stimpfach wird das Wort allerdings mit dem Suffix *-ig* statt *-ich* ausgesprochen. Die von der Interviewten erwähnte Ortschaft Appensee (Gemeinde Frankenhardt) liegt nur etwa zwei Kilometer von Stimpfach entfernt, die Äcker beider Ortschaften grenzen direkt aneinander. Auch in der von der Interviewperson angefertigten *Mental Map* (Abb. 13) wird die Grenze nach Appensee eindeutig markiert und dies mit den folgenden Worten kommentiert: „Hier ‚Has‘ [Hase], zehn Meter weiter ‚Hos‘ – hier ist die Grenze. Bei uns gibt’s nur ‚Oier‘ [Eier], und bei denen gibt’s schon ‚Gaggelich‘.“

Da die Karte in einem sehr kleinen Maßstab vorlag, konnten die subjektiv empfundenen Grenzen nicht präzise eingezeichnet werden. Dennoch wird hier das Bedürfnis deutlich, sich nach Norden abzugrenzen, was auch durch einen weiteren Kommentar während des Zeichnens erhärtet wird:

145 Interviewausschnitt mit Hannelore Ferch (79), 22.2.2011, Stimpfach (K_SHA_STI_19–35, 00:16:26–3). [Da sieht man wieder die Katholischen. Das ganze Jahr laufen sie mit ihren Fähnchen, und am Sonntag da schaffen sie].

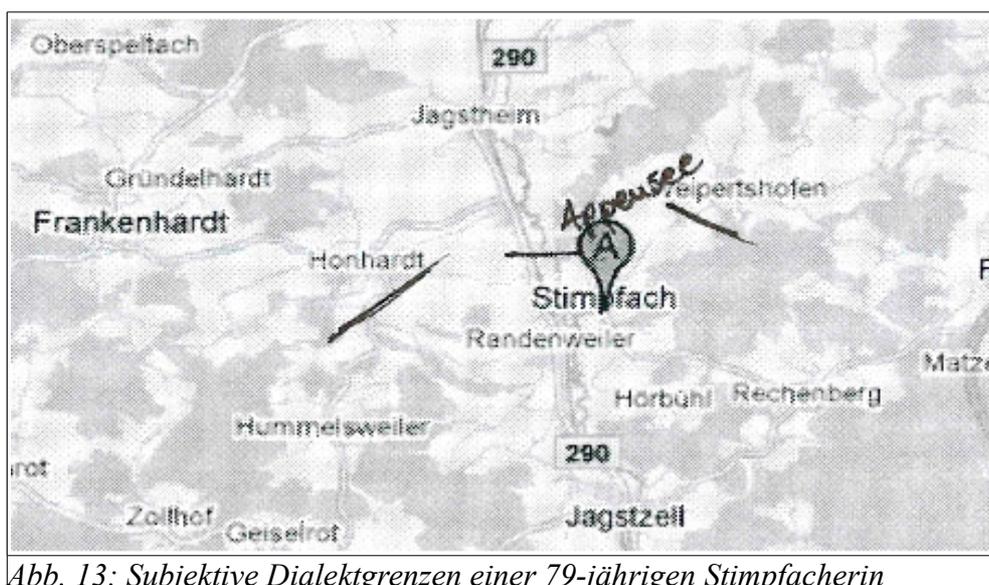


Abb. 13: Subjektive Dialektgrenzen einer 79-jährigen Stimpfacherin

„Wenn mir nach Crailse komme, dürfe mir net das Maul aufmache – da wisset die genau, dass wir von Stimpfe [Stimpfach] sind – zehn Kilometer weiter. Oder von ‚Stimpfich‘ sagen die dann.“¹⁴⁶

Auch ein weiteres Zitat der gleichen Interviewperson bezieht sich auf das Stimpfacher Verhältnis zu den unterschiedlichen Kreisstädten Ellwangen und Crailsheim:

„Heut ganget mir auch viel nach Ellwangen zum Einkaufen, weil da gute Geschäfte sind. Aber wenn wir nach Ellwangen zum Einkaufen gehen, da fühlen mir uns dahoim, weil die schwätztet wie mir. Während in Crailse [Crailsheim] da fälle mir halt auf mit unserem Schwäbisch. Und in Crailse [...]. Da in Ellwangen, das war einfach so ein Beamtenstädtle, da war immer Sach teurer als in Crailse, da han mir immer Sach billiger eingekauft für uns oifache Leit. Und da haben die immer gesagt, ja weißt du, in Ellwangen da sind die Christen Juden. Darf man heute gar nicht mehr sagen.“¹⁴⁷

Hier deutet sich ein ähnliches Phänomen an wie in Neuhausen auf den Fildern. Die etwas ärmere katholische Bevölkerung war wirtschaftlich oft dazu gezwungen, mit der etwas reicheren protestantischen Bevölkerung Handel zu treiben oder im wirtschaftlich stärkeren

146 Interviewausschnitt mit Hannelore Ferch (79), 22.2.2011, Stimpfach (K_SHA_STI_19–35, 00:33:50–3).

147 Ebd. (00:33:52–8).

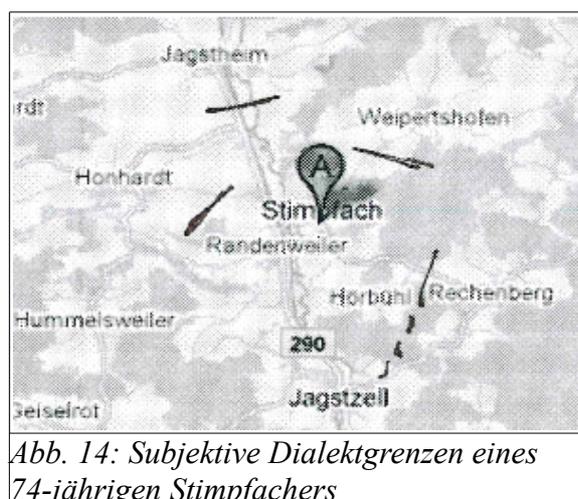


Abb. 14: Subjektive Dialektgrenzen eines 74-jährigen Stimpfachers

Umland Geld zu verdienen. Oft war in den Gesprächen vom Saumarkt in Crailsheim oder vom Volksfest die Rede, welches heute noch alljährlich etwa eine Viertelmillion Besucher anzieht. Dieses leichte wirtschaftliche Ungleichgewicht besteht heute zwar nicht mehr, aber viele Stimpfacher fahren auch heute noch berufsbedingt nach Crailsheim.

Wie bei allen bisherigen Interviews in Neuhausen und Sielmingen lässt sich auch in Stimpfach die Tendenz erkennen, dass die sprachliche Abgrenzung mit einer sozialen bzw. sozial-abwertenden Dimension verknüpft ist. Denn es werden ausschließlich Beispiele genannt, die den schwäbischen Stimpfacher Dialekt als eindeutig standardnäher und damit als hochwertiger verorten als das Hohenlohische (schwäbisch „Oier“ vs. hohenlohisch „Gag-gelich“, schwäbisch „Has“ vs. hohenlohisch „Hos“, etc.). Eine weitere Parallele zu den Ergebnissen in Neuhausen stellt die Homogenität der subjektiven Grenzziehungen und des metasprachlichen Wissens der älteren Generation dar.

Dies zeigt sich in der *Mental Map* eines älteren Stimpfachers (Johannes Näher, 74 Jahre alt, Abb. 14). Auch hier lassen sich die nach oben eingezeichneten Striche zu einer Art Halbkreis in nördliche Richtung verdichten. Nach Süden hingegen, Richtung Jagstzell und Ellwangen, bleibt alles offen. Die Zeichnung ähnelt damit sehr Abbildung 13, was auf ein kollektives metasprachliches Wissen bei den älteren Stimpfachern hinweist. Dieses ist vor allem geprägt durch eine starke Abgrenzung und Abneigung zum Hohenlohischen, die hauptsächlich mit konfessionellen Unterschieden begründet wird. Im Folgenden wird gezeigt, dass diese Einstellungen und Wahrnehmungen auch bei der jüngeren Generation zu finden sind.

3.3.2.3 Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei jüngeren Stimpfachern

Neben den bereits in Abschnitt 3.3.2.2 erwähnten Schülerinnen (17 und 18 Jahre) wurden in Stimpfach Interviews mit einer Angestellten (30), einem Zivildienstleistenden (20) und ein Gruppeninterview mit zwei Technikern (25 und 26) und einem Industriemechaniker (25) geführt. Auch in der jüngeren Generation herrschte ein hohes Sprachbewusstsein und eine starke Aufmerksamkeit für dialektale Besonderheiten. Der Dialekt ist hier oft Thema alltäglicher Gespräche unter den Jüngeren und spielt auch häufig im Umgang mit anderen eine Rolle:

Interviewerin: „Hier an der Grenze spielt Dialekt anscheinend eine größere Rolle. Unterhaltet ihr euch auch manchmal darüber, wie wer spricht?“

Sophie Theiß/Lucia Meinhardt: [lachen]

Lucia Meinhardt: „Ja schon. Die Crailsheimer verarschen uns da schon ein bisschen, weil wir anscheinend ein paar Worte ein bisschen komisch aussprechen anscheinend.“

Sophie Theiß: „Aber das beruht auf Gegenseitigkeit.“

I: „Was machen die dann so – äffen die euch nach?“

S. T./L. M.: „Ja schon ein bissle.“

I: „Aha – ist das dann so eine Art Kampf zwischen Ellwangen und Crailsheim oder wie?“

S. T./L. M.: [lachen]

S. T.: „Also Kampf auf jeden Fall net [nicht]. Das ist halt nur – man findet das halt lustig, wenn man es anders ausspricht – wie auch immer.“

I: „Aber es ist nichts Ungewöhnliches, dass ihr euch über Sprache unterhaltet?“

S. T./L. M.: „Nee. Auch in der Schule.“

S. T.: „Grad letztens. Die ‚Pfohlheimer‘ [Pfahlheimer] – also da spricht man richtig breites Schwäbisch – also die werden schon ziemlich verarscht.“¹⁴⁸

148 Interview mit den Abiturientinnen Sophie Theiß (17) und Lucia Meinhardt (18), 5.5.2011, Ellwangen (00:11:27–4).

Dadurch, dass die Jüngeren täglich mit dem anderen Dialekt konfrontiert werden, werden sie sich auch immer wieder ihres eigenen Dialektes bewusst, oder – wie in dem hier beschriebenen Fall – sogar von außen direkt darauf gestoßen. An diesem Beispiel zeigt sich zudem, dass auch innerhalb der eigenen Sprachgemeinschaft ein Bedürfnis besteht, sich von anderen, die noch „breiter“ sprechen als man selbst, abzugrenzen. Hier gibt es nicht nur eine interdialektale Abgrenzung zum Fränkischen, sondern auch eine intradialektale Abgrenzung zum Schwäbischen. Zudem ist auch in der jüngeren Generation das metasprachliche Wissen darüber verbreitet, dass eine schwäbische Aussprache auch immer mit einer katholischen Konfession und umgekehrt eine fränkische Aussprache immer mit einer evangelischen Konfession einhergeht:

Interviewerin: „Eine andere Interviewpartnerin hat mir eine Geschichte aus Weipertshofen erzählt. Ihre Großmutter hat dort als Schwäbin in einem von drei Häusern, in denen Schwäbisch gesprochen wurde, gewohnt. In allen anderen Häusern hat man Fränkisch gesprochen. Sie musste auf eine andere Schule gehen als die anderen, da sie katholisch war und alle anderen im Ort evangelisch.“

Lucia Meinhardt: „Bei uns sind auch die im Ort, wo evangelisch sind, die sprechen eigentlich auch Fränkisch – ist echt so.“

I: „Hängt das dann also schon noch an der Religion?“

L. M.: „Ich weiß nicht – also bei uns ist es halt so.“¹⁴⁹

Die im Interview zitierte Aussage einer anderen Stimpfacherin stammt von einer 30-jährigen Angestellten, die ebenfalls eine *Mental Map* anfertigte (Abb. 15). Zusätzlich zu der von ihr eingetragenen, eher halbkreisförmigen nördlichen Sprachgrenze malte sie drei Punkte, die symbolisch für die drei Häuser standen, in denen – obwohl eigentlich schon im protestantischen Nachbarort gelegen – katholische Bewohner lebten, die „noch“ katholisch waren und deshalb „Stimpfacher Schwäbisch“ sprachen. Während sie die Karte zeichnete, kommentierte sie dies wie folgt:

149 Ebd. (00:25:27–7).

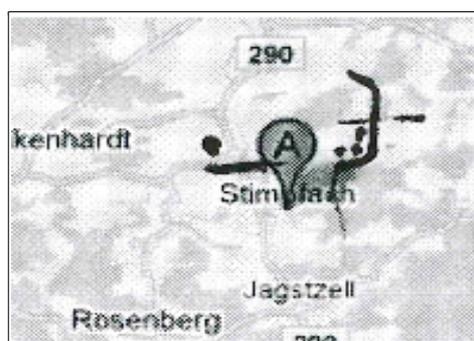


Abb. 15: Subjektive Dialektgrenzen einer 30-jährigen Stimpfacherin (Grundkarte von Interviewerin)

„Ich schau’ mal nach der Gemeindegrenze hier oben – da ist ein Bach – bei der Bundesstraße, bis da na geht’s auf jeden Fall. Hier ist Appensee, die sprechen dann anders, Frankenhardt ja auch. Bei Weipertshofen kann ich es jetzt nicht genau sagen – da müsst’ man näher hinkommen. Also wenn man da jetzt so in die Ortschaft reinfährt, da waren dann die Häuser auf der linken Seite katholisch und auf der anderen ned [nicht].“¹⁵⁰

Da sie sichtlich unzufrieden mit dem sehr kleinen Maßstab der Karte war, holte sie ohne Aufforderung eine zweite eigene Karte, in der sie die Grenzen noch präziser einzeichnen konnte (Abb. 16).

Dieses Beispiel veranschaulicht, dass die zur jüngeren Generation zählende Stimpfacherin letztlich über ein ausgeprägteres subjektives Dialektwissen verfügt als die ältere Stimpfacherin (*Mental Map*, Abb. 13). Hierin deutet sich bereits an, dass auch die jüngere Generation in Stimpfach über ein großes metasprachliches Wissen verfügt, was sich im Folgenden in vielen Beispielen manifestieren wird. Die Kenntnis der unterschiedlichen Ortsdialekte ist dezidiert und allem Anschein nach fester Bestandteil eines kollektiven Alltagswissens.

In dem folgenden Ausschnitt aus einem Gruppeninterview mit drei jungen Handwerkern aus Stimpfach, in dem es um subjektive Dialektgrenzen geht, wird dies ebenfalls deutlich. Die Antworten werden von den Interviewpersonen gegenseitig ergänzt und bestätigt, was als eindeutiges Anzeichen für ein kollektives metasprachliches Wissen zu werten ist:

¹⁵⁰ Interview mit Erna Huber (30), Angestellte, 23.2.2011, Stimpfach (00:06:10–4).



Abb. 16: Subjektive Dialektgrenzen einer 30-jährigen Stimpfacherin (eigene Grundkarte)

Michael Sengler: „Appensee fängt’s an [das Hohenlohische] und dann Weipertshofen, Siglershofen – das ist immer dasselbe dann eigentlich.“

Interviewer: „Und woher wisst ihr das so genau?“

Dirk Huber: „Das merkt man.“

I: „Weil man Leute kennt, die von dort kommen?“

M. S.: „Das ist ja nur zwei, drei Kilometer weg.“

I: „Oder wisst ihr das auch von den Eltern und Großeltern?“

D. H.: „Man merkt das vom Dialekt her schon. Auch von der Schule her. Die Weipertshofener kommen runter. Und dann hat man’s auch schon.“

I: „Die kommen nach Stimpfach?“

D. H.: „Ja, in die Grund- und Hauptschule.“

I: „Und dann ist das einfach Erfahrungswissen?“

D. H.: „Ja.“

M. S.: „Das hört man.“

Ernst Teinach.: „Da braucht man keine 70 km fortzufahren, dass man da was anderes hört, einen anderen Dialekt hört.“

I: „Und nach Süden?“

D. H.: „Das wird dann schon wieder tiefer, das hört sich auch anders an. Richtung Oschtalb.“

Erna Huber: „Wobei Jagstzell würd ich sagen, das ist noch ziemlich gleich, das wird vielleicht schon a bissele broider [breiter].“

D. H.: „Das wird schon broider. Wir sind ein autonomes Gebiet.“

M. S.: „Ich glaub’, das geht Richtung Alb so. Das merkt man auch mit dem [Abbruch]. Die schwätzt viel broider, weil die auch den Hang hen [haben] nach Ellwangen zu gehen in die Schule, daher kommt das eigentlich. In Ellwangen ist es dann extrem. Da fängt es schon an. Aber in Ellwangen ist es dann extrem.“

I: „Also Ellwangen ist dann schon...“

D. H.: „Oschtalb – ja.“

M. S.: „Da geht’s dann richtig los.“

E. T. : „Wir sind die letzte Bastion.“¹⁵¹

Über die Kollektivität des Wissens hinaus zeigt sich, dass das Wissen um die Andersartigkeit der umliegenden Dialekte nicht von den Großeltern vermittelt, sondern durch eigene Erfahrungen erworben bzw. bestätigt wurde („Das hört man“). Des Weiteren versuchen sich die jungen Stimpfacher nicht nur gegen das hohenlohische Fränkisch abzugrenzen, sondern auch gegen das „noch breitere“ Schwäbisch der Ellwanger bzw. der Ostalb. Auch hier liegt wieder eine inter- und intradialektale Abgrenzung vor, die mit einer sozialen Abwertung der tieferen Schwäbischformen einhergeht. Die Stimpfacher sind sich dieser Abgrenzung durchaus bewusst und leiden in gewissem Maße sogar darunter, dass andersdialektale Sprecher diese Differenzierung nicht vornehmen können und sie deshalb mit den „broider“ sprechenden Bewohnern der Ostalb in einen Topf geworfen werden:

„Unser Vater hat in Crailsheim geschafft und die Franken haben ihm immer gesagt, wenn man statt ‚na‘ ‚noi‘ [nein] sagt, heißt man Josef, ist katholisch, kommt von ‚dobe raa‘ [droben runter] und wählt CDU. Und dann gab’s einen

151 Gruppeninterview mit Dirk Huber (25), mechanischer Techniker, Ernst Teinach (26), Elektrotechniker, Michael Sengler (25), Industriemechaniker, Erna Huber (30), Angestellte, 6.5.2011, Stimpfach (00:27:19–3).

Kollegen, der hat die ganze Zeit nur ‚Sepp‘ zu meinem Vater gesagt, obwohl der ganz genau weiß, der heißt Anton.“¹⁵²

Die schwäbischen Dialektsprecher werden also nicht mit einem bestimmten Ort in Verbindung gebracht, sondern sind „... der Schwabe, der Schwabensäggl oder von der Alb raa – das ist alles dasselbe“.¹⁵³ Die eigene dialektale Ortsidentität wird von Außenstehenden nicht erkannt, was für die Befragten als unangenehm empfunden wird. Sie möchten gerne als Stimpfacher und nicht als „von der Alb kommend“ wahrgenommen werden.

Auffällig ist hier zudem, dass die Jüngeren den selbst von den Älteren als sprachlich homogen betrachteten Süden als heterogen beschreiben. Es lässt sich also erneut eine höhere Differenzierung und Abgrenzung der jüngeren Generation erkennen. Auch in puncto Dialektalität steht die jüngere Generation der älteren in keinsten Weise nach. Selbst spezielle landwirtschaftliche Begriffe, wie zum Beispiel die dialektale Bezeichnung für den zweiten Schnitt bei der Heuernte („Omed“) oder das Haumesser für grobes Reisig („Spräubäger“), werden mühelos benannt (und teilweise auch zusätzlich noch erklärt). Auch in der Selbstwahrnehmung attestieren sich die Befragten – anders als in Neuhausen – eine ebenso ausgeprägte Dialektalität wie ihren Großeltern. Diese Parallelität von aktivem Dialektwissen und ausgeprägtem metasprachlichem Wissen verweist, wie bereits in Neuhausen, auf einen engen Zusammenhang von beiden Phänomenen.

Interviewer: „Würdest du denn sagen, dass du Dialekt mit deinen Eltern und Großeltern so sprichst, wie sie selbst sprechen?“

Thorsten Schön: „Ja.“

I: „Also du kannst schon noch richtig Stimpfacherisch sprechen?“

T. S.: „Ja.“

I: „Da gibt es also keine Verständigungsprobleme?“

T. S.: „Ne, ne, ne. [...] Also normalerweise – das ist jetzt für mich relativ Hochdeutsch – aber [fährt fort im Dialekt] – I kennt [Ich könnte] jetzt au Schwä-

152 Ebd. Erna Huber, (00:16:28).

153 Ebd. Dirk Huber, (00:16:16).

bisch schwätze, das ist für mich gar kein Problem. I woiß etzt halt ned ob's fir di anstrengender isch, wenn i kei Hochdeutsch red.“

I: [lacht] „Nein, ist schon o.k. Also, du kannst es variieren.“

T. S.: „Ja, also es kommt auch ganz drauf an. Es ist mir mal passiert, dass ich von meiner Mutter angerufen wurde – mit meiner Mutter dann das breiteste Schwäbisch geredet habe und mit meinem Freund wieder Hochdeutsch. Und der hat mich einfach angeschaut und ‚Boah ist das krass‘ – der wusste einfach nicht mehr, was er sagen sollte.“

I: „Und wo kommt der her?“

T. S.: „Das war jemand aus Köln.“¹⁵⁴

Neben einer hohen Dialektalität verfügt dieser junge Interviewpartner auch über ein hohes Sprachbewusstsein. Er kann mühelos zwischen stark dialektal geprägtem Stimpfacher Schwäbisch und einem leicht dialektal akzentuiertem Hochdeutsch *switchen*.¹⁵⁵ In Bezug auf die Dialektkenntnisse der jüngeren Stimpfacher Generation gaben auch die älteren Befragten nicht an, dass der Dialekt mit der Zeit verloren ginge. So berichtete ein 74-Jähriger, dass die Kinder zwar in der Schule Hochdeutsch sprechen müssten, man aber untereinander immer noch Dialekt spräche. Einzig die Enkel einer anderen Befragten sprächen laut ihrer Angabe keinen Dialekt mehr, was aber daran liege, dass sie in Berlin geboren und aufgewachsen seien.

Es passt daher in das Gesamtbild, dass die Tendenz, den Heimatort zu verlassen, bei der jüngeren Generation schwach ausgeprägt ist. Drei der sieben von der Autorin befragten jungen Stimpfacher wohnen seit ihrer Geburt im Ort und sind bereits in festen Beschäftigungsverhältnissen. Die beiden Abiturientinnen und der Zivildienstleistende würden gerne in Württemberg bzw. im „Ländle“ bleiben oder können sich vorstellen, nach ihrer Ausbildung zurückzukehren, so wie es bei der ältesten befragten Stimpfacherin aus der jüngeren Generation der Fall war:

154 Interview mit Thorsten Schön (20), Zivildienstleistender, 6.5.2011, Stimpfach (00:10:56-3).

155 Der Begriff des *Code-Switching* wurde erstmals von John Gumperz 1964 gebraucht und bezeichnet heute auch in der deutschen Sprachwissenschaft die Fähigkeit zwischen verschiedenen Sprachen oder Sprachvarianten zu wechseln. Vgl. John Gumperz: Hindi-Punjabi code-switching in Delhi. In: Horace G. Lunt (Hg.): Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists, Boston 1964, S. 1115–1124. Vgl. auch Claudia Maria Riehl: Sprachkontaktforschung: Eine Einführung. Tübingen 2009, S. 20.

Erna Huber: „Also ich war ja zum Studium weg gewesen in Kehl und habe dann auch Praktika gemacht in Mannheim und in Dresden und hab dann eher zufällig hier einen Job gekriegt. Ich habe mir schon gedacht, dass ich irgendwo in Baden-Württemberg unterkomme – aber egal wo – Lörrach oder hier. Dann hat’s hier geklappt und ich häng schon hier [lacht]. Also im Nachhinein betrachtet ist es schon gut, dass ich hier bin. Man ist schon verwurzelt.“

Interviewer: „Also haben Sie noch Familie hier?“

E. H.: „Meine Eltern wohnen nicht weit weg, das sind fünf Minuten zu Fuß. Ich bin hier im Musikverein, seit über zwanzig Jahren. Dann habe ich hier meinen Bekannten- und Freundeskreis. Mein Bruder wohnt hier – man kennt jeden. Fast jeden.“¹⁵⁶

Es ist deutlich herauszuhören, dass das soziale Umfeld eine maßgebliche Rolle bei der räumlichen Orientierung gespielt hat und immer noch spielt. Auch die anderen Befragten gaben an, „viele Freunde“¹⁵⁷ in Stimpfach zu haben und sich primär innerhalb Baden-Württembergs nach einem Studienplatz umzuschauen. Dieser Trend findet sich auch in der Schülerumfrage wieder, die in einer Realschule in Crailsheim und in einem Gymnasium in Ellwangen durchgeführt wurde (vgl. Abschnitt 3.4.4.1). In beiden Schulen war die Zahl der Schüler, die nach dem Abschluss in der Region bleiben wollten, mit durchschnittlich 76 % am höchsten. Aber nicht nur die positive Beziehung zum Ort – die Ortsloyalität –, auch die positive Einstellung zum Dialekt, die Dialektloyalität, ist in Stimpfach vergleichsweise hoch. Man spricht gerne über und im Dialekt:

„Schwäbisch hat für mich ’ne herzige Art. Jemand, der Schwäbisch spricht ist mir schon ein Stück weit sympathischer als jemand der ganz hart Hochdeutsch oder [zögert kurz] ‚Houhelouisch‘ redet. Da finde ich Schwäbisch wesentlich sympathischer. Man merkt auch mit manchen Leuten, gerade auch im schwäbischen Raum, wenn man da ein bisschen schwäbisch entgegenkommt, das ist dann einfach eine familiärere Umgebung, würde ich sagen.“¹⁵⁸

156 Interview mit Erna Huber (30), 23.2.2011, Stimpfach (00:19:18–1).

157 Thorsten Schön (20), 6.5.2011, Stimpfach (00:13:42).

158 Ebd. (00:31:14–6).

3.3.2.4 *Fazit der Sprachethnografie in Stimpfach*

Anders als in Neuhausen sind hier kaum metasprachliche und sprachliche Differenzen zwischen den Generationen auszumachen. Einzig die Bedeutung konfessioneller Grenzen hat in den Jahren, die zwischen beiden befragten Gruppen liegen, merklich abgenommen. Dennoch ist die Verbindung zwischen Dialekt und Konfession noch im Bewusstsein der jüngeren Generation verankert und kann durch gezieltes Fragen bewusst gemacht werden. Sehr lebendig dagegen gestaltet sich das Wissen um die Andersartigkeit der umliegenden Ortsdialekte, da sie alltäglich selbst erfahren wird. Dabei wird die Begegnung mit dem Hohenlohischen am eindrücklichsten geschildert, aber auch das Schwäbisch der südlichen Nachbargemeinden wird als „anders“ oder „breiter“ beschrieben. Das sprachliche Bewusstsein in der jüngeren Generation ist also sehr hoch und mitunter höher anzusetzen, als bei der älteren Generation. Die noch sehr stabilen konfessionellen Identitätsgrenzen der älteren Generation werden bei der jüngeren Generation von stärker sprachlich orientierten Identitätsgrenzen überlagert.

Bei einem Blick zurück auf die Situation in Neuhausen wird jedoch schnell deutlich, dass das starke Sprachbewusstsein der jüngeren Stimpfacher in keinsten Weise nur durch einen "konfessionellen Identitätsschwund" ausgelöst wurde. In Neuhausen haben die konfessionellen Grenzen ebenfalls an Bedeutung verloren und sind nicht durch ein Erstarken von subjektiven dialektalen Grenzen ersetzt worden – im Gegenteil – hier sind auch die dialektalen Nahgrenzen im Schwinden begriffen. Dieses Ergebnis weist erneut in die Richtung, dass subjektive Dialektgrenzen immer wieder neu durch eigene Erfahrungen selbst erlebt und damit aufgefrischt werden müssen.

In Stimpfach deutet sich wiederum an, dass die persönliche Einstellung einer der wichtigsten dialektfördernden Faktoren ist: Alle von der Autorin befragten Personen hatten eine sehr positive Einstellung zu ihrem Dialekt und waren durch die permanente Konfrontation mit anderen Dialekten nicht verunsichert. Im Gegenteil: Die Dialektgrenze wirkte sich stabilisierend auf ihre sprachliche Identität aus.

3.3.3 Lauffen am Neckar

3.3.3.1 Ortsbeschreibung

Lauffen am Neckar ist eine schwäbische Kleinstadt mit etwa 11.000 Einwohnern, zehn Kilometer südlich von Heilbronn (Landkreis Heilbronn). Trotz ihrer vergleichsweise hohen Einwohnerzahl eignete sie sich gut für die dritte sprachethnografische Studie. Zum einen liegt sie inmitten des fränkisch-schwäbischen Übergangsgebiets, zum anderen ist sie stark landwirtschaftlich bzw. durch den Weinanbau geprägt.¹⁵⁹ In Lauffen am Neckar wurden insgesamt drei Interviews mit vier älteren Bewohnern (zwischen 72 und 81 Jahren) und fünf Interviews mit sieben jüngeren Bewohnern (zwischen 20 und 34 Jahren) geführt (siehe Anhand D, *Interviewpartner der Sprachethnografien*). Die Gespräche fanden in der Zeit vom 24.5.2011 bis 27.5.2011 statt.¹⁶⁰

3.3.3.2 Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei älteren Lauffenern

Das stärkste Charakteristikum der dialektalen Identität in Lauffen besteht darin, dass diese nicht vorrangig auf einer Abgrenzung zu anderen Dialekten beruht. Sowohl in der älteren, als auch in der jüngeren Generation fanden sich nur sehr ungenaue und offene Beschreibungen von möglichen dialektalen Grenzen. Die Interviewpersonen konnten zwar die unterschiedlichen Dialekte benennen und fühlten sich als schwäbischsprechend, es existierte aber kein kollektives metasprachliches Wissen darüber, inwiefern sich das Schwäbische von dem nördlich angrenzenden fränkischen Sprachraum unterscheidet. Das folgende Zitat vermittelt einen Eindruck davon:

„Ja, wir bezeichnen schon Schwäbisch, das mir spreche, ja klar, aber, wie soll ich das sagen, die [Abbruch]. Wir merken ja nicht nur den Unterschied, ob man jetzt *u* [fränkische Lautung] oder *o* [schwäbische Lautung] betont, sondern auch bestimmte Bezeichnungen schnell spricht oder langsam spricht, also gedehnt spricht – also das ist uns auch schon aufgefallen. Also zum Beispiel, in Lauffen, in bestimmten Familien wird so betont – andere Familien wird’s ein bissele anders betont. Also zum Beispiel eine ‚Wiese‘ [gedehntes i]. Also mir

159 Es existieren kurze wissenschaftliche Abhandlungen über die besonderen Ausprägungen der Weingärtnersprache. Vgl. Otfried Kies: Weingärtnersprache in Lauffen am Neckar. In: Muttersprache 109 (1999), S. 75–80.

160 Von 24.5.2011 bis 27.5.2011.

sagen: ‚Mir hen Heu gmacht auf der Wiese. ‘ [gedehntes i] Und na [,hinab‘ – hier ist ‚den Neckar hinunter Richtung Stuttgart‘ gemeint] sage aber manche, auch in Lauffen: ‚Mir hen Heu gmacht auf der Wisse‘. “¹⁶¹

Die zum Schluss abermals von der Interviewperson selbst vorgenommene Relativierung der zunächst als territorial definierten subjektiven Dialektgrenze zeigt, dass hier anders ausgesprochene Wörter von diesem Sprecher nicht unbedingt als Merkmal einer fremden bzw. nicht ortsansässigen Herkunft gewertet werden. Jede Familie habe ihre eigene Sprache. Dennoch lässt sich bei anderen älteren Sprechern eine tendenzielle Abgrenzung nach Norden aber auch nach Süden ausmachen – stärker als nach Westen und Osten. Dies entspricht den objektiven Gegebenheiten des schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiets, das sich aus der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze bei Stimpfach gen Westen hin breit auf-fächert und sich wie ein dickes Band in den oberrheinalemannischen Sprachraum zieht.

Die von der Interviewperson während des Interviews angefertigte Zeichnung (Abb. 17) lässt eine gefühlte Grenze nach Nordheim und Nordhausen, aber auch nach Flein erkennen, während die westlich und östlich gelegenen Ortschaften Hausen an der Zaber und Talheim (obwohl auf der anderen Neckarseite zu finden) hier mit in die Dialektgemeinschaft eingeschlossen werden.

Trotz des eigenen, als schwäbisch beschriebenen Dialekts orientieren sich die älteren Lauffener in Richtung Heilbronn. Das heißt man fährt hier zum Einkaufen hin, man liest die „Heilbronner Stimme“, hört das Heilbronner „Frankenradio“ und einige Enkel gehen hier zur Schule:

„Wir haben auch viele Freunde in Heilbronn, wir singen da im Chor. Mein Mann ist da im Baumeisterbund, und ich war viele Jahre im Kirchengemeinderat und im Kreisausschuss.“¹⁶²

Wichtiger als dialektale Grenzen erscheint hier die Heilbronner Kreisgrenze als territoriale Orientierung, die direkt unterhalb von Lauffen in südlicher Richtung verläuft. Die angrenzenden Orte Kirchheim am Neckar und Neckarwestheim gehören bereits zum Kreis Lud-

161 Interview mit Gustav Streiter (80), ehem. Obstbauer, 24.5.2011, Lauffen am Neckar (00:04:15–4).

162 Interview mit Lothar (73) und Brigitte Feinschmid (71), ehem. Architekt und ehem. Angestellte, 24.5.2011, Lauffen am Neckar, es spricht Brigitte Feinschmid (00:07:43–8).

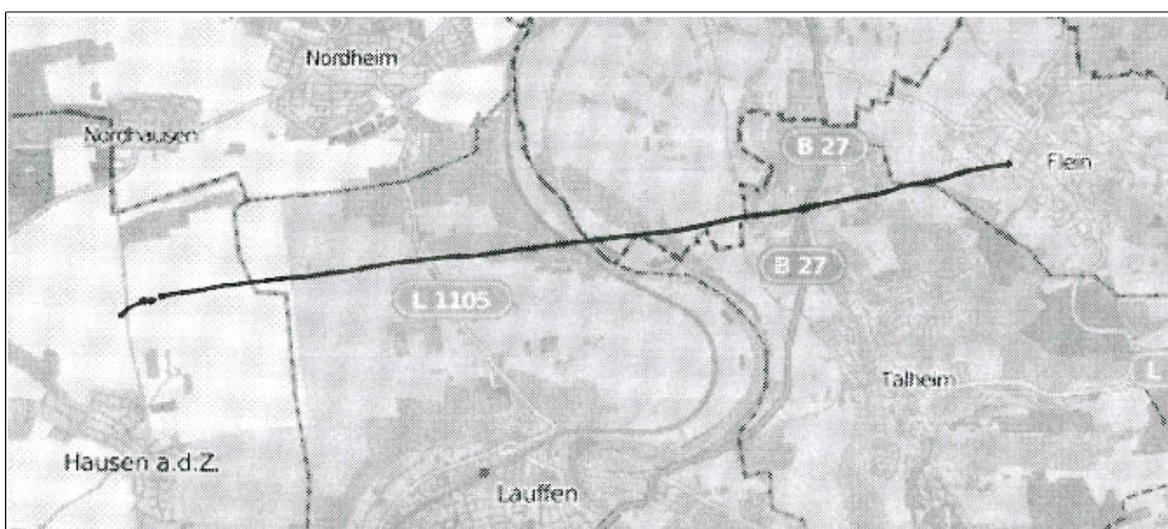


Abb. 17: Subjektive Dialektgrenzen eines 80-jährigen Lauffeners

wigsburg. Obwohl Kirchheim zum schwäbischen Sprachraum gehört und damit mehr Überschneidungen mit dem Lauffener Schwäbisch aufweist als das fränkische Heilbronn, orientieren sich die Lauffener stärker nach Norden. Vielleicht beruht die Verbundenheit mit den Franken auch auf dem unterschweligen Gefühl nicht ganz dazuzugehören, also doch eben kein „richtiges Schwäbisch“ zu sprechen, woran man bei der schwäbischen Verwandtschaft oder beim Besuch in Stuttgart immer wieder mit Hinweis auf den fränkischen Einschlag erinnert werde:

„Zum Beispiel sagen wir ‚klan‘ statt ‚klein‘ – das ist das, was uns die Württemberger vorwerfen, dass wir alles mit *a* sagen. ‚Klaner‘ und so. Aber das vermischt sich mit der Zeit.“¹⁶³

Der entschuldigende Satz zum Schluss „Aber das vermischt sich mit der Zeit“ verweist darauf, dass man selbst nichts für den eigenen, nicht mehr ganz schwäbischen Dialektgebrauch könne. Es habe sich eben vermischt. Dieses Gefühl des "Nicht-mehr-ganz-Dazugehörens" findet sich auch in anderen Ortschaften des Erhebungsgebiets des *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg (SNBW)* wieder und manifestiert sich in Eigenbezeichnungen der Sprecher für ihren Dialekt wie „Dachtraufschwabe“ (zum Beispiel in Flein, Gundelsheim, Neuenstadt am Kocher, Widdern, Tiefenbronn, Bretten) und „Schwowe“ (zum Beispiel in Flein und Ölbronn) (vgl. Abb. 3, *Selbstbenennungen von Dialektsprechern*, S. 47).

163 Ebd., Brigitte Feinschmid (01:15:45–8).

Dennoch hatten alle befragten Lauffener eine positive Einstellung zum Dialekt. Er sei ein „wahrer Sprachschatz“ mit vielen „Ausdrücken französischen Ursprungs“, sehr „schön“ und „farbig“. Einige der Befragten hatten außerdem sehr positive Erfahrungen gemacht:

„Als mein Mann nach Karlsruhe ist, habe ich mich telefonisch beworben und bin beim vierten Anruf direkt eingestellt worden, und dann habe ich die Personalchefin gefragt, warum sie mich am Telefon einstellt. Sie kennt mich ja nicht, weder sieht sie meine Papiere oder irgendwas. Da hat sie gesagt: ‚A Schwäble kann schaffe.‘ Also das war positiv. Aber mit der Sprache, da haben sie uns ein bissl gehänselt wegen der Sprache. Ja, das war damals so – die Badener.“¹⁶⁴

Im Alltag der älteren Lauffener Bevölkerung spielt der Dialekt, wie auch in Neuhausen und Stimpfach, eine präasente Rolle. Es herrscht ebenfalls ein hohes Interesse an der eigenen Sprache und eine positive Einstellung zu ihr. Dennoch gibt es kein überindividuelles Wissen über dialektale Grenzen. Wenn nach konkreten Dialektunterschieden zu den umliegenden Ortschaften gefragt wird, werden keine kollektiven Wortbeispiele genannt, um sich abzugrenzen, wie es in Neuhausen und Stimpfach der Fall war. Es gibt auch keinen bestimmten Ort, zu dem man sich insbesondere abgrenzt. Doch auch in dieser Heterogenität liegt eine gewisse Gemeinsamkeit, die beide Generationen miteinander verbindet.

3.3.3.3 *Sprachwahrnehmung und metasprachliches Wissen bei jüngeren Lauffenern*

Insgesamt wurden fünf Interviews mit Lauffenern zwischen 20 und 34 Jahren geführt, davon waren zwei Gruppeninterviews mit je zwei Personen und eines ein Telefoninterview, das einen Monat nach der Feldphase, am 21.6.2011, stattfand. Der Kontakt wurde über das Kulturamt in Lauffen hergestellt und über Kommilitoninnen der Autorin, die entweder selbst als Interviewpersonen zur Verfügung standen oder Kontakte zu Verwandten und Freunden aus der Region vermittelten.

Bereits bei den ersten Begegnungen verstärkte sich der Eindruck, dass die jüngere Generation in Lauffen über sehr ähnliche Einstellungen, räumliche Orientierungen und vergleichbares metasprachliches Wissen verfügt wie die ältere Generation. Die subjektiven Grenzen

¹⁶⁴ Ebd. Brigitte Feinschmid (01:23:56).

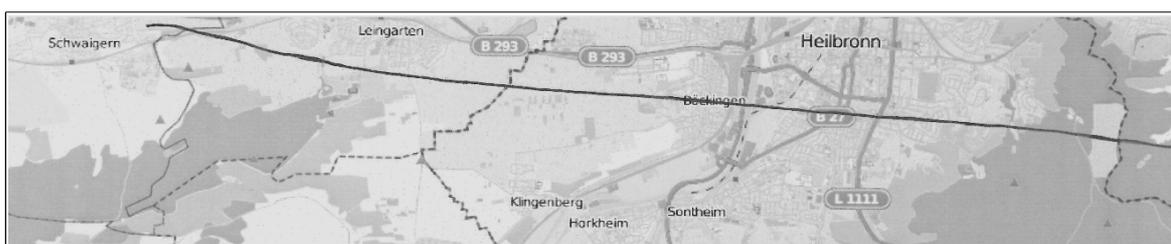


Abb. 18: Subjektive Dialektgrenzen eines 24-jährigen Lauffeners

verlaufen ähnlich, vor allem Richtung Norden. Auch hier ist man sich bewusst, nicht mehr „nur“ Schwäbisch zu sprechen, obwohl man sich eigentlich schwäbisch fühlt.

Jonas Mey: „Also, wenn die Stuttgarter sagen, dass wir keine richtigen Schwaben sind, dann sagen wir eben, wir kommen aus dem württembergischen Unterland. Unser Schwäbisch hört sich schon ein bisschen anders an.“

Interviewer: „Aber du bist Schwabe?“

J. M.: „Absolut, auch von der Einstellung und Mentalität her.“¹⁶⁵

Andere bezeichnen ihren Dialekt als „Schwäbisch-Fränkisch“ oder als „Schwäbisch mit eigenem Einschlag“. Die Bezeichnung „Dachtraufschwabe“ fand sich bei der jüngeren Generation nicht, obwohl das Gefühl nicht ganz dazugehören, auch hier anklingt:

„Also, ich denke das richtige Schwäbisch. Also, das Stuttgarter Schwäbisch oder das Äblerische, das fängt eher später an – also nach Walheim oder so was – Besigheim, Besge. So in Richtung links und rechts würde, also so nach Brackenheim, würde ich da nicht so die Unterscheidung machen. Ich würde da eher sagen Nord-Süd. Ich glaub’ West-Ost ist da nicht so stark. Und Nord-Süd, da würde ich sagen, dass Heilbronn da so ziemlich die Trennlinie ist. Also ich würd’s jetzt mal so einzeichnen [zeichnet].“¹⁶⁶

Die von den jüngeren Lauffenern gezeichneten *Mental Maps* mit ihren subjektiven Dialektgrenzen (zum Beispiel von der soeben zitierten Interviewperson, Abb. 18) sind denen der

165 Interview mit Jonas Mey (24), Auszubildender Techniker für Weinbau und Önologie, 25.5.2011, Lauffen am Neckar (00:08:31–9).

166 Interview mit Anna Hofer (22), Studentin, Grundschullehramt PH Ludwigsburg, Jens Vollmer (24), Student, Technisches Logistikmanagement Heilbronn, 25.5.2011, Lauffen am Neckar (00:07:26–7).

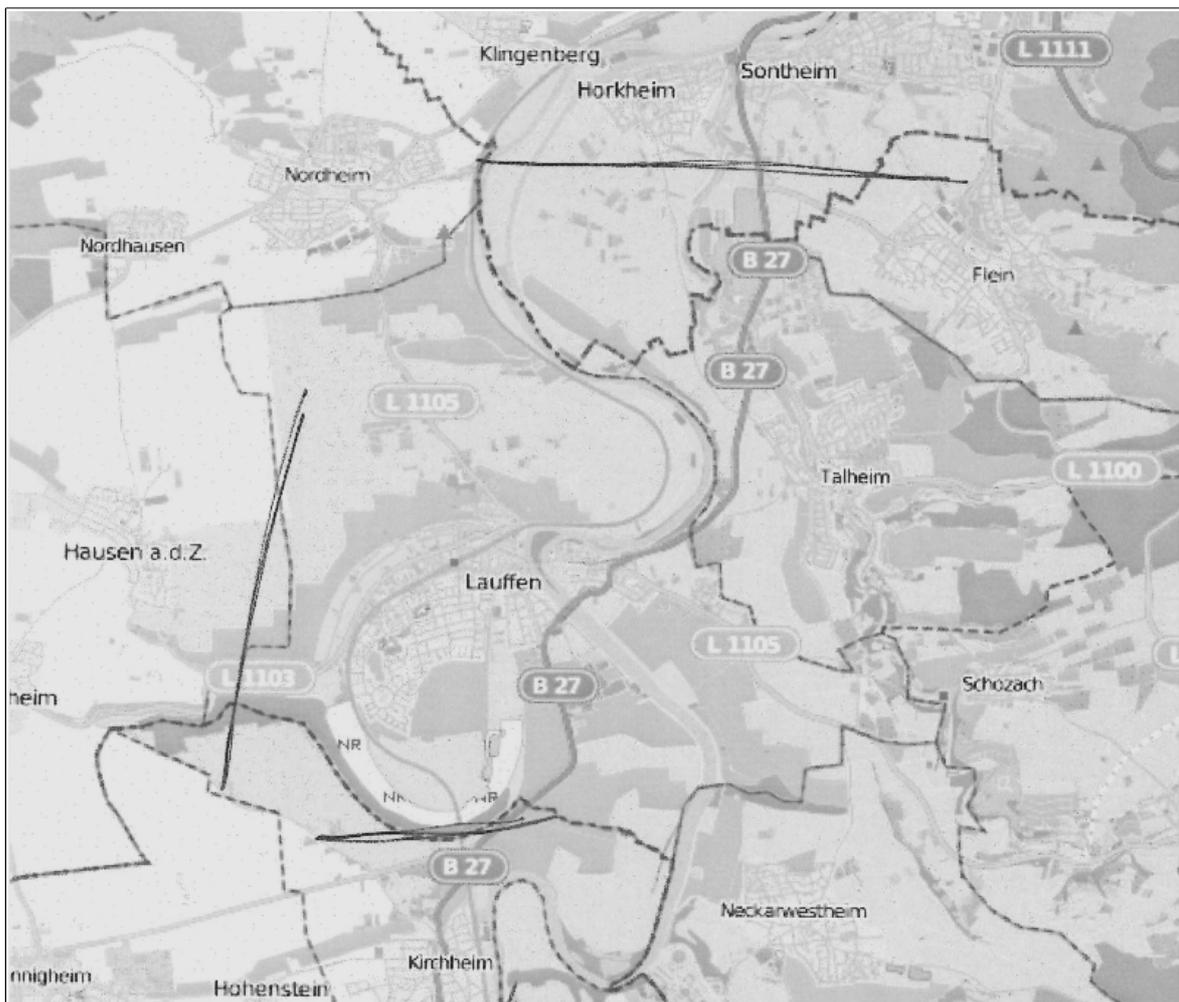


Abb. 19: Subjektive Dialektgrenzen einer 34-jährigen Lauffenerin

älteren Generation ähnlich. Auch hier ist die sprachliche Grenze gen Norden zum fränkischen Raum hin am präsentesten. Kreisgrenzen spielen die Hauptrolle und nur vereinzelt grenzt man sich zum schwäbischen Sprachraum hin ab, wie in der *Mental Map* einer 34-jährigen Lauffenerin zu erkennen ist (Abb. 19). Während sie zeichnet, erläutert sie ihre zeichnerischen Entscheidungen wie folgt:

„Also, hier da ist die Kreisgrenze auch Dialektgrenze – also das ist Kreis Ludwigsburg und das ist Kreis Heilbronn. Da, zwischen Gemmrigheim und Kirchheim, ist auf jeden Fall eine Grenze. Walheim. Walheim? Also Walheim kenn’ ich jetzt speziell niemanden. Also nach Hofen hin ist es auch schon wieder ganz anders als nach Kirchheim.“¹⁶⁷

167 Interview mit Tanja Eicholz (34) Versicherungskauffrau und Jutta Metzger (30) Zahnmedizinische

Es wird erneut deutlich, dass sich Dialektsprecher immer wieder an Kreis-, Landes-, und Konfessionsgrenzen orientieren, wenn es darum geht, subjektive sprachliche Grenzen zu beschreiben. Dieses Phänomen ließ sich sowohl bereits in Neuhausen als auch in Stimpfach finden. Auffällig an dem obigen Beispiel ist zudem die Aussage „Also in Walheim kenn’ ich jetzt speziell niemanden“, als es darum geht, den Dialekt des Ortes als ähnlich oder fremd einzustufen. Das verdeutlicht, dass es sich auch hier bei den eingezeichneten Grenzen um direkte Erfahrungswelten handelt, die man mit gehörten und selbst erfahrenen Sprachwahrnehmungen begründet. Auch andere befragte Personen greifen auf direktes Erfahrungswissen aus sozialen Kontakten zurück, das sie zum Beispiel durch regionales politisches Engagement, durch sportliche Aktivitäten oder während der Ausbildung akkumuliert haben.

Es gibt in Lauffen kein dezidiert tradiertes Sprachwissen, das von der jüngeren Generation übernommen wird bzw. werden könnte (ein Indiz dafür ist auch die Nicht-Nennung des Begriffs „Dachtrauschwabern“). Lediglich die Art der Sprachwahrnehmung und die offene Einstellung gegenüber dem fränkischen Sprachraum finden sich auch bei den jüngeren Dialektsprechern wieder. Aber auch eine negative Einstellung der jüngeren Befragten zum Badischen wird deutlich, die sich ebenfalls bereits in den Interviews mit den älteren Lauffenern andeutete (siehe Zitat von Brigitte Feinschmid, S. 93 unten). Die ehemalige Grenze zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Königreich bzw. Herzogtum Württemberg scheint in Lauffen noch eine wichtige subjektive Grenze darzustellen. Zwar liegt Lauffen selbst nicht an der ehemaligen Landesgrenze, aber zumindest in Heilbronn werden alte Animositäten gepflegt:

„Es gibt ’ne große Rivalität zwischen den Heilbronner Falken und den Bietigheim Steelers – Eishockey. Ober- gegen Unterland. Heilbronn ist ja Unterland und Ludwigsburg ist Oberland. Und natürlich spielt die Grenze Württemberg-Baden noch eine große Rolle. Also in Heilbronn sagt man noch gerne: 'Ja, ja die Badener' – Neckarsulm ist ja direkt an der Grenze Hoffenheim, Sinsheim, das ist ja gerade die Grenze. Wir sind noch nicht so dicht an der Grenze, aber Heilbronn schon. Gibt’s immer so Sprüche.“¹⁶⁸

Fachangestellte, 24.5.2011, Lauffen am Neckar, das Zitat stammt von Tanja Eicholz (00:11:03–7).

168 Interview mit Anna Hofer (22), Studentin, Jens Vollmer (24), Student, 25.5.2011, Lauffen, das Zitat stammt von Jens Vollmer (00:12:07–1).

Auch sprachlich wurden in einem Interview mit einem anderen jüngeren Lauffener Unterschiede benannt:

„Also, so in einer Dreiviertelstunde ist man ja schon da [Baden] – Richtung Karlsruhe. Und wenn ich da früher war, da hat man sich schon richtig bekriegt – da hieß es dann Gelbfüßler und sonstwas. Und die haben ja wirklich einen ganz anderen Sprachgebrauch, auch jetzt in Bezug zum Weinberg – die sagen zum Beispiel zu einer Presse ‚Trott‘, also ‚Trotten‘. Und die haben sich schief gelacht, wo ich gesagt hab ‚Chefe, lass die Bombe laafe.‘ [Chef, lass die Pumpe laufen.] – also das ist wirklich schon ’ne richtige Grenze.“¹⁶⁹

Der Eindruck, dass sich die subjektiven Dialektgrenzen der jüngeren und älteren Generation in Lauffen nicht wesentlich voneinander unterscheiden, lässt sich mit ein paar Einschränkungen auch auf die Dialektalität übertragen. Beide Generationen beantworteten die Fragen des auch bei den sprachwissenschaftlichen Erhebungen im Rahmen des Projekts Sprachalltag verwendeten Kurzfragebuchs. Dabei konnten bereits von der älteren Generation ein vergleichsweise geringer Anteil an landwirtschaftlichen Arbeitsvorgängen und Gerätschaften benannt werden. Bei den Jüngeren war dies ebenfalls der Fall. Lautlich betrachtet können beide Generationen auf einer ähnlichen Stufe verortet werden, wobei sich bei der älteren Generation die Tendenz zu einer stärkeren Entrundung von Vokalen findet, zum Beispiel bei der Begrüßungsformel „Grüß Gott“, bei der die älteren im Dialekt eher „Gris Gott“ bevorzugen. Auch finden sich bei der älteren Generation öfter fränkische Lautungen (Spirantisierung von intervokalischem b zu w, zum Beispiel in „lieber“, hier: „liawa“). Also kann eine leichte Tendenz weg von der fränkischen, hin zur schwäbischen, der in vielen Fällen auch standardnäheren Varietät, vermutet werden. Diese Tendenz wird allerdings subjektiv von der jüngeren Generation nicht so empfunden, wie die folgenden beiden Zitate illustrieren:

„Also, wenn ich mit meinen Großeltern oder Eltern spreche, dann eigentlich nur Schwäbisch. Also halt mein Schwäbisch, was man halt hier als unseren Dialekt so versteht, und unter Freunden rede ich eigentlich genauso. Es sei

169 Ausschnitt aus dem Interview mit Jonas Mey (24), Auszubildender Techniker für Weinbau und Önologie, 25.5.2011, Lauffen (00:12:52–3).

denn, also ich habe auch Freunde im Badischen und weiß Gott wo, und die haben gleich am Anfang gesagt ‚Bitte red mal ein bisschen mehr Hochdeutsch‘, weil sie mich anfangs nicht verstanden haben.“¹⁷⁰

Interviewer: „Sprichst du mit deiner Oma anders als mit deinen Freunden?“

Vanessa Kanngießler: „Meine Oma benutzt halt noch ganz andere Wörter wie zum Beispiel ‚gen ma stag nuf oder nunda‘ – also statt Treppe rauf oder runter, und bei uns ist auch noch ziemlich stark ‚Gsälz‘ [Marmelade].“

I.: „Und das sagst du selbst nicht mehr?“

V. K.: „Doch, das sag ich schon auch noch – naja [überlegt] – ‚hoim‘ [sie bezieht sich hier auf ein früheres Beispiel] vielleicht schon auch noch.“¹⁷¹

Dagegen befürchten einige befragte Personen aus der älteren Generation, dass der Dialekt langsam untergehe bzw. sich bereits verändert habe, was ihnen aufgrund ihrer sehr positiven Einstellung zum Dialekt sehr bedauerlich erscheint. Diese positive Einstellung findet sich allerdings auch in der jüngeren Generation, sodass nach den bisherigen Erkenntnissen über den starken Einfluss von Einstellungen auf den Sprachgebrauch ein Verschwinden des Dialekts hier wenig wahrscheinlich ist. Selbst wenn die Interviewten mit Freunden Standarddeutsch sprechen oder während des Studiums standardsprachliche Lautungen angenommen haben, so *switchen* sie in den Dialekt, wenn es angebracht scheint:

„Der Vorteil ist eigentlich mehr so im Alltag. Also wenn ich jetzt in Lauffen einkaufen würde, und ich würde da dann im feinen Hochdeutsch daherkommen, dann würden die mich wahrscheinlich belächeln oder so. Oder wenn ich dann mit den Leuten ins Gespräch komme, und die würden dann sagen, ja jetzt spricht sie Hochdeutsch, jetzt hat sie studiert, jetzt kann sie nicht mehr schwätzen – so nach dem Motto, sie ist sich zu fein dazu, Dialekt zu sprechen. Also da ist es auf jeden Fall von Vorteil.“¹⁷²

170 Ebd. (00:12:22–6).

171 Ausschnitt aus dem Interview mit Vanessa Kanngießler (20), Auszubildende Industriekauffrau, 24.5.2011, Lauffen (00:04:32–0).

172 Ausschnitt aus dem Telefoninterview mit Mareike Hochstätter (27) aus Lauffen, EKW-Absolventin, 21.6.2011 (00:11:16–1).

In der Schülerumfrage weisen Lauffener Schüler durchschnittlich den höchsten Grad an sprachlicher Varianz auf (vgl. Abschnitt 3.4.4.1). Das heißt, sie sind sich ihrer eigenen sprachlichen Flexibilität am stärksten bewusst und setzen diese auch subjektiv am häufigsten ein. Junge Lauffener zeigen sich hier also flexibler als die jungen Dialektsprecher aus anderen Regionen.

3.3.3.4 *Fazit der Sprachethnografie in Lauffen am Neckar*

Die Ergebnisse der Sprachethnografie in Lauffen als einem Beispielort im schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet sind vielseitig und zeichnen erneut ein sehr eigenes Bild der baden-württembergischen Sprachlandschaft. Im Unterschied zu Neuhausen und Stimpfach kann man hier weder von einem signifikanten Verlust noch von einem vollständigen Erhalt von Dialektalität und metasprachlichem Wissen sprechen, denn bereits in der älteren Generation finden sich keine kollektiven Vorstellungen über den Lauffener Dialekt und seine Grenzen. Lediglich die Einstellungen zum Dialekt und die grobe Abgrenzung zum Fränkischen, insbesondere zum Badischen, gibt es bei allen Befragten. In der älteren Generation findet sich zudem der Ausdruck des „Dachtraufschwaben“ als Eigenbezeichnung, der als Synonym für „Grenzschwabe“ steht und ein Ausdruck des Gefühls darstellt, nicht richtig zum schwäbischen Sprachraum zu gehören (das sich in leicht abgeschwächter Form auch bei den jüngeren Lauffenern zeigt). Man kann also zwar nicht von einem tradierten Sprachwissen sprechen, aber doch von tradierten Spracheinstellungen. Dies zeigt sich auch darin, dass beide Generationen sich zum Landkreis Heilbronn zugehörig fühlen, sich aber gegen Baden abzugrenzen versuchen. Auch die grundsätzlich positive Einstellung zum Dialekt findet sich unabhängig vom Alter bei allen Lauffenern, was diese kurze Aussage eines 24-jährigen noch einmal unterstreicht:

„Ja, also, ich mag das auch. Ich mag das Schwäbische, was hier gesprochen wird. Das sind Wörter, das ist [...]. Also zum Beispiel ein Bekannter von der Anna, der sagt statt Möbel, ‚Mewel‘ – und grinst dabei.“¹⁷³

Obwohl in Lauffen bei der jüngeren Generation eine leichte Tendenz zur Verwendung standardsprachlicher Lautungen hörbar ist und auch in der Kenntnis von landwirtschaftlicher

¹⁷³ Interview mit Anna Hofer (22), Studentin, Jens Vollmer (24), Student, 25.5.2011, Lauffen, das Zitat stammt von Jens Vollmer (00:18:09–4).

Lexik Abstriche zu machen sind, ist dieser Trend nicht so ausgeprägt wie in Neuhausen. Dieser Unterschied zwischen den beiden Orten spiegelt sich auch in den subjektiven Wahrnehmungen der jüngeren Generationen wider: Während sich die jungen Dialektsprecher in Neuhausen von der älteren Generation sprachlich abgrenzen und oft Verständigungsprobleme beschreiben, benutzt die ältere Generation in Lauffen aus Sicht der Jüngeren nur hin und wieder andere oder authentischere Wörter. Die Lauffener gehen dabei nicht abwertend vor, weder gegenüber der älteren Generation, noch gegenüber einem „minderwertigen Schwäbisch“.

3.3.4 Vergleich und Ergebnisse

Wodurch kommen diese großen Unterschiede in der Dialektverwendung, dem metasprachlichen Wissen und den Spracheinstellungen in den drei schwäbischen Orten zustande?

Um eine Antwort auf diese Frage zu erhalten, sollte zunächst das territoriale und soziokulturell interpretierte Umfeld betrachtet werden. Die umgebende Region des jeweiligen Ortes darf hier nicht nur als mentales Konstrukt dienen, sondern als lebendige Struktur, die aufgrund ihrer Historizität und gesellschaftlichen Relevanz den individuellen Alltag der Menschen prägt.¹⁷⁴

Laut Anthony Giddens verfügen alle Menschen nicht nur über eine Intentionalität und Reflexivität, sondern auch über ein Wissen um die Struktur (von Region, von soziokulturellem Umfeld).¹⁷⁵ Daher sollten sich die äußeren Bedingungen auch in dem metasprachlichen Wissen der Interviewten wiederfinden. Das konnte durch die Sprachethnografien insofern belegt werden, als sich die Unterschiedlichkeit der dialektalen Gebiete auch in der Beschaffenheit des metasprachlichen Wissens widerspiegeln, wie der Vergleich gezeigt hat.

In Stimpfach ist es die permanente Präsenz der fränkisch-schwäbischen Dialektgrenze, die die Aufmerksamkeit fortwährend auf die eigene sprachliche Besonderheit lenkt. In zahlreichen Anekdoten über gegenseitige Diskriminierungen oder Erfahrungen mit dem Dialekt werden Einstellungen, Eigen- und Fremdwahrnehmungen bestätigt und illustriert. Dabei

174 Vgl. Bernhard Tschofen: Grenzraum Bodenseeregion. Ethnographische Inspektion in divergierenden Feldern. In: Ders. (Hg.): GrenzRaumSee: Eine ethnographische Reise durch die Bodenseeregion. Tübingen 2008, S. 9–28, S. 13.

175 Die Wissensbestände der Dialektsprecher sind also für das Handeln konstitutiv und somit eine Grundbedingung für die Rekursivität des sozialen Lebens. Vgl. Anthony Giddens: Strukturation und sozialer Wandel. In: Hans-Peter Müller/Michael Schmid (Hg.): Sozialer Wandel. Frankfurt am Main 1995, S. 151–191.

spielt bei der älteren Generation auch die Kongruenz mit den konfessionellen evangelisch-katholischen Grenzen eine starke Rolle bei der interpretativen Erklärung der Unterschiede. Auch bei der jungen Generation fördert die Dialektgrenze ein ausgeprägtes sprachliches Bewusstsein, das mit einer erhöhten sprachlichen Identifikation und einer starken subjektiven Abgrenzung zum hohenlohischen Sprachraum einhergeht. Die Bedeutung der Dialektgrenze scheint dabei für die jüngere Generation in dem Maße zuzunehmen, in dem die konfessionelle Grenze hier an Einfluss verliert. Denn nur bei der jüngeren Stimpfacher Generation fanden sich Anzeichen für eine Abgrenzung zum gleichkonfessionellen, südlichen, schwäbischen Sprachraum, was bei der älteren Generation nicht der Fall war. Die Jüngeren wollen sich auch von dem noch „breiteren“ Schwäbisch der „Äbler“ abgrenzen. Sie seien „die letzte Bastion“. Dies zeigt, dass neben der interdialektalen Abgrenzung die intradialektale Abgrenzung eine ebenso wichtige Rolle spielt.

In Neuhausen auf den Fildern ist Ähnliches zu konstatieren: Während sich die ältere Generation gegen den anderskonfessionellen Nachbarort Sielmingen abgrenzt, grenzt sich die jüngere Generation gezielt vom Sprachraum Schwäbische Alb ab. Allerdings muss man sagen, dass auch die ältere Generation den Sprachgebrauch der Sielminger oft mit dem der Äbler gleichsetzt – die Alb fängt für sie also subjektiv schon im Nachbarort an. Im Gegensatz zu Stimpfach spielt in Neuhausen auch die Nähe zum Ballungsraum Stuttgart als wirtschaftlichem und kulturellem Zentrum eine wichtige Rolle im Alltag. Trotz der ebenfalls vorhandenen sprachlichen Abgrenzung zum „Stuttgarter Schwäbisch“ liegt eine räumliche Orientierung zur „Stadt“ vor.

Auch im schwäbischen Lauffen spielt die Nähe zu einem urbanen Zentrum eine wichtige Rolle. Hier kann man sogar von einer gewissen Tradition sprechen, da beide Generationen gleichermaßen gerne und häufig in die Stadt fahren. Allerdings handelt es sich dabei nicht um die württembergische Landeshauptstadt, sondern um das fränkische Heilbronn. Diese Offenheit gegenüber einem ortsfremden Dialekt wird, im Gegensatz zu der Situation in Stimpfach, durch das Bewusstsein gefördert, ohnehin kein „reines“ Schwäbisch zu sprechen, was sich durch den Anteil fränkischer Lautungen im Lauffener Schwäbisch bestätigen lässt.¹⁷⁶ Auch hier existiert ein Bewusstsein um den vermeintlich stark ausgeprägten

176 Bereits die Ortsbezeichnung „Laafə“ für „Lauffen“ enthält das langgezogene a, was sich ebenfalls in „glaawe“ für „glauben“ findet und hier auch noch von einem spirantisierten intervokalischem b (bzw. w) begleitet wird, vgl. dazu Zitat S. 92. Auch in einer Abhandlung über die Lauffener Weingärtnersprache finden sich zahlreiche fränkische Belege, wie z.B. „Kiwwel“ für „Kübel“ oder „Awwertseeh“ für „Aberzähne“, ein Ausdruck der geile Triebe am Weinstock bezeichnet. Vgl. Otfried Kies:

schwäbischen Dialekt auf der Schwäbischen Alb. Es fehlt allerdings der pejorative Unterton, der sich in den beiden anderen untersuchten Orten finden lässt. Denn hier gilt das „Äblerisch“, wie auch das Stuttgarter Schwäbisch, als das „richtige“ Schwäbisch, dem man sich gerne zugerechnet sähe. Sowohl in der älteren, als auch in der jüngeren Generation gibt es das Gefühl, nicht vollkommen zum schwäbischen Sprachraum dazuzugehören. Im Gegensatz zu den beiden anderen schwäbischen Orten fehlt in Lauffen die zusätzliche Konfessionsgrenze. Hier ist man aufgrund der württembergischen Geschichte, wie auch die Nachbarorte, evangelisch geprägt. Dies könnte ein Grund dafür sein, dass man in Lauffen eine offenere Einstellung gegenüber Nachbardialekten pflegt und sich eine soziale Abgrenzung nur in der Reproduktion alter badisch-württembergischer Rivalitäten zeigt.

3.4 Umfrage unter Abschlussjahrgängen an Gymnasien und Realschulen

3.4.1 Vorüberlegungen

Anknüpfend an die bisherigen Erkenntnisse durch die erhebungsbegleitenden Befragungen und die hier wahrgenommenen Tendenzen dient die Umfrage unter Schülern als Ergänzung des sprachethnografisch erhobenen Materials (vorheriger Abschnitt 3.3), da sie direkt oder im Umkreis der drei zuvor beschriebenen Ortschaften (Stimpfach, Neuhausen, Lauffen) durchgeführt wurde.

Der Schwerpunkt liegt auf der Erfassung der räumlichen Orientierung und der dialektalen Identität der Befragten, um Zusammenhänge zwischen räumlichem und sprachlichem Verhalten beschreiben zu können und Einflüsse territorialer Identitäten auf den Sprachgebrauch herauszuarbeiten. Weiterführend sollen auch Faktoren berücksichtigt werden, die Einfluss auf die räumliche Orientierung oder dialektale Identität haben könnten, wie zum Beispiel der angestrebte Bildungsabschluss oder das Geschlecht der Befragten.

3.4.2 Anlage des Fragebogens

Bei der Konzeption des Fragebogens (siehe Anhang F, *Fragebogen Schüler*) stand das Ziel im Vordergrund, den Einfluss von räumlicher Orientierung (Ortsloyalität¹⁷⁷), von

Weingärtnersprache in Lauffen am Neckar. In: Muttersprache 109 (1999), S. 75–80.

177 Definition nach Klaus Mattheier: „Ich bin [...] der Auffassung, dass das Phänomen der Ortsloyalität, also der bewusstseinsmäßigen, emotionalen Bindung an den Lebensort, besonders für die sprachlichen Verhaltensweisen von Bedeutung ist. [...] Denn dieses Phänomen umfasst alle an den Ort gebundenen

Spracheinstellungen (Dialektloyalität¹⁷⁸) und von sozialen Beziehungen auf sprachliche Identitäten zu untersuchen.

Auch Zusammenhänge zwischen Dialektgebrauch und angestrebtem Bildungsabschluss, Geschlecht und Herkunft sollen berücksichtigt werden. Daher beginnt der Fragebogen mit einer Bestandsaufnahme der konkreten soziodemografischen Basisdaten wie Schule, Schulort, Wohnort, Studien-/Berufswunsch, Alter und Geschlecht. Im Anschluss werden die sprachbezogenen Bereiche des Dialektgebrauchs, der Wahrnehmung des eigenen Dialekts und anderer Dialekte, dialektaler Grenzen und Spracheinstellungen erfasst, sowie Aspekte des sozialen Eingebundenseins in der Region und der Ortsloyalität in Bezug auf eine spätere räumliche Orientierung nach dem erfolgten Schulabschluss abgefragt.

3.4.2.1 *Einschätzung der Dialektalität der Sprecher*

Die erste Frage (I. „Mit wem sprechen Sie Dialekt?“) ist Teil eines viergliedrigen Komplexes (Frage I/II/III und VII), der dazu dient, den Grad der Dialektalität¹⁷⁹ der Schüler einzuschätzen.

Hier sollen die Schüler zunächst angeben, mit wem sie in welcher Stärke Dialekt sprechen: mit Freunden, mit Eltern, mit Großeltern, mit Geschwistern, mit Lehrern, mit Nachbarn. Dazu ist die jeweilige dialektale Kommunikationsstufe anzugeben – beschrieben in den vier unterschiedlichen Kategorien „stark“, „mittel“, „schwach“ und „gar nicht“. Diese bewusst vereinfachten Kategorien lehnen sich an gängige Modelle aus der Varietätenforschung an, wie zum Beispiel die Einteilung von Harald Baßler und Helmut Spiekermann¹⁸⁰

und auf den Ort orientierten Sozial- und Sprachverhaltensweisen. Ist ein soziales Netzwerk durch eine hohe Ortsloyalität gekennzeichnet, dann wird bei ihm das gesamte Spektrum der ortstypischen Verhaltensweisen von der Verwendung der lokalen Sprache, bis hin zur Teilnahme an lokalen Bräuchen zu erwarten sein.“ Vgl. Klaus Mattheier: Sprachbewertungen im Kommunikationsprofil der Ortsgemeinschaft Erp. In: Werner Besch et al. (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. II: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Berlin 1983, S. 265–280, S. 268. Siehe im Folgenden auch Abschnitt 3.4.5 dieser Arbeit.

178 Definition nach Peter Wiesinger: „Das sprachsoziologische Prestige eines Dialekts und die ihm entgegengebrachte Loyalität“, vgl. Peter Wiesinger: Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: Gerhard Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. New York 1997, S. 9–45, S. 24.

179 Definition nach Schmidt/Herrgen, die die Dialektalität als die phonetische Distanz regionalsprachlicher Formen zur Standardsprache bezeichnen. Vgl. Joachim Herrgen/Jürgen Erich Schmidt: Dialektalitätsareale und Dialektabbau. In: Wolfgang Purschke (Hg.): Dialektgeographie und Dialektologie: Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden (= Deutsche Dialektgeographie, 90). Marburg 1989, S. 304–346.

180 Vgl. Harald Baßler/Helmut Spiekermann: Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen. In: Linguistik online 9,2/2001. http://www.linguistik-online.de/9_01/-BasslerSpiekermann.html, [14.6.2011].

von 2001 in „Dialekte, Regionalsprachen, regionale Standards und nationale Standards“ oder auch an das Modell von Peter Auer (2005) „Grunddialekte, Regiolekte, Regionalstandards, Standardvarietäten“.¹⁸¹

Die dieser ersten Frage zugrundeliegende Hypothese lautet: Diejenigen Schüler, die ein großes Spektrum an Variation angeben, also ihre Antworten aus allen vier Kategorien „stark“, „mittel“, „schwach“ und „gar nicht“ wählen bzw. stark von einem mittleren Varianzwert abweichen, verfügen über eine höhere Dialektkompetenz¹⁸² und über ein höheres Sprachbewusstsein, als Schüler, die sich hier nur in ein oder zwei nebeneinanderliegenden Kategorien bewegen.

Zusätzlich soll herausgearbeitet werden, welche Schüler aus welcher Region sich tendenziell als „starke“ Dialektsprecher wahrnehmen und welche Schüler ihren Dialektalitätsgrad eher in den beiden unteren Kategorien „schwach“ oder „gar nicht“ verorten.

Bei dem zweiten Fragekomplex (II. „Gibt es einen Unterschied zwischen dem Dialekt, den man in Ihrem Wohnort spricht, und den Dialekten der Umgebung? Wenn ja, können Sie diese benennen?“) der ebenfalls dazu dient, die Dialektalität der Sprecher einzustufen, sollen die Befragten angeben, ob man in den umliegenden Orten anders spricht als in ihrem eigenen Heimatort. Wenn ja, sollen sie diese Unterschiede beschreiben und dies auch durch eine Zeichnung verdeutlichen, zu der sie im Folgenden (III. „Bitte zeichnen Sie umseitig den Bereich [mit Ortsnamen], in dem man Ihren Dialekt spricht.“) aufgefordert werden.

Hier wird überprüft, ob diejenigen Schüler, die sprachliche Grenzen benennen und teilweise noch anderes metasprachliches Wissen vorweisen können, auch über eine höhere Dialektalität verfügen als jene, die dazu nicht in der Lage sind. Der Fragebogen bietet hier auch die Möglichkeit, freie Kommentare einzutragen. Schließlich sollen die Schüler noch bei Frage VII angeben, ob man sie in anderen Bundesländern anhand ihrer Aussprache ihrem Heimatort zuordnet. Konkret wird gefragt: „Erkennt man in anderen Bundesländern anhand Ihrer Aussprache, wo Sie aufgewachsen sind?“ Die Antwortmöglichkeiten („Ja, im-

181 Peter Auer: The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. In: Ders./Frank Hinskens/Paul Kerswill (Hg.): *Dialect Change. Convergence and Divergence in European Languages*. Cambridge 2005, S. 335–357.

182 Definition nach Friebertshäuser und Dingeldein, die zwischen einer aktiven und einer passiven Dialektkompetenz (einem Verstehen können und Sprechen können) unterscheiden und die ebenfalls konstatieren, dass Dialektkompetenz und Dialektfrequenz aneinander „gekoppelt“ seien. Vgl. Hans Friebertshäuser/Heinrich Dingeldein: *Hessischer Dialektzensus – Statistischer Atlas zum Sprachgebrauch*. Tübingen 1989, S. 213.

mer“, „Ja, manchmal“, „Nein, selten“, „Nein, nie“) lehnen sich wiederum an die vierstufigen Dialektmodelle von Baßler, Spiekermann und Auer an.

Frage VII („Erkennt man in anderen Bundesländern anhand Ihrer Aussprache, wo Sie aufgewachsen sind?“) zielt darauf ab, eine etische Perspektive auf die Dialektalität der Befragten zu bekommen, indem wahrgenommene Fremdeinschätzungen von Standardsprechern oder Sprechern eines anderen Dialekts eingeholt werden. Natürlich handelt es sich dabei nicht um eine tatsächliche Außenperspektive, da eine von den Schülern selbst wahrgenommene Sicht von anderen auf sich selbst abgefragt wird. Dennoch kann diese hilfreich sein. Eine Beantwortung mit einer der beiden Ja-Optionen, wurde als Anzeichen für eine höhere Dialektalität des Schülers gewertet.

So verfügt man im Idealfall (bei Bearbeitung aller vier Punkte) über eine sprechereigene Selbsteinschätzung der Dialektalität (Frage I), eine sprechereigene Auskunft zur Varianz (Frage I), Angaben über das metasprachliche Wissen eines Sprechers (Fragen II und III) sowie zur wahrgenommenen Fremdeinschätzung der Sprecher (Frage VII).

3.4.2.2 *Räumliche Orientierung, soziale Eingebundenheit sowie Orts- und Dialektloyalität*

Die Fragenkomplexe IV („Sind Sie sportlich, musisch oder sozial aktiv und wenn ja, in welchem Ort?“) und V dienen dazu, die räumliche Orientierung und die soziale Vernetzung der Schüler zu bestimmen. Frage IV ist offen formuliert und bietet die Möglichkeit zu freien Kommentaren, auch mit der Absicht, den darauf folgenden (durch feste Auswahloptionen dominierten Teil) durch ein interaktives Element auszugleichen. Frage IV ermöglicht zusätzlich, die Bedeutung des Wohnortes für den Befragten einzustufen. Die darauf folgenden vier Unterfragen des Fragekomplexes V („Wo wohnen Ihre Freunde?/Woher stammt Ihre Mutter/Woher stammt Ihr Vater?/Wo werden Sie nach dem Schulabschluss hingehen?“) sollen soziale Bindungen der Sprecher in ihren räumlichen Dimensionen erfassen. Frage V.1 eruiert, wo die Freunde des Befragten wohnen, und bietet (wie auch Frage V.2, V.3 und V.4) drei vorgegebene und eine freie Raumkategorie als Antwortmöglichkeiten an. Die Raumkategorien „Wohnort“, „nähere Umgebung“ und „Baden-Württemberg“ stehen also einer selbst zu beschriftenden Option gegenüber, in die zum Beispiel ein anderes Bundesland eingetragen werden kann, falls der Befragte auch Freunde aus anderen Regionen Deutschlands hat. Frage V.2 und V.3 beziehen sich auf die Herkunft von Mutter

und Vater. Unter V.4 wird schließlich die zentrale Frage nach der zukünftigen Orientierung nach erfolgreichem Schulabschluss gestellt, was später als Basis für die Einschätzung der Ortsloyalität der Befragten dient. Auch alle anderen Fragen dienen dazu, Daten zu generieren, die im Folgenden mit dem Grad der Dialektalität der Sprecher abgeglichen werden sollen. Auf diese Weise werden der Einfluss der Herkunft der Freunde, der Eltern und der räumlichen Sprecherorientierung herausgearbeitet.

Frage VI („Sprechen Sie lieber Dialekt oder lieber Hochdeutsch?“) mit den Ankreuzoptionen „Dialekt“, „Hochdeutsch“, „beides gleich“ soll den Grad der Dialektloyalität der Schüler erfassen, um diesen auch in seiner Einflussnahme bezüglich der Dialektalität der Befragten zu untersuchen.

3.4.3 Durchführung der Studie

Nachdem der erste Durchlauf des Fragebogens am Peutinger Gymnasium in Ellwangen erfolgreich war und sich 79 Schüler der Abschlussjahrgänge beteiligt hatten, wurden im Frühjahr 2011 bis zu den Sommerferien 2011 fünf weitere Schulen in die Studie einbezogen, um einen homogenen Abschlussjahrgang (2011) zu erfassen.

Ein Anschreiben (siehe Anhang E, *Anschreiben Schulen*) an die jeweiligen Rektoren erläuterte den Hintergrund der Studie. Die Studie selbst wurde dann im Laufe eines Monats von den Klassenlehrern durch Verteilen des Fragebogens durchgeführt. Der Rücklauf von jeweils rund 100 versendeten Fragebogen betrug zwischen 65 und 94 ausgefüllten Exemplaren pro Schule.

In der Region um den Ort Stimpfach an der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze wurde neben dem Peutinger Gymnasium in Ellwangen (schwäbische Dialektregion) die Realschule am Karlsberg in Crailsheim (hohenlohische Dialektregion) einbezogen, da Schüler aus Stimpfach entweder nach Ellwangen oder nach Crailsheim pendeln.

In der Nähe des schwäbischen Ortes Neuhausen auf den Fildern wurden die Schüler der Realschule Ostfildern-Nellingen und des Heinrich-Heine-Gymnasiums Ostfildern-Nellingen befragt, da die meisten Kinder und Jugendlichen aus Neuhausen hier zur Schule gehen. Im schwäbisch-fränkischen Lauffen am Neckar wurden die Schüler des Hölderlin-Gymnasiums und der Realschule Lauffen befragt.

Acht von 502 Fragebogen wurden nicht berücksichtigt. Es handelte sich dabei entweder um kaum bis gar nicht (max. zwei Antworten) ausgefüllte oder von Schülern mit Absicht fehlerhaft, d.h. eindeutig widersprüchlich beantwortete Exemplare. Diese enthielten beispielsweise Kommentare wie „Ich bin Bauer von Beruf, ich kann nur Dialekt“ und gaben trotzdem „Hochdeutsch“ als präferierte Varietät (Frage VI) an. Die geringe Anzahl an nicht verwertbaren Fragebogen im Rücklauf ist mit der Befragungssituation zu erklären, da die Schüler durch das Lehrpersonal beaufsichtigt wurden und den Fragebogen in einer Art Prüfungssituation ausfüllen mussten. Dieser Rückschluss wird durch eine Erfahrung möglich, die die Autorin am 22.7.2010, im Rahmen einer „Dialekt-Schulstunde“ durch das Projekt Sprachalltag am Wildermuth-Gymnasium in Tübingen, gemacht hat. Hier wurde der Fragebogen an 17 Schülerinnen der neunten Klasse probeweise verteilt und innerhalb von etwa 20 Minuten still ausgefüllt. Im Anschluss bildeten sich Grüppchen von nebeneinander sitzenden Schülerinnen, die über einzelne Fragen diskutierten, woraus sich Anregungen für den weiteren Unterricht ergaben.

3.4.4 Auswertung

Insgesamt flossen 494 Fragebogen in die quantitative Auswertung der Umfrage ein. Von den teilnehmenden Schülern besuchten etwa die Hälfte eine Realschule (239) und die andere Hälfte ein Gymnasium (255). Auch die unterschiedlichen Regionen wurden proportional zueinander erfasst: Im schwäbischen Ostfildern-Nellingen (nahe Neuhausen auf den Fildern) wurden 179 Schüler befragt, an der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze (Ellwangen und Crailsheim) 169 und im schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet (Lauffen am Neckar) 146 Schüler. Der Anteil der weiblichen Schülerschaft war mit insgesamt 270 Schülerinnen etwas höher als der der männlichen mit 224 Schülern.

Für die Auswertung wurden die Antwortmöglichkeiten des Fragebogens zunächst kodiert (siehe Anhang G, *Kodierung Fragebogen* und Anhang H, *Kodierung Frage V*) wobei die demografischen Angaben berücksichtigt und die sechs verschiedenen Schulen der jeweiligen Region zugeordnet wurden (Gebiet 1: Ostfildern-Nellingen; Gebiet 2: Ellwangen/Crailsheim; Gebiet 3: Lauffen am Neckar). Die Schulen wurden ebenfalls durch fortlaufende Nummern gekennzeichnet. Dadurch gestaltete sich eine gesonderte Auswertung der Daten der verschiedenen Regionen einfacher.

3.4.4.1 Auswertung hinsichtlich der drei unterschiedlichen Regionen

Hinsichtlich der regionalen Einteilung wurde schnell deutlich, dass hier starke Unterschiede bestehen: Dies gilt etwa für die Frage, wohin die Schüler nach dem Schulabschluss gehen werden (V.4). Die Ergebnisse sind in Abbildung 20 grafisch dargestellt. Die Frage diente u.a. dazu, den Grad der Bindung an die Region bzw. die Ortsloyalität zu eruieren. Insgesamt wollen zwar zwei Drittel (66 %) aller Schüler nach dem Schulabschluss in Baden-Württemberg bleiben;¹⁸³ dieser Wert variiert aber stark. Während es an der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze 76 % und im schwäbischen Ostfildern-Nellingen 69 % sind, wollen in Lauffen am Neckar, im fränkisch-schwäbischen Übergangsgebiet, nur 51 % der Schüler bleiben. Außerdem gaben 14 % aller Schüler an, gar nicht zu wissen, wohin sie wollen, sodass der Anteil an Schülern, die die Region definitiv verlassen wollen, bei 20 % liegt. Trotzdem stellt sich hier die Frage, warum Lauffener Schüler mit 51 % hochsignifikant¹⁸⁴ seltener in der Region bleiben wollen als Schüler der beiden anderen Regionen. Dass die Ursache dafür in dem für Laien nicht genau zu definierendem Dialekt aus schwäbischen und fränkischen Lautungen liegen könnte, der darüber hinaus keine so starken Identifikationsangebote¹⁸⁵ bereithält wie das Ostschwäbische, ist insofern unwahrscheinlich, als die Lauffener Schüler angeben, genauso gern Dialekt zu sprechen wie Schüler aus der ortsloyalsten Gruppe von der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze (jeweils 82 %, die den Dialekt dem Standarddeutschen vorziehen). Dies schließt eine Interdependenz von Dialektloyalität und Ortsloyalität also zunächst aus.

Hinsichtlich der Dialektloyalität (Frage VI) geben 79 % aller Schüler an, ihren Dialekt lieber oder genauso gern wie Standarddeutsch zu sprechen. Auch hier wiederum existieren deutliche Unterschiede zwischen den Regionen: Während sich in der dialektalen Grenzregion (Ellwangen/Crailsheim) und in Lauffen am Neckar jeweils 82 % der Befragten dem

183 Dieser Wert umfasst alle Schüler, die bei Frage V.4 angaben nach dem Schulabschluss in ihrem „Wohnort“, in der „näheren Umgebung“ oder in „Baden-Württemberg“ bleiben zu wollen, vgl. Anhang H, *Kodierung Frage V*.

184 $p = 0,10$ % im Hinblick auf den Vergleich zu Nellingen bzw. $p = 0,0004$ % im Hinblick auf den Vergleich zu Ellwangen/Crailsheim. Der Buchstabe p bezeichnet hier und im Folgenden den Signifikanzwert und entspricht der Wahrscheinlichkeit, dass es sich bei der Abweichung zwischen den Mittelwerten der zwei jeweils verglichenen und untersuchten Gruppen, um einen reinen Zufallsbefund handelt. Der Signifikanzwert wurde hier und im Folgenden jeweils in Excel mithilfe eines zweiseitigen Zweistichproben-t-Tests für unabhängige Stichproben mit unterschiedlicher Varianz (Welch-Test) ermittelt. Als signifikant bzw. hochsignifikant werden hier und im Folgenden alle Abweichungen betrachtet, deren Signifikanzwerte unterhalb von 10 % bzw. 1 % liegen.

185 Zu Stereotypisierungen und Bedeutungshorizonten des Schwäbischen siehe auch Seite 198.

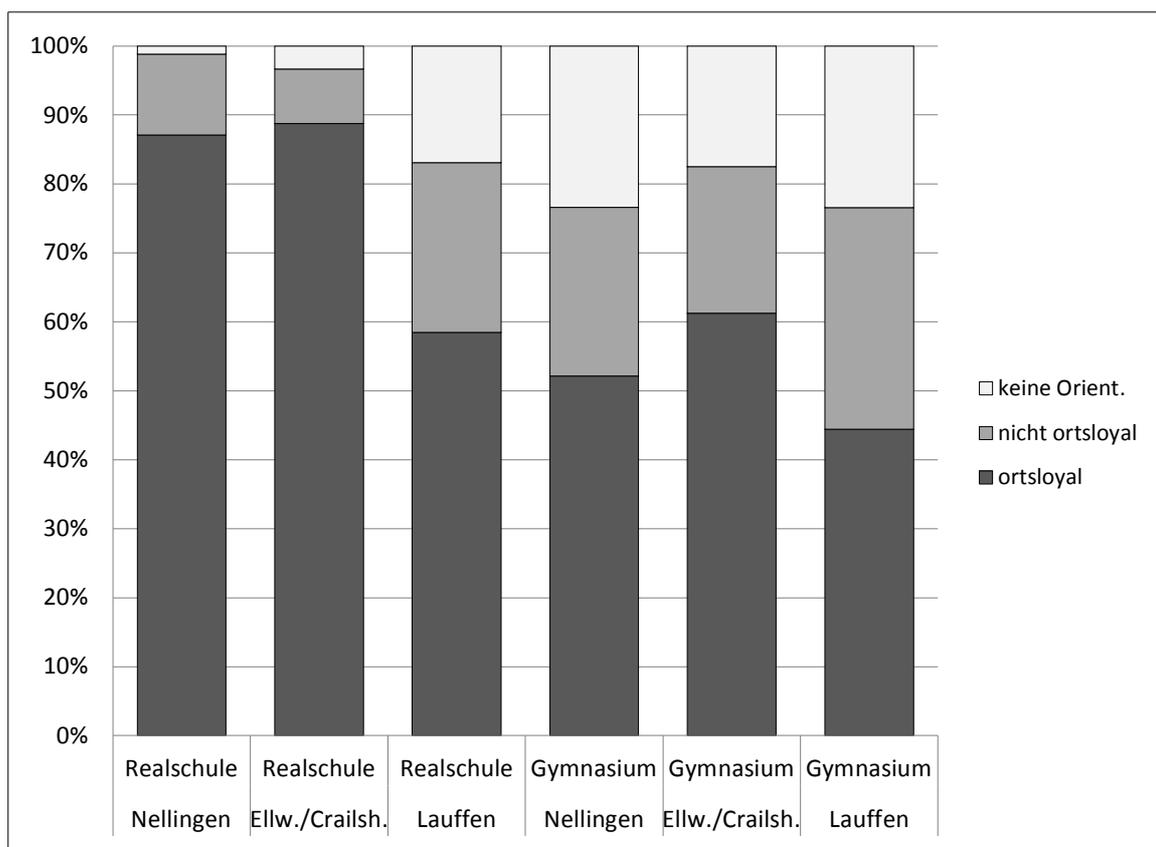


Abb. 20: Auswertung Frage V.4: „Wohin werden Sie nach dem Schulabschluss gehen?“

Dialekt zugewandt zeigen, sind es in der homogen schwäbischen Region auf den Fildern mit 73 % signifikant¹⁸⁶ weniger.

Es kann an dieser Stelle kein Zusammenhang zwischen persönlicher Einstellung zum Dialekt und der persönlichen räumlichen Orientierung nach dem Schulabschluss festgestellt werden. Ein Indiz dafür liefern die Lauffener Gymnasiasten: Sie sind am dialektloyalsten (85 %) und wollen gleichzeitig am seltensten in der Region bleiben (44 %). Und die Gymnasiasten erweisen sich dabei zwar im Durchschnitt als etwas dialektloyaler (83 %) als die Realschüler (79 %), der Unterschied ist aber nicht signifikant.¹⁸⁷

Bei Frage II, die dazu dient, das metasprachliche Wissen der Schüler zu testen, indem Dialektgrenzen im Nahbereich abgefragt wurden, sind die Unterschiede zwischen den Regionen am gravierendsten. Während im schwäbischen Ostfildern-Nellingen 8 % und im schwäbisch-fränkischen Lauffen nur 16 % dialektale Grenzen benennen, sind es in Ellwan-

¹⁸⁶ $p = 4,47\%$ (Ellwangen/Crailsheim) bzw. $p = 3,88\%$ (Lauffen).

¹⁸⁷ $p = 21,19\%$, d.h. mit einer Wahrscheinlichkeit von 21,19 % ist der Unterschied in den Stichproben ein Zufallsbefund.



Abb. 21: Subjektive Dialektgrenzen einer 17-jährigen Gymnasiastin aus Ostfildern-Nellingen

gen und Crailsheim mit 57 % hochsignifikant mehr.¹⁸⁸ Hier macht sich zum einen die sprachwissenschaftlich nachweisbare schwäbisch-hohenlohische Dialektgrenze bzw. der homogene Dialektraum um Ostfildern-Nellingen bemerkbar, zum anderen aber auch ein gewisser generationeller Wandel, wenn man die Daten mit denen der erhebungsbegleitenden Befragungen vergleicht. In Neuhausen bei Ostfildern-Nellingen spricht die ältere Generation noch kollektiv – unabhängig von objektiv wahrnehmbaren Dialektgrenzen – von den „ganz anderen“ Dialekten der Nachbarorte (vgl. Abschnitt 3.3.1.2). Bei den Nellinger Schülern benennen dagegen nur noch 8 % dialektale Grenzen im Nahbereich. Dieses Ergebnis deckt sich also mit den Ergebnissen der sprachethnografischen Untersuchungen, die ebenfalls konstatieren, dass auf den Fildern die kleinräumigen subjektiven Dialektgrenzen zu großflächigeren subjektiven Dialektgebieten werden (vgl. Abschnitt 3.3.1.5).

Auch das Beispiel der *Mental Map* (Frage III) einer Nellinger Gymnasiastin (Abb. 21) dokumentiert die Tendenz zu regionalen Spracheinheiten statt zum Erhalt von Ortsmundarten. Die Zeichnerin orientiert sich an den Städten Stuttgart und Karlsruhe, um die großen Dialekträume Baden-Württembergs („BW“) zu kennzeichnen. Das eigene Dialektgebiet verortet sie mit einem kleinen Kreis am unteren Rand des Schwäbischen.

¹⁸⁸ $p = 0,0000$ % sowohl im Hinblick auf den Vergleich zu Nellingen als auch auf den Vergleich zu Lauffen. Der Unterschied zwischen Nellingen und Lauffen ist ebenfalls signifikant ($p = 2,99$ %).

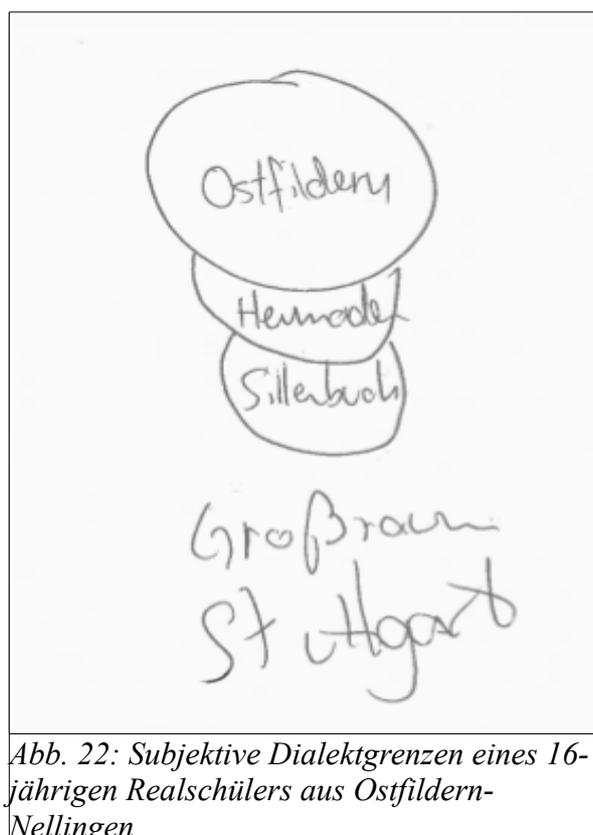


Abb. 22: Subjektive Dialektgrenzen eines 16-jährigen Realschülers aus Ostfildern-Nellingen

Ein Nellinger Realschüler hat etwas genauere Vorstellungen als die Zeichnerin von Abbildung 21 und verortet den Dialektraum Ostfildern mit den angehängten kleineren Räumen Heumaden und Sillenbuch im Großraum Stuttgart (Abb. 22). Dabei nimmt der Großraum Stuttgart ebenfalls eine dominante Rolle ein, er bildet den Grund über dem die anderen Dialekte als kleine Wolken schweben.

In Lauffen gestalten sich die *Mental Maps* der Schüler ebenfalls wenig detailliert – unterscheiden sich damit aber kaum von denen der älteren Generation. Lauffen liegt in einem dialektalen Übergangsgebiet; von daher sind subjektive dialektale Grenzen auch bei der älteren Generation kaum nachzuweisen (vgl. Abschnitt 3.3.3.2). Abbildung 23 illustriert den großen Einfluss, den die Stadt Heilbronn subjektiv gesehen auf die Region hat, was sich auch in den Interviews mit älteren und jüngeren Sprechern aus Lauffen zeigt. Dialektale Grenzen spielen hier keine Rolle. Dagegen fällt die *Mental Map* einer Ellwanger Gymnasiastin detaillierter aus (Abb. 24), was auf ein höheres metasprachliches Wissen hindeutet.

Bezüglich der selbst einzuschätzenden Dialektalität zeigen sich ebenfalls regionale Unterschiede. So geben Schüler aus der dialektalen Grenzregion um Stimpfach

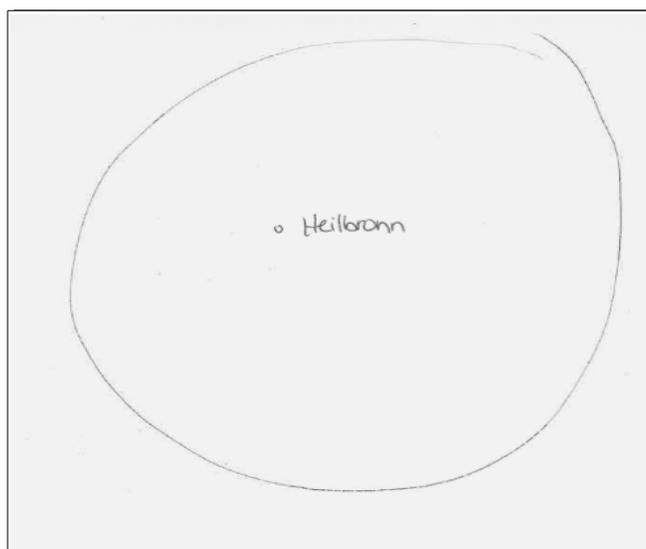


Abb. 23: Subjektive Dialektgrenzen einer 17-jährigen Gymnasiastin aus Lauffen

(Ellwangen/Crailsheim) bei Frage I sehr viel häufiger an, selbst „stark“ (kodiert als 3) oder „mittel“ (kodiert als 2) Dialekt zu sprechen, wenn sie den dialektalen Grad der Kommunikation zwischen ihnen und unterschiedlichen Gesprächspartnern (Freunden, Eltern, Großeltern, Geschwistern, Lehrern, Nachbarn) beschreiben sollen.

Im Durchschnitt ergibt sich so bei den Stimpfacher Schülern eine Selbsteinschätzung des Dialektalitätsgrades von 1,71 (ein Wert von 2 entspricht in der Tabelle der Selbsteinschätzung „mittel“)¹⁸⁹ im Verhältnis zu einem Wert von 1,06 bei den Schülern von den Fildern (also eher „schwach“) und einem Wert von 1,44 bei den Schülern aus Lauffen (sehr nahe am Durchschnittswert von 1,39, zwischen „mittel“ und „schwach“). Die Verteilung der einzelnen Antworten ist in Abbildung 25 grafisch wiedergegeben.

Der selbsteingeschätzte Dialektalitätsgrad der Schüler um Stimpfach liegt hochsignifikant¹⁹⁰ über dem der Schüler der anderen Regionen. Insgesamt bestätigen diese Zahlen den bisher beschriebenen Eindruck, dass die Schüler an der Dialektgrenze über die höchste Dialektalität verfügen, mit einigem Abstand gefolgt von den Schülern aus Lauffen. Die Schüler von den Fildern sprechen aus ihrer Sicht den schwächsten Dialekt (vgl. Abb. 25).¹⁹¹

189 Hier die Kodierung der Antwortmöglichkeiten des Fragebogens: gar nicht = 0; schwach = 1; mittel = 2; stark = 3.

190 $p = 0,0000$ % (Nellingen) bzw. $p = 0,07$ % (Lauffen).

191 $p = 0,0002$ % (Lauffen) bzw. $p = 0,0000$ % (Ellwangen/Crailsheim).

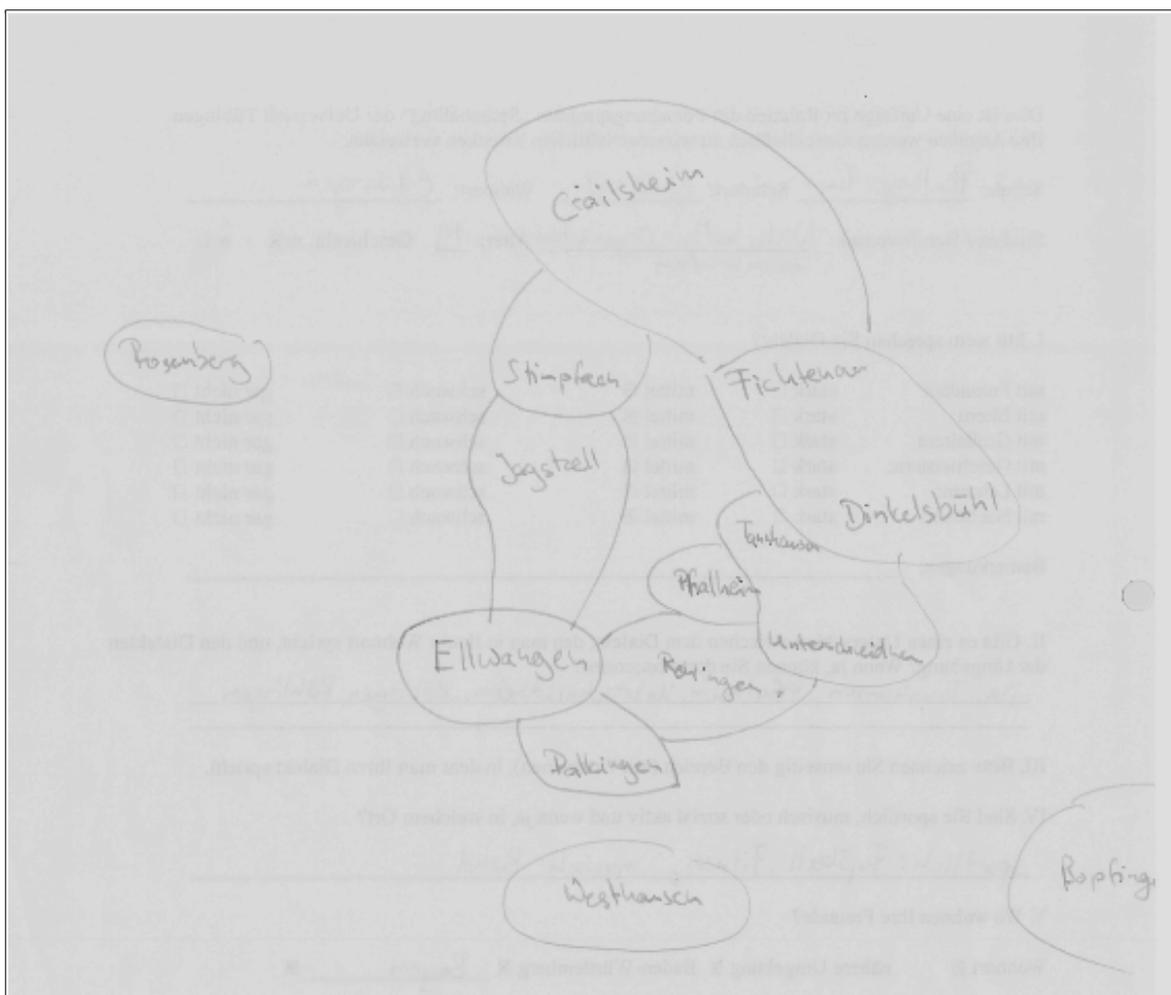


Abb. 24: Subjektive Dialektgrenzen einer 15-jährigen Gymnasiastin aus Stimpfach

Wenn man die Frage differenziert auswertet (Abb. 26), stellt man fest, dass die Schüler angeben, am stärksten mit ihren Großeltern (durchschnittlicher Dialektalitätsgrad: 1,64), ihren Eltern (1,59) und ihren Freunden (1,57) Dialekt zu sprechen, am schwächsten jedoch mit Lehrern (0,87) oder Nachbarn (1,29). Die Geschwister (1,51) lassen sich eher dem Block „Großeltern, Eltern, Freunde“ zuordnen. Da Einzelkinder diese Frage teilweise unklar beantwortet haben, welches sie teils ergänzend durch Kommentare mitteilten, wurden diese Angaben zur Berechnung des Dialektalitätsgrades und des hier dargestellten Dialektgebrauchs nicht berücksichtigt. Ein hervorstechendes Ergebnis ist außerdem, dass 15,42 % der Schüler angaben, mit ihren Großeltern „stark“ Dialekt zu sprechen, da diese Angabe bei den anderen Gesprächspartnern nur durchschnittlich 6,75 % ausmachte. Daneben ist ebenfalls bemerkenswert, dass 61,68 % der Schüler angaben, mit ihren Lehrern „schwach“ Dialekt zu sprechen, während dieser Wert gegenüber den anderen Gesprächspartnern bei

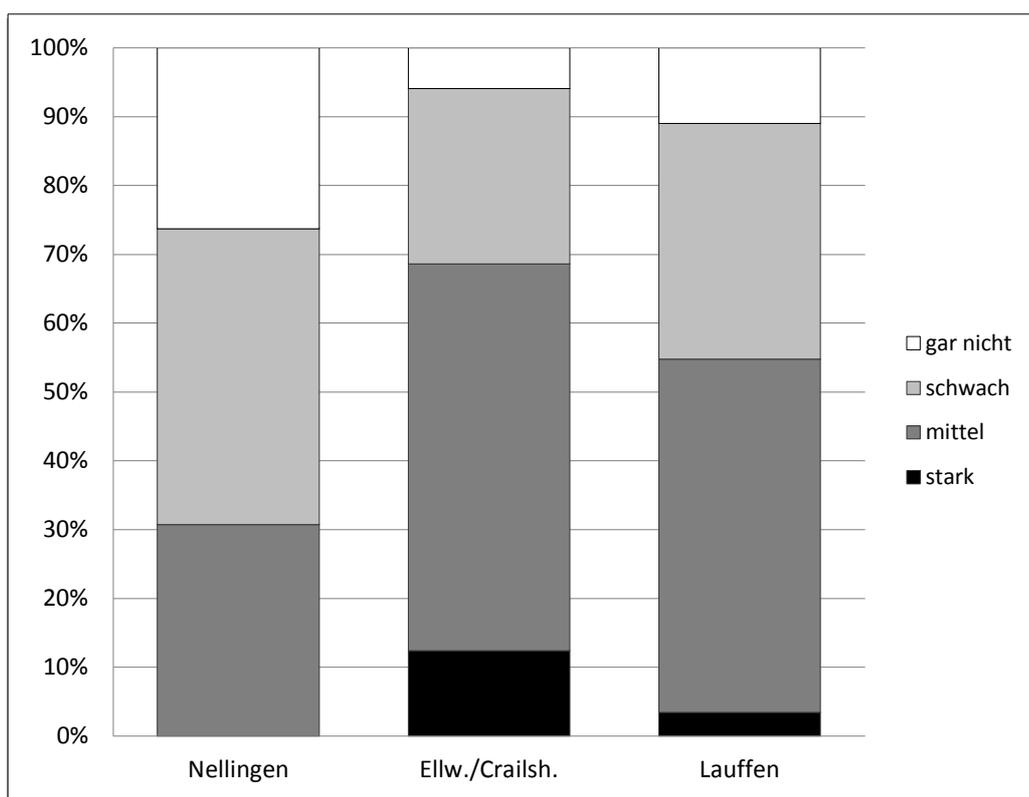


Abb. 25: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektgebrauch, gegliedert nach Regionen

nur 17,83 % liegt. Allerdings muss man für die Interpretation dieser Werte die Gesprächssituation ebenfalls berücksichtigen. Während ein Gespräch zwischen Schülern und Lehrern meistens in dem offiziellen Raum „Schule“ stattfindet, treten die Gesprächssituationen mit Freunden und Verwandten meist in einem informellen Rahmen auf.

Entgegen der zuvor formulierten Hypothese zeigen sich kaum regionale Unterschiede in Bezug auf die Dialektvarianz, also die Streubreite der dialektalen Einzelwerte einer befragten Person hinsichtlich der unterschiedlichen Gesprächspartner bzw. dem *Switchen* zwischen den unterschiedlichen dialektalen Stufen je nach Gesprächspartner. Im Vergleich haben die befragten Schüler aus Ostfildern-Nellingen zwar eine etwas geringere Dialektvarianz als Schüler aus den beiden anderen Regionen, dieses Ergebnis ist jedoch nicht signifikant. Unter allen Gymnasiasten hatten jedoch diejenigen aus Lauffen die signifikant höchste Dialektvarianz.¹⁹² Schon einmal waren die Gymnasiasten aus Lauffen auffällig und zwar in puncto Ortsloyalität. Sie hatten das geringste Bedürfnis von allen, nach dem Schulabschluss in der Region zu bleiben (44 %, siehe Abb. 20).

¹⁹² $p = 0,26$ % (Nellingen) bzw. $p = 3,48$ % (Ellwangen).

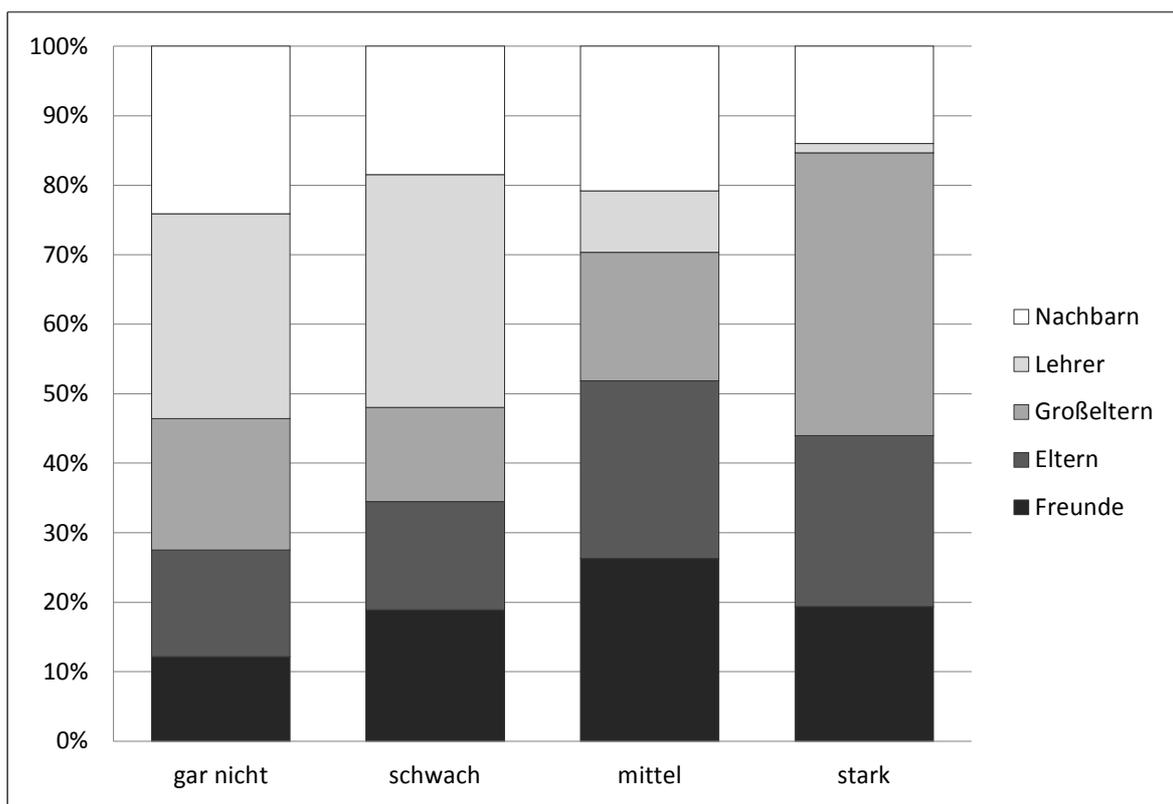


Abb. 26: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektgebrauch, je nach Gesprächspartner

Beide Ergebnisse zeichnen das Bild einer hohen sozialen und territorialen Mobilität der Lauffener Schüler. Zusammen gesehen, einschließlich der Belege aus den Interviews, lässt dies auf eine hohe sprachliche Toleranz und Flexibilität schließen. Denn auch hier wurde deutlich, dass es in Lauffen seit Generationen keine scharfe Abgrenzung zum benachbarten fränkischsprachigen Raum und auch nicht zum südlich gelegenen schwäbischen Sprachraum gibt. Vielleicht verhindert hier die eindeutige Zuordbarkeit zu einem sprachlichen Territorium die subjektiven Grenzziehungen und das klassische *Othering*, das sich in den beiden anderen Regionen jeweils noch finden lässt. Zur Erinnerung: Das Lauffener Schwäbisch hat einen salienten Anteil an fränkischen Lautungen.

Bei Frage VII zur Fremdwahrnehmung des Dialekts (Salienz) geben signifikant¹⁹³ mehr Schüler (87 %) aus der dialektalen Grenzregion an, an ihrem Dialekt erkannt und regional verortet werden zu können, als Schüler aus Ostfildern-Nellingen (69 %) oder Lauffen (72 %).

¹⁹³ $p = 0,003$ % (Nellingen) bzw. $p = 0,10$ % (Lauffen).

Es lässt sich also zusammenfassend feststellen, dass Schüler aus der Region um Stimpfach an der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze verglichen mit den anderen beiden Regionen den höchsten Dialektalitätsgrad aufweisen, dass sie die höchste dialektale Selbsteinschätzung haben, die höchste wahrgenommene eigene Salienz und über das größte metasprachliche Wissen verfügen. Diese Ergebnisse decken sich zum einen mit den bereits in den örtlichen Sprachethnografien konstatierten großen regionalen Differenzen in der Dialektwahrnehmung sowie im Dialektgebrauch. Auch hier war es bereits auffällig, dass in Stimpfach ein hohes Dialektbewusstsein und regionales Selbstbewusstsein herrscht. Eine besondere Ortsbezogenheit zeigt sich für die dialektale Grenzregion auch in der Frage, wohin die Schüler nach dem Schulabschluss gehen wollen: Sowohl 89 % der Realschüler aus Crailsheim als auch 61 % der Ellwanger Gymnasiasten wollen nach dem Schulabschluss in der Region bleiben. Damit unterscheiden sie sich signifikant¹⁹⁴ von Schülern aus Lauffen. (Nur 58 % der Realschüler aus Lauffen wollen in der Region bleiben und nur 44 % der Lauffener Gymnasiasten.)

Da hier im Vergleich die Schüler mit der höchsten Ortsloyalität von der Realschule in Ostfildern-Nellingen (86 %) gleichzeitig am seltesten dialektloyal sind (71 %) und die Schüler mit der geringsten Ortsloyalität von dem Gymnasium in Lauffen (44 %) am dialektloyalsten von allen Schülern (86 %), muss ein direkter Zusammenhang von Orts- und Dialektloyalität erneut ausgeschlossen werden. Zum direkten Vergleich sind die ausgewerteten Daten zu Orts- und Dialektloyalität in Abbildungen 27 und 28 grafisch dargestellt.

3.4.4.2 *Mögliche Einflüsse auf Dialektloyalität und Dialektalität*

Bemerkenswert bei den vorliegenden Ergebnissen ist der Einfluss, den Freunde auf die Ortsloyalität haben: Geben die Schüler an, keine Freunde in der Region zu haben, so sinkt der Anteil derjenigen, die in der Region bleiben wollen, von durchschnittlich 66 % auf 49 %; ein signifikanter Unterschied.¹⁹⁵

Auch ein hochsignifikanter Zusammenhang zwischen einem überdurchschnittlichen Dialektalitätswert und der Dialektloyalität ist feststellbar: 96 % derer, die sich selbst als überdurchschnittlich dialektal einstufen, sind auch dialektloyal (gegenüber 60 % derer, die sich

¹⁹⁴ $p = 0,0037$ %, im Vergleich der Lauffener Realschüler mit Crailsheimer Realschülern und $p = 3,28$ %, im Vergleich der Lauffener Gymnasiasten mit Ellwanger Gymnasiasten.

¹⁹⁵ $p = 3,27$ %.

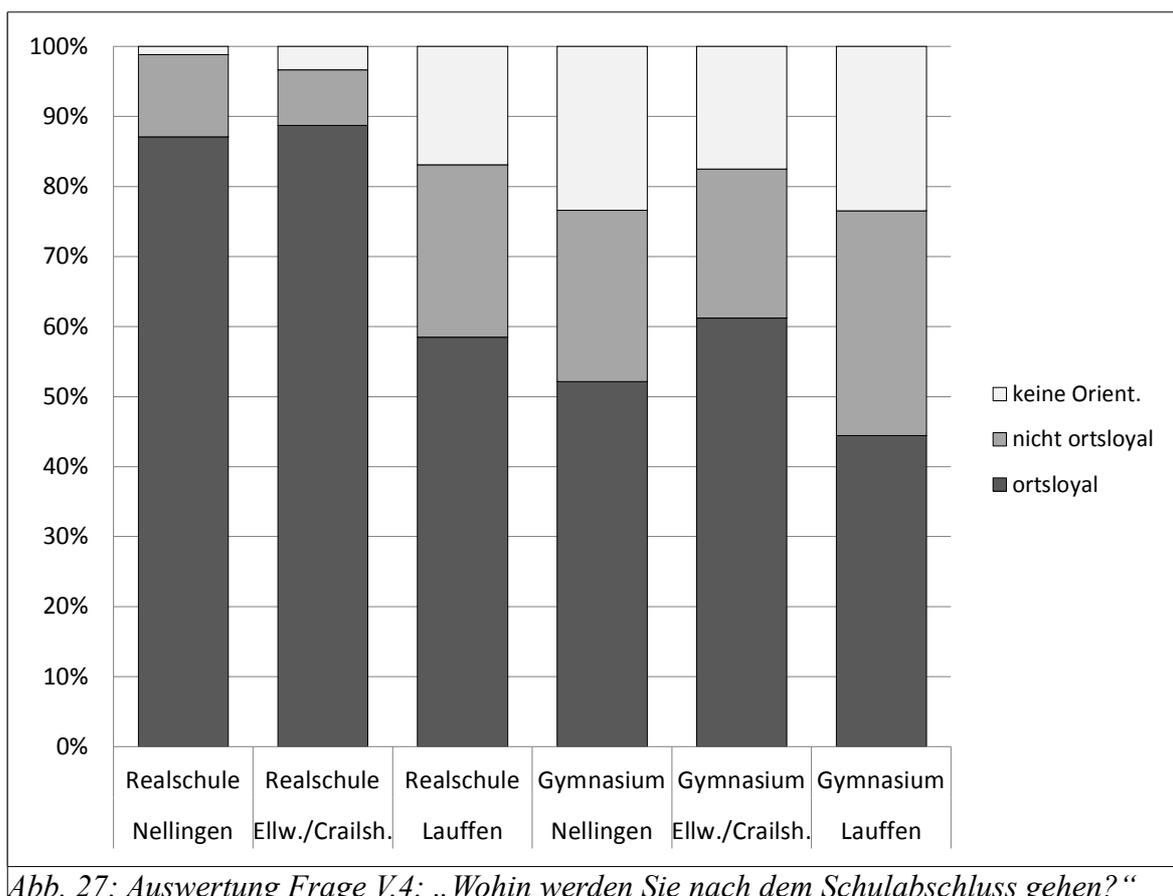


Abb. 27: Auswertung Frage V.4: „Wohin werden Sie nach dem Schulabschluss gehen?“

selbst als unterdurchschnittlich dialektal einstufen und angeben, gern Dialekt zu sprechen).¹⁹⁶ Dieses Ergebnis lässt sich auch mit einem Blick auf den Mittelwert des Dialektalitätsgrades bestätigen: Wächst der Dialektalitätsgrad, so wächst auch die Dialektloyalität.

Eine sehr starke Abhängigkeit zeigt der Dialektalitätsgrad zudem von der Herkunft der Eltern. Stammen beide Eltern aus dem Nahbereich (innerhalb Baden-Württembergs), so liegt der durchschnittliche Wert bei 1,63 (zwischen „schwach“ und „mittel“). Stammt ein Elternteil nicht aus Baden-Württemberg, so sinkt der durchschnittliche Dialektalitätsgrad auf einen signifikant niedrigen Wert von 1,28 („schwach“).¹⁹⁷ Stammen beide Eltern nicht aus Baden-Württemberg, sinkt der Dialektalitätsgrad weiter auf 0,81 (zwischen „gar nicht“ und „schwach“).¹⁹⁸

¹⁹⁶ $p = 0,0000$ %.

¹⁹⁷ $p = 0,01$ %.

¹⁹⁸ $p = 0,0009$ %.

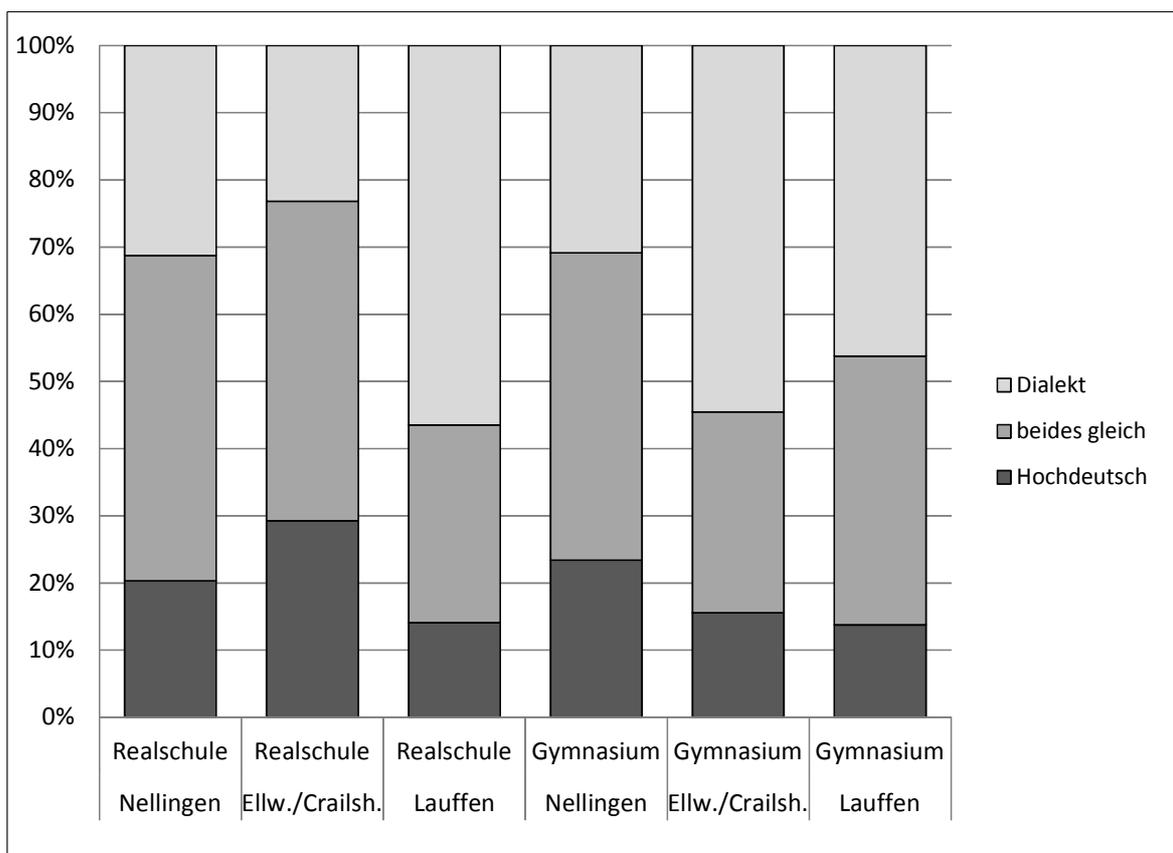


Abb. 28: Auswertung Frage VII: „Sprechen Sie lieber Dialekt oder lieber Hochdeutsch?“ (Die Antwort „Hochdeutsch“ wurde als „nicht dialektloyal“ gewertet)

Gleiches gilt für die selbsteingeschätzte Salienz, die sich ebenfalls als abhängig von dem selbsteingeschätzten Dialektalitätsgrad zeigt. Schätzen die Schüler selbst ihren Sprachgebrauch als eher dialektal ein, so steigt auch die Häufigkeit, mit der sie angeben, in anderen Regionen anhand ihrer Aussprache lokal verortet werden zu können, hochsignifikant an.¹⁹⁹ Auch die Mitgliedschaft in Vereinen hat insofern einen Einfluss auf den Dialektalitätsgrad der befragten Personen, als hier ein leichter Anstieg zu verzeichnen war (der Mittelwert stieg von 1,34 bei Sprechern ohne Mitgliedschaft in einem örtlichen Verein auf 1,42 bei Sprechern mit Mitgliedschaft in einem örtlichen Verein). Dieses Ergebnis ist jedoch nicht signifikant²⁰⁰ und steht damit im Widerspruch zu den Forschungsergebnissen von Treinen und Mattheier, die hier beide einen engen Zusammenhang zwischen Vereinsaktivität und Dialektalität sehen (vgl. Abschnitt 2.2.2).

¹⁹⁹ $p = 0,0000$ %.

²⁰⁰ $p = 22,78$ %, das heißt mit einer Wahrscheinlichkeit von 22,78 % ist das Ergebnis ein Zufallsbefund.

Es zeigt sich, dass die Herkunft der Eltern in Bezug auf den Dialektgebrauch eine größere Rolle spielt als die soziale Eingebundenheit in der Region. Weiterführend haben bestehende Freundschaften im Nahbereich einen äußerst positiven Einfluss auf die Ortsloyalität von Schülern. Eines der deutlichsten Ergebnisse ist, dass die Dialektloyalität in einer hochsignifikanten Korrelation zum selbsteingeschätzten Dialektalitätsgrad steht.

3.4.4.3 Einflüsse soziodemografischer Faktoren

Hinsichtlich der Frage, ob der angestrebte Bildungsabschluss Einfluss auf die Einstellung zum Dialekt oder seinen Gebrauch hat (Realschulabschluss vs. Abitur), lassen sich keine signifikanten Unterschiede feststellen.²⁰¹ Zwar geben 76 % der Gymnasiasten und 77 % der Realschüler an, anhand ihrer Aussprache von anderen Personen regional verortet werden zu können (Frage VI) – haben also in etwa eine gleich hohe selbsteingeschätzte Salienz – doch während sich die Realschüler einen durchschnittlichen Dialektalitätsgrad von 1,30 zuschreiben (also einen eher schwachen Wert), schreiben sich Gymnasiasten mit durchschnittlich 1,48 einen hochsignifikant höheren Dialektalitätsgrad zu (einen eher mittleren Wert).²⁰² Dies liegt nicht am signifikant höheren Anteil von Eltern aus Baden-Württemberg bei den Gymnasiasten, da auch der alleinige Vergleich zwischen Realschülern und Gymnasiasten, deren Eltern jeweils beide aus Baden-Württemberg kommen, einen signifikanten Unterschied in Bezug auf den Dialektalitätsgrad aufweist.²⁰³

Auffällig ist, dass diese Ergebnisse im diametralen Gegensatz zu den subjektiven Einschätzungen vieler Sprecher stehen, die den Dialekt gerne selbst mit Adjektiven wie „derb“, „bäuerlich“ und „ländlich“ versehen und ihn damit eindeutig in bildungsfernere soziale Milieus verorten. Die Zuschreibungen der älteren Sprechergeneration, die den Schulbesuch (insbesondere höherer Schulen) und die Berufstätigkeit als dialektschwächend markieren, bestätigen erneut die laienlinguistische Assoziation von Dialekt und Bildungsferne. Hierin deutet sich nicht zum ersten Mal an,²⁰⁴ dass die subjektive Wahrnehmung sozialer sprachli-

201 Ähnliche Ergebnisse erbrachte eine Umfrage unter Gymnasiasten und Hauptschülern in Gundelfingen (im Breisgau). Auch hier ergab die Auswertung, dass Gymnasiasten zwar im Schulunterricht vergleichsweise weniger Dialekt sprechen als Hauptschüler. In allen anderen abgefragten Situationen (in der Familie, mit Freunden zu Hause, mit Freunden in der Schule, im Verein, beim Einkaufen, in der Stadt) gaben mehr Gymnasiasten als Hauptschüler an, Dialekt zu sprechen. Vgl. Renate Schrambke: Die Flurnamen und die Sprachentwicklung in Gundelfingen. In: Gemeinde Gundelfingen (Hg.): Gundelfingen und Wildtal. Die Geschichte zweier Orte im Breisgau. Gundelfingen 2008, S. 449–500.

202 $p = 0,61$ %. Zur Erinnerung: 1 für „schwach“, 2 für „mittel“, 0 für „gar nicht“ und 3 für „stark“.

203 $p = 7,55$ %.

204 Bereits der detaillierte Vergleich von wahrgenommenen und wirklichen Differenzen zwischen den Orten

cher Grenzen in vielen Fällen stärker ist als die objektiv nachweisbaren Unterschiede. Unter Umständen ist sie sogar so beharrlich, dass sie sich auch gegen widersprüchliche Erfahrungen und objektive Wissensbestände behaupten kann.²⁰⁵

Eine mögliche Interpretation der hohen selbsteingeschätzten Dialektalität besteht darin, dass die befragten Gymnasiasten auch über eine höhere selbsteingeschätzte Salienz verfügten – das heißt sie wurden bereits öfter auf ihren dialektalen Sprachgebrauch aufmerksam gemacht, was insgesamt zu einem höheren Sprachbewusstsein geführt haben könnte.

Einzig in Bezug auf die Ergebnisse zur Ortsloyalität entsprachen die bildungsbedingten Unterschiede den zu erwartenden Werten. Während nur 53 % der Gymnasiasten angaben, nach dem Schulabschluss in Baden-Württemberg bleiben zu wollen, war dieser Wert bei den Realschülern mit rund 80 % signifikant höher.²⁰⁶ Dies lässt sich damit erklären, dass Abiturienten häufiger für ein Studium oder Auslandsjahr die Region verlassen. Es bedeutet aber nicht, dass es sich bei ihnen um eine längerfristige Entscheidung gegen die Region handelt, da viele der befragten Schüler anschließend wieder zurückkehren wollen. Dennoch muss dieses Ergebnis berücksichtigt werden. Es zeigt erneut, dass kein unmittelbarer positiver Zusammenhang zwischen Orts- und Dialektloyalität besteht, da Realschüler nicht dialektloyaler sind als Gymnasiasten und sich selbst sogar als weniger dialektal einschätzen.

Gering fallen die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Befragten aus: Nur hinsichtlich der Ortsloyalität ließ sich ein signifikanter Unterschied zwischen den Geschlechtern insofern feststellen, als Schülerinnen stärker bereit sind, die Region nach der Schulzeit zu verlassen als ihre männlichen Altersgenossen.²⁰⁷ Hinsichtlich aller anderen abgefragten Punkte (selbsteingeschätzte Dialektalität, Varianz, Salienz, Dialektloyalität, metasprachliches Wissen) waren dagegen keine signifikanten Unterschiede zu verzeichnen, auch wenn die befragten männlichen Schüler etwas dialektloyaler waren als die befragten Schülerinnen.²⁰⁸

Neuhausen und Sielmingen (3.3.1.3) verdeutlicht, dass oft falsches Wissen und damit verbundene Einstellungen tradiert werden.

205 Vgl. Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt: Doing Culture with Dialects: Observations from Ethnographic Case Studies on Linguistic Identities. In: Monique Scheer/Thomas Thiemeyer/Reinhard Johler/Bernhard Tschofen (Hg.): Out of the Tower. Essays on Culture and Everyday Life (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 114). Tübingen 2013, S. 104–123, S. 113.

206 $p = 0,0000$ %.

207 $p = 1,1$ %.

208 Utz Maas verweist jedoch auf eine höhere Dialektloyalität bei männlichen Jugendlichen. Vgl. Utz Maas: Volkskundliches (Kultur) in der Sprachwissenschaft. In: Herbert Brekle/Utz Maas (Hg.):

3.4.5 Fazit der Auswertung

Die Schülerumfrage stützt in vielen Punkten erste Erkenntnisse und Tendenzen, die sich bereits in den qualitativen Interviews der drei untersuchten Orte feststellen ließen, korrigiert aber auch einige Vermutungen. So wurde die der Studie zugrunde liegende Hypothese, dass eine ortsbezogene Zukunftsorientierung entscheidenden Einfluss auf den Dialektgebrauch haben könnte, nicht bestätigt. Umgekehrt jedoch zeigte sich, dass eine hohe Dialektalität und ein hohes metasprachliches Wissen, wie sie im schwäbisch-hohenlohischen Grenzraum vorgefunden wurden, hier mit einer höheren Ortsloyalität einhergehen. Beides verweist auf ein aktives soziales und regionales Netzwerk.

Eine positive Einstellung zum Dialekt (Dialektloyalität) führt dagegen nicht unbedingt zu einer besonders hohen Bereitschaft, in der Region zu bleiben. Vielmehr ist das regionale Netzwerk von Freunden ein Grund dafür, nach dem Schulabschluss die Region nicht zu verlassen. Dies zeigt, dass die Ortsloyalität von anderen Faktoren abhängig ist als von der persönlichen Einstellung zum regionalen Dialekt, und umgekehrt, dass bei Schülern ein Bekenntnis zum Ort nicht unbedingt auch ein Bekenntnis zum Dialekt ist.

Lediglich beim metasprachlichen Wissen ließ sich eine signifikante Korrelation mit der Ortsloyalität herstellen. Dies kann so interpretiert werden, dass die befragten Personen, sobald sie sich des eigenen Dialekts bewusst sind, lieber in der vertrauten Dialektregion bleiben möchten, als wenn sie dieses Bewusstsein nicht haben. Zum anderen könnte es aber auch eine Begleiterscheinung dieser höheren Selbstreflexivität sein. Das heißt, mit dem Wissen über die Grenzen des eigenen Dialekts steigt auch die Wahrscheinlichkeit, sich mit ihm zu identifizieren bzw. sich einer dialektalen Region zuzuordnen.

Ein deutlicher Zusammenhang wird zudem zwischen einer selbst eingeschätzten hohen Dialektalität und einer positiven Einstellung zum Dialekt (Dialektloyalität) sichtbar. Wer

Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturalistischen Sprachbetrachtung. Opladen 1986, S. 33–69, S. 41. Hier bezieht er sich auf eine psychologisch-pädagogische Studie von Hildegard Hetzer und Georg Morgenstern Anfang der 1950er Jahre. (Vgl. Hildegard Hetzer/Georg Morgenstern: Kind und Jugendlicher auf dem Lande: Beiträge zur psychologischen und pädagogischen Tatsachenforschung. Lindau 1952.) Ein ähnliches Ergebnis hat auch Heinz Sieburg in seiner Dissertation „Geschlechtstypischer Dialektgebrauch“ vorgelegt. Hier weist er nach, dass in allen untersuchten Settings die Männer häufiger Dialekt verwenden als Frauen. Er erklärt dies zum einen mit einer unterschiedlichen Berufsorientierung, da die männlichen Befragten sich stärker manuell betätigen, zum anderen aber auch mit einer starken sozialen Kategorisierung des Dialekts, der „Frauen offenbar stärker ausgesetzt sind als Männer“. Vgl. Heinz Sieburg: Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Empirische Untersuchung verschiedengeschlechtlicher Geschwister in der Ortschaft Fritzdorf (Rhein-Sieg-Kreis) (= Rheinisches Archiv, 129). Köln 1992, S. 556–559.

seinen Dialekt mag – und das tun über 80 % aller Schüler – spricht ihn in der Regel auch und umgekehrt (wer keinen Dialekt mag, spricht auch keinen). Als "Negativbeispiel" kann hier die Realschule in Ostfildern-Nellingen dienen: Sie hat den geringsten Anteil an dialektloyalen Schülern (71 % gegenüber durchschnittlich 81 %) und gleichzeitig den niedrigsten selbst geschätzten durchschnittlichen Dialektalitätsgrad (1,02). Dieses Ergebnis und das Ergebnis der Sprachethnografie in Neuhausen weisen darauf hin, dass hierin ein Grund für die sinkende Dialektalität in der Filderregion zu suchen ist. Die Einstellung zum Dialekt erweist sich als einer der wichtigsten dialektfördernden Einflussfaktoren (wenn positiv) und schwächenden (wenn negativ) auf den dialektalen Sprachgebrauch.

Auch andere Daten (zum Beispiel die auf den *Mental Maps* eingezeichneten Dialekträume) erhärten die Annahme, dass in manchen Regionen Nord-Baden-Württembergs (Fildern) eine tendenzielle Entwicklung des Dialekts hin zu großräumigeren Regiolekten zu erkennen ist. Andere Regionen hingegen (Ellwangen, Crailsheim) tendieren weiterhin zu kleinräumigen Dialekten, die sich auch in den *Mental Maps* der Sprecher wiederfinden.

Ebenfalls wird der Zusammenhang zwischen einem aktiven Dialektgebrauch und metasprachlichem Wissen deutlich: In der Region Ellwangen/Crailsheim konnten die meisten Schüler dialektale Grenzen benennen und zeichneten diese öfter auf die Rückseite des Fragebogens. Hier schreiben sich die Schüler selbst den stärksten Dialektalitätsgrad zu und haben den stärksten wahrgenommenen Regionalakzent. Das könnte darauf hinweisen, dass das metasprachliche Wissen von den gleichen Vorbedingungen abhängig ist wie der Dialekt selbst.

Auch der bereits durch die Interviews und Erhebungen ausgemachte Trend, dass wahrgenommene subjektive Dialektunterschiede und Differenzen im Sprachgebrauch größer sind als die objektiv nachweisbaren, kann erneut beobachtet werden. So zeigen sich signifikante Unterschiede im wahrgenommenen Sprachgebrauch von Realschülern und Gymnasiasten insofern, als Gymnasiasten sich als dialektaler einstufen als Realschüler. Dagegen sind Realschüler im Allgemeinen ortsloyaler, da sie häufiger nach dem Schulabschluss in der Region bleiben wollten.

3.5 Ergebnisse und Anknüpfungspunkte aus den drei Untersuchungen

Zusammenfassend bestätigt sich, dass die sprechereigenen Vorstellungen bzw. Einstellungen zum Dialekt eine maßgebliche Rolle für seinen Gebrauch spielen. Diese Vorstellungen werden vor allem von den Menschen geprägt, die den Sprechern persönlich am nächsten stehen, wie Eltern und Freunden.

Außerdem können regionale Deutungstraditionen und Einstellungen als Erklärungen für regionale Unterschiede im Dialektgebrauch und in Bezug auf metasprachliches Wissen herangezogen werden: Wer in einem dialektfreundlichen Umfeld aufwächst, hat tendenziell selbst eine positive Einstellung zum Dialektgebrauch. Wird der Dialekt dagegen vom sozialen Umfeld abgewertet, so wird auch die eigene Einstellung davon beeinflusst. Einstellungen, wie etwa die Dialektloyalität, haben sich in den Befragungen immer als ein treibender Faktor erwiesen, wenn es um heutige Dialektraumentwicklung ging. Sprechereigene Einstellungen haben also einen erheblichen Einfluss auf die hier beschriebenen unterschiedlichen Entwicklungen von Dialektgebrauch und metasprachlichem Wissen. Positive und negative Bewertungen des Dialekts sowie soziale und räumliche Orientierungen sind entscheidend für die Frage, warum sich der Ortsdialekt in manchen Gebieten zum großräumigeren Regiolekt entwickelt, in manchen Gebieten in ähnlicher, leicht veränderter Form erhalten bleibt oder sich konstant hält. Dieses Phänomen wird vor allem in Kapitel 4 in Zusammenhang mit den subjektiven Faktoren der Dialektraumentwicklung genauer beschrieben.

Assoziationen von Dialekt und Bildungsferne und generelle Vorurteile gegenüber fremden Dialektsprechern lassen sich überall finden und sind nicht regional indiziert. Wissen über den eigenen Dialekt, über angrenzende und fremde Dialekte existiert ebenfalls überall.

Fast alle Dialektsprecher mit einer hohen Dialektalität verfügen über Wissen um subjektive Dialektgrenzen und versuchen diese in irgendeiner Form zu objektivieren, sei es durch das Beschreiben von ursächlich politischen, konfessionellen oder naturräumlichen Grenzen oder durch subjektive Erfahrungen, die den andersartigen Charakter der fremddialektalen Sprecher untermauern. Auch das Aufzählen lautlicher und lexikalischer Unterschiede ist ein Mittel, um Unterschiede und sprachliche Grenzen greifbar zu machen. Dabei macht es keinen Unterschied, ob Sprecher der jüngeren oder älteren Generation ihre Erfahrungen

schildern. Auffällig bei jüngeren Dialektsprechern ist allerdings, dass sie weniger auf kollektive mentale Bilder, Geschichten und Vorurteile zurückgreifen, sondern die geäußerten metasprachlichen Wissensbestände mehr durch eigene Erfahrungen und Begegnungen erklären, also stärker individualisieren. Es lässt sich somit eine Tendenz zur Ausdifferenzierung von metasprachlichem Wissen erkennen. Die sozial abgrenzende Funktion des Dialekts bleibt jedoch stets erhalten.

Auch Daniela Berroth hat in ihrer Dissertation zu altersbedingtem Mundartgebrauch festgestellt, dass die jüngere Generation (hier 15–30 Jahre) stärker variiert als die ältere (hier ab 50 Jahre). Das heißt dass das Wissen um die situationsspezifische, verwendungsspezifische und ortsspezifische Variabilität des Dialekts in der jungen Generation stärker verbreitet ist als in der alten und besser genutzt wird. Dabei definiert Berroth metasprachliches Wissen wie folgt:

„Dieses Wissen geht über das rein linguistische Regelwissen (Sprachkompetenz bzw. Normbewusstsein) hinaus. Es regelt auch die angemessene Auswahl einer sprachlichen Varietät in einem bestimmten sozialen oder situativen Zusammenhang.“²⁰⁹

Teil des metasprachlichen Wissens ist auch der von Jürgen Macha beschriebene „individuelle Möglichkeitsraum“²¹⁰ also die Variationsmöglichkeiten, die einem Sprecher individuell zur Verfügung stehen. Diese hängen von unterschiedlichen Faktoren wie Erfahrungen, Gewohnheiten, Normwissen über angemessenes sprachliches Verhalten und von den individuellen sprachlich-kommunikativen Fähigkeiten der jeweiligen Sprecher ab. Macha hat bei Mitgliedern der gleichen sozialen Gruppe in vergleichbaren Situationen große Unterschiede im sprachlichen Verhalten, zum Beispiel bei der intrasituativen Variation, festgestellt. Er konnte dabei zwar nicht feststellen, ob es sich um ein bewusstes oder unbewusstes rollen- und situationsbezogenes Sprachverhalten handelte, kam aber zu dem Schluss, dass sprachliche Variation eine grundlegende Spracheigenschaft bilingualer Menschen darstellt.²¹¹

209 Daniela Berroth: Altersbedingter Mundartgebrauch. Wandel und Kontinuität in einem mitteldeutschen Dialekt (= ZDL Beihefte, 116). Stuttgart 2001, S. 169.

210 Vgl. Jürgen Macha: Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister. Köln 1991, S. 217.

211 Vgl. ebd., S. 210.

Eine dezidierte sprachliche Abgrenzung ist ebenfalls von metasprachlichem Wissen abhängig und kann nur dann erfolgen, wenn der Akteur weiß, wie „der Andere“ spricht. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Sprecher die heimatliche Dialektlandschaft kennt und einschätzen kann, steigt mit der Anzahl von Bekannten und Freunden, die in benachbarten Orten wohnen und die er in ihrem eigenen dialektalen Umfeld hat sprechen hören. So ist auch der signifikante Zusammenhang zwischen Dialektalität und der regionalen Herkunft der Eltern und Freunde zu erklären. Die Tatsache, dass nur 8 Prozent aller Nellinger Schüler dialektale Grenzen benennen konnten, bedeutet im Umkehrschluss selbstverständlich nicht, dass keiner der befragten Schüler über einen regionalen Freundeskreis verfügt. Laut der Aussage eines Schülers²¹² spricht man jedoch in der Schule – auch die Schüler untereinander – eine eher standardnahe Varietät; das heißt um die Ortsmundart eines Mitschülers einschätzen zu können, müssten sich die Befragten bereits in Kontexten kennengelernt haben, in denen sie mit Anderen in der Ortsmundart kommuniziert haben (zum Beispiel zu Hause oder beim Telefonieren). Ein persönliches regionales und soziales Netzwerk ist folglich eine Grundvoraussetzung für den Erhalt von metasprachlichem Wissen. Das metasprachliche Wissen hängt somit von den gleichen Bedingung ab wie der Dialekt selbst.

Einen Zusammenhang von metasprachlichem Wissen und räumlicher Orientierung findet man auch in Forschungen zu Dialektgrenzen und Binnenmigration von Alfred Lameli.²¹³ Er erkennt den sozialen Gehalt von Dialektgrenzen und stützt seine These der „kulturellen Grenzen“²¹⁴ auf eine Untersuchung zum Umzugsverhalten. Diese zeigt, dass Menschen, die umziehen müssen, zwar Kreisgrenzen und auch Landesgrenzen überschreiten, seltener jedoch Dialektgrenzen. Lameli schlägt daher vor, den Dialekt gezielt als Marker kultureller regionaler Identitäten zu nutzen, um zum Beispiel aktuelle Binnenmigrationsbewegungen besser interpretieren zu können. Dieser Ansatz wird insbesondere in Kapitel 6 („Dialekt und kulturelle Identität“) genauer beleuchtet.

Ein weiterer wichtiger Faktor zum Erhalt eines Dialekts ist ein fremder Dialekt, von dem sich die Mitglieder der Dialektgemeinschaft abgrenzen können. An der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze ist die Dialektalität der Interviewpersonen am höchsten. In der dialek-

212 Interview mit Frederik Hufschmied (19), 26.8.2010, Neuhausen auf den Fildern („Ich war in Nellingen auf der Schule, da schwätzt man dann viel hochdeutscher eigentlich“) (K_ES_NEU_1–24, 00:25:09–2).

213 Alfred Lameli et al.: Dialects, Cultural Identity and Economic Exchange. E-IZA DP No. 4743 (2010). Verfügbar unter: <http://ftp.iza.org/dp4743.pdf>, [20.8.2013].

214 Kultur wird hier verstanden als kollektive Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster sowie als Identifikationsmedien und Produzenten regionaler Selbstkonzepte.

talen Übergangsregion zeigten sich ebenfalls ein hohes Sprachbewusstsein und ein positives Interesse am Dialekt, das mit einer aktiven und passiven Dialektalität verknüpft ist. In der schwäbischen Dialektregion auf den Fildern ist dagegen (auch in den *Mental Maps*) eine Entwicklung weg von den Ortsdialekten in Richtung Regiolekt zu verzeichnen. Dies könnte daran liegen, dass man sich hier nicht eindeutig gegenüber einem fremden Dialekt abgrenzen kann und der verkehrsgeografische Erfahrungsraum keine fremden Dialekte bietet. Es stehen also lediglich andere Variationsstufen des eigenen Dialekts zur Verfügung. Die Abgrenzung von einer vermeintlich tieferen Dialektstufe des eigenen Dialekts führt dann zu einem standardnäheren Sprachgebrauch. Eine der Hauptfunktionen des Dialekts – die der sozialen Abgrenzung zu anderen Sprechern – ist also gleichzeitig wichtig für seinen Erhalt.

Dass ein anderer Dialekt, von dem Dialektsprecher sich abgrenzen können, wichtig ist zur Erhaltung des eigenen Dialektes, lässt eine Studie von Alfred Lameli in ganz anderem Licht erscheinen. Die Studie zeigt, dass das Schwäbische zum einen der heterogenste deutsche Dialekt ist, dass also die einzelnen ihm zuzuordnenden Dialekte im Vergleich zu anderen Dialektgruppen die wenigsten gemeinsamen Merkmale aufweisen. Zum anderen hat das Schwäbische den größten sprachlichen Abstand zu den umliegenden Dialekten, was Lameli mit dem Begriff der „Distanzeigenschaft“ beschreibt. Lameli betont hier vor allem die auffällige Diskrepanz zwischen der definitiven Vagheit des Schwäbischen und der bisherigen starken Repräsentation des Schwäbischen als arealtypologischer Einheit in der Sprachwissenschaft. In Bezug auf die These, dass Dialekte besonders dort stabil sind, wo sie sich von anderen abgrenzen können – also eine hohe linguistische Distanz aufweisen – liefert diese Studie also einen möglichen Grund für die vielerorts starke Beharrlichkeit unterschiedlicher schwäbischer Dialekte.²¹⁵

Eine Studie von Helen Christen stützt ebenfalls die These, dass angrenzende fremde Dialekte maßgeblich zum Erhalt des eigenen Dialekts beitragen. Christen analysiert die metasprachlichen Kommunikate, die während der Erhebungen zum *Schweizerdeutschen Sprachatlas (SDS)* entstanden sind. 260 von 267 Äußerungen beziehen sich auf andere Dialekte, beinhalten also eine horizontal-areale Dimension. Lediglich fünf Kommentare

215 Alfred Lameli: Distanz als raumstrukturelle Eigenschaft dialektaler Kontaktsituationen. Eine Analyse des Schwäbischen. In: Dominique Huck (Hg.): Alemannische Dialektologie: Dialekte im Kontakt. Beiträge zur 17. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Straßburg vom 26.-28.10.2011. Stuttgart 2014, S. 67–86 und S. 297–300.

ziehen einen Vergleich mit einer älteren Ausspracheform, ein Kommentar den Vergleich mit der standardsprachlichen Form und ein Kommentar unterscheidet zwischen einer „guten“ mundartlichen Form und einer „schlechten“.²¹⁶ Dieses Ergebnis bezeugt die hohe Dominanz von anderen Dialekten bei der Definition und Identifikation des eigenen.

Tatsächlich gibt das territoriale Umfeld einen gewissen Handlungsrahmen vor, je nachdem, ob es sich um ein homogenes, heterogenes oder dialektales Grenzmilieu handelt. Doch selbst innerhalb der eigenen Sprachgemeinschaft besteht offenbar das Bedürfnis, sich von anderen Dialektsprechern, die in der Eigenwahrnehmung noch dialektaler sprechen als man selbst, abzugrenzen. Subjektive sprachliche Grenzen werden daher manchmal bereits innerhalb der eigenen Sprachgemeinschaft gezogen. Die Alb fängt aus Sicht der Sprecher immer erst im Nachbarort an und der andere Dialektsprecher spricht immer das „breitere“ Schwäbisch.

Handlungen und ihre Interpretationen (Erfahrungen) sind also nicht voraussetzungslos und werden neben dem territorialen Umfeld auch von tradierten Urteilen und Meinungen bestimmt. Wie im Fall der Beurteilung der ehemaligen badisch-württembergischen Grenze durch jüngere Lauffener erscheinen hier tradierte Einstellungen durch neue, eigene Erfahrungen illustriert und bestätigt, fast wie eine *Self-Fulfilling-Prophecy*. Es finden sich noch mehr Beispiele für dieses Phänomen, das Anthony Giddens als „Rekursivität des sozialen Lebens“ bezeichnet und dahingehend konkretisiert, dass auch das metasprachliche Wissen und der Dialekt als soziale Konventionen Reproduktionsmechanismen unterliegen.

Insbesondere die Spracheinstellungen fallen dabei auf, die anscheinend fester und weniger verhandelbar sind als subjektive Sprachgrenzen und sprachliches Wissen. Wahrgenommene Unterschiede im Dialektgebrauch sind meist größer und stärker als diejenigen, die sich tatsächlich sprachwissenschaftlich nachweisen lassen. Die Überzeugung, dass der eigene Dialekt untergeht, ist äußerst beständig, obwohl sie sich allenfalls ansatzweise, häufig aber auch gar nicht bestätigen lässt.

Weiterführend soll auch in den folgenden Kapiteln auf die hier gewonnenen empirischen Ergebnisse zurückgegriffen werden, die auf soziale, regionale und generationelle Unter-

216 Helen Christen: „Die hiesige Mundart ist nicht ganz so gezogen wie diejenige von Schwyz“ Metakommunikate und das Sprachraumwissen von Laien. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 35–54.

schiede in den Spracheinstellungen und im Sprachwissen hindeuten. Dabei spielen neben Einstellungen und regionalen Spezifika insbesondere Konzeptualisierungen, Raumbezogenheit und Funktionen des jeweiligen Sprecherwissens eine Rolle. Der Einfluss dieser Konzepte und subjektiver Wahrnehmungen auf die Sprachidentitäten soll detaillierter beschrieben werden.

In den weiteren Abschnitten der vorliegenden Arbeit werden die Ergebnisse zudem in einen größeren theoretischen Rahmen eingearbeitet (vor allem Kapitel 5 zu sprachlichen Institutionalisierungsprozessen). Hier sollen sprachliche mit kulturellen Wandlungsprozessen verglichen werden (Kapitel 6), um so verborgene Interdependenzen, Institutionalisierungsmechanismen sowie autopoietische Strukturen aufzudecken.

Kapitel 4

Subjektive Faktoren der Dialekt[raum]entwicklung

4.1 Vorüberlegungen

Wie die ethnografischen Untersuchungen gezeigt haben, beeinflussen subjektive Vorstellungen über Dialektgrenzen und Unterschiede bzw. Merkmale des eigenen und Merkmale fremder Dialekte maßgeblich die regionalen sprachlichen Identitäten und damit auch das sprachliche Verhalten. Dabei erweist sich eine positive oder negative Einstellung gegenüber dem eigenen Dialekt als stabiler als das metasprachliche Wissen.

Pierre Bourdieu hat dieses Phänomen der „beharrlichen Einstellungen“ in seiner Raumtheorie beschrieben und dabei Konnotationen für den physischen Raum wie „starr“, „dauerhaft“, „reaktionär“ auf den sozialen Raum übertragen. Für ihn steht der soziale Raum sinnbildlich für die Gesellschaft und ist in unterschiedliche räumliche Dimensionen wie Kapitalvolumen, Kapitalarten und die Beziehungen zwischen sozialen Positionen und Lebensstilen gegliedert, in dem sich die Akteure je nach Art ihres Kapitals und ihrer Beziehungen positionieren.²¹⁷ Die trägen Raumeigenschaften betrachtet Bourdieu mit als Erklärung dafür, dass sich sozialer Wandel nur äußerst langsam vollzieht. Ähnlich wie sich die sozialen Strukturen bzw. die persönliche Position im sozialen Raum durch Sozialisation in den Körper einschreiben und den Habitus formen, schreiben sie sich nach Bourdieu auch in den sozialen bzw. den territorialen Raum ein.²¹⁸ Mit diesem Ansatz vergleichbar ist auch die These von Hermann Bausinger, der sich allerdings nicht auf den Raum, sondern auf die Region bezieht. Bausinger sieht die Region viel weniger als einen durch Kontinuitäten in der Bevölkerung o.Ä. entstandenen territorialen Raum, sondern vielmehr als ein durch Austausch und Akkulturationsprozesse konstituiertes und als territorial wahrgenommenes Gebilde.²¹⁹ Bourdieu und Bausinger fügen sich in die Reihen der kulturwissenschaftlichen Raumtheorien ein, die den Raum als soziales Konstrukt und relationale Größe betrachten und dies auf die dynamischen Wechselwirkungen zwischen dem kulturschaffenden Menschen und seinen räumlich zu denkenden Alltagsbedingungen zurückführen. Bei Johanna Rolshoven wird der soziale Raum einerseits als individuell beschrieben, d.h. durch einen

217 Pierre Bourdieu: Ökonomisches, kulturelles Kapital und soziales Kapital. In: Franzjörg Baumgart (Hg): Theorien der Sozialisation: Erläuterungen – Texte – Arbeitsaufgaben. Bad Heilbrunn 1997, S. 217–231.

218 Markus Schroer: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes. Frankfurt am Main 2006, S. 88.

219 Hermann Bausinger: Aus der T/Raum? In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 43 (1998), S. 23–30, S. 28.

Menschen subjektiv wahrgenommen, andererseits aber auch als gesellschaftlich überformt und damit auf die individuelle Raumwahrnehmung und Rauman eignung einwirkend dargestellt.²²⁰ Bei diesen wechselseitigen Prozessen spielt nach Rolshoven auch der starke Wunsch nach Objektivität bzw. Objektivierbarkeit eine Rolle.²²¹ Deutlich wird dieser Mechanismus in dem von Bourdieu beschriebenen Phänomen der territorialen und sozialen Distanzen:

„Viele der Eigenschaften, die man den Orten zuschreibt, hängen mit dem zusammen, was in den Orten steckt, mit den dort wohnenden Leuten [...]. Die Orte als solche bedeuten nicht viel, das heißt, sie sind schon vorhanden mit dem Verkehr und so weiter, aber die geographischen Distanzen lassen sich auf soziale Distanzen reduzieren.“²²²

Inwiefern sich jedoch ein persönliches sprachliches Selbstverständnis auf bestehende territoriale Spezifika auswirkt bzw. auch umgekehrt, sich die regionale Kultur in einen persönlichen Sprachhabitus²²³ eingeschrieben hat, soll im Folgenden anhand der gewonnenen Ergebnisse untersucht werden.

4.2 Das Subjektive in der Dialektologie vs. das Subjektive in der Empirischen Kulturwissenschaft

In der traditionellen deutschen Dialektologie existierte weder eine Terminologie noch eine Methode, um individuelle Sprachvielfalt und Laienwissen zu erfassen. Sprachkarten wurden von unerwarteten individuellen Abweichungen, sogenannten Störfaktoren, „bereinigt“²²⁴ und diese mit Pendlertum und nahen Städten erklärt. Obwohl bereits Ende des 19. Jahrhunderts die ersten Dialektforscher mit direkten Befragungsmethoden arbeite-

220 Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum- zur Raumkulturfor schung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/II (2003), S. 189–213, S. 197.

221 Ebd. S. 208.

222 Vgl. „Warum die Clochards nicht zum Sozialarbeiter gehen“, Interview mit Pierre Bourdieu von Lothar Baier. In: Wochenzeitung (WoZ) Nr. 17 vom 30. April 1993, S. 18, zitiert nach Petra Leunenberger: Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor. Eine empirische Untersuchung (= Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur, 74). Tübingen/Basel 1999, S. XI.

223 Bei Bourdieu ist es der Habitus, der das Habitat macht und umgekehrt. In der Strukturationstheorie von Anthony Giddens ist ebenfalls ein reziproker Zusammenhang beider Phänomenbereiche vorhanden.

224 Heinrich Löffler: Zu den Wurzeln der Perceptual Dialectology in der traditionellen Dialektologie. Eine Spurensuche. In: Christina Ada Anders/Markus Hundt/Alexander Lasch (Hg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York 2010, S. 31–49.

ten²²⁵ und Verschiebungen und Veränderungen von Dialektgrenzen auch mit subjektiven Faktoren, wie zum Beispiel Prestige, erklärten, konnten sich subjektive Wahrnehmungen und Einstellungen von Sprechern erst in den 1970er-Jahren als Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen etablieren.²²⁶

Seit den 1950er-Jahren hatte sich vor allem in den USA eine differenzierte Varietätenforschung bzw. Soziolinguistik entwickelt, die mit den teilweise bereits erwähnten Namen William Labov, Joshua Fishman, Dell Hymes und John Gumperz verknüpft ist. In Deutschland trugen vor allem die beiden Tübinger Sprachforscher Hermann Bausinger und Arno Ruoff zu dieser neuen Schule der Dialektologie bei. Kernpunkte waren eine differenziertere Pragmatik und neue Erhebungsmethoden, die die sprachsoziologische Relevanz von sozialen Netzwerken und die Historizität des Dialekts berücksichtigten.

Arno Ruoff beispielsweise ließ Studierende seines Studienprojekts zur Erforschung der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze²²⁷ nach dem Abfragen der Wortlisten auch ein kurzes standardisiertes Interview führen, das sprachliches Wissen und Spracheinstellungen der Befragten erfassen sollte. Unter anderem wurden hier Fragen nach der Bezeichnung des eigenen Dialekts und nach sprachlichen Unterschieden gestellt. Diese Methode zielte direkt auf die Erfassung von sogenannten Bewusstseinsgrenzen ab und unterstreicht die Bedeutungszunahme von psychischen und subjektiven Faktoren der Dialektraumbildung in den Sprachwissenschaften.²²⁸ Durch eine allmähliche Erweiterung des Untersuchungsgegenstandes und des Methodenkatalogs wurde so aus der Dialekt-Dialektologie nach und nach eine sprecher- und individuumszentrierte Dialektologie.²²⁹ Im Unterschied zur klassischen diatopischen Sprachgeografie, die von homogenen, abgrenzbaren Sprachräumen ausgeht,

225 Wie zum Beispiel Karl Bohnenberger und Karl Haag.

226 Noch Anfang der 1980er-Jahre hinterfragt Wolfgang Putschke die Methoden der Sprachgeografie kritisch und erachtet eine Kartierung nur dann als sinnvoll, wenn es sich bei den Punktsymbolen nachweislich um Einzelwerte handelt, die nicht repräsentativ für einen Ortsdialekt stehen. Außerdem plädiert er für das stärkere Heranziehen „extralingualer Koinzidenzen“ zu ihrer Interpretation. Vgl. Wolfgang Putschke: Sprachgeographie: Irrtum oder Forschungsinstrument? In: Klaus J. Mattheier (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie (= Reihe Germanistische Linguistik, 46). Tübingen 1983, S. 83–103, S.101.

227 Vgl. Ruoff 1992, S. 15 und S. 95 f.

228 Anstöße finden sich bei Erika Werlen, vgl. Erika Werlen: Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 46). Freiburg im Breisgau 1984. und im Ortssprachenprojekt Erp von Werner Besch und Klaus Mattheier wieder. Vgl. Werner Besch/Klaus Mattheier: Ortssprachenforschung. Einleitende Überlegungen. In: Dies. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985, S. 9–23.

229 Heinrich Löffler hat diesen Wandel als Abkehr von dem linguistischen Status des Sprachmaterials und Hinwendung zu den Sprecher-Personen bezeichnet, vgl. Heinrich Löffler: Germanistische Soziolinguistik (= Grundlagen der Germanistik, 28). Berlin 1994, S. 141.

wurde auch die innere soziale und situative Variation dieser vermeintlich homogenen Sprachräume mit einbezogen.

In der Empirischen Kulturwissenschaft (EKW) vollzog sich etwa zur selben Zeit – also Anfang der 1970er-Jahre – eine programmatische Wende, die sich in dem vom Ludwig-Uhland-Institut erstellten Band „Abschied vom Volksleben“ eindrücklich abzeichnet.²³⁰ Die Objektivität und Faktenbesessenheit der damaligen wissenschaftlichen Praxis wurde erstmals in Frage gestellt. Auch das ein Jahr später erschienene Grundlagenwerk „Volkskunde“ von Hermann Bausinger setzt neue Maßstäbe und weist den Weg in eine selbstreflexive sozialwissenschaftliche Richtung.

„[...] – denn eben diese vermeintlichen Fakten sind ja nicht etwa selbstverständlich vorgegebene Bestandteile der Realität, sondern sind durch bestimmte Wertsetzungen überhaupt erst definiert und in den Interessenkreis der Volkskunde einbezogen worden.“²³¹

Der hier geforderte Anschluss an die modernen Sozialwissenschaften impliziert auch eine Hinwendung zum Konstruktivismus und zur Sozialpsychologie. Der Konstruktivismus sieht die soziale Wirklichkeit als Ergebnis sozialer Interaktionen, die wiederum auf Interpretationen der sozialen Wirklichkeit beruhen. Damit ist die soziale Wirklichkeit ein Ergebnis ständig ablaufender Konstruktionsprozesse.

Dennoch hat die EKW nie ihre Bodenhaftung verloren: Der oben beschriebene Wandel erfolgte nur auf einer Metaebene – die Forschungsgegenstände aus materieller Kultur, mündlicher Überlieferung, Traditionen und populären Alltagswelten blieben erhalten und differenzierten sich weiter aus, genauso wie die Methoden zu ihrer Erforschung, um so eine dezidierte Beschreibung der Mechanismen und Methoden zu ermöglichen, mit denen die Akteure selbst ihre gemeinsame soziale Realität herstellen.

In den modernen methodischen Herangehensweisen wird die Perspektive des Forschenden wie selbstverständlich als subjektiv betrachtet. Als Subjekt interagiert der Forscher mit sei-

230 Vgl. Klaus Geiger/Utz Jeggle (Red.): Abschied vom Volksleben (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27). Tübingen 1970.

231 Hermann Bausinger: Volkskunde: Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971, S. 9. Inhaltlich knüpft Bausinger hier auch an seine revolutionäre Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ an, die 10 Jahre zuvor den neuen Aufbruch der Volkskunde in die Nachkriegszeit und Abschied von der „Volkstümelei der Nazizeit“ postulierte. Vgl. Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961.

ner Umwelt, zum Beispiel als Interviewer. Bisweilen ist die Interaktion eher unauffällig, wie im Fall einer teilnehmenden Beobachtung oder eines Wahrnehmungsspaziergangs. Der Subjektivität der eigenen Wahrnehmungen und der Wahrnehmungen der Interviewpersonen und Akteure begegnet die EKW offen und bezieht sie reflektierend in den Forschungsprozess ein.²³² Teilweise wird der Gegenstand durch eine *Multi-Sited Ethnography*²³³ von mehreren Seiten beleuchtet. Der Schwerpunkt liegt dabei auf einer detaillierten Ethnografie individueller Handlungen und Bedeutungszuweisungen, die beispielhaft Rückschlüsse auf die sozialen Systeme zulassen, in denen sie entstanden sind.

Mit dem sich hier abzeichnenden *Cultural Turn* in den Sozial- und Geisteswissenschaften erfahren auch mentale Repräsentationen, Einstellungen und Selbstwahrnehmungen mehr Aufmerksamkeit. Und gerade bei der wissenschaftlichen Betrachtung von Dialekträumen nimmt die Bedeutung von Faktoren wie naturräumlicher, konfessioneller und territorialer Grenzen ab. Hierin spiegeln sich alltagsweltliche Entwicklungen, denn diese Grenzen verlieren nicht nur bei Dialektsprechern als Orientierungsmuster an Kraft. Statt dessen wächst die Funktion des Dialekts als regionalem Identitätsträger und sicherer Basis eines Wir-Gefühls. In manchen Regionen ist der eigene Dialekt das letzte regionale Charakteristikum, das noch zur sozialen Abgrenzung dienen kann.²³⁴

Bei dem nun folgenden Vergleich der unterschiedlichen Dialektentwicklungen in den drei untersuchten Gebieten soll auch herausgestellt werden, inwiefern der Rückbezug auf den Dialekt als Mittel der Abgrenzung die Wahrnehmung und den Erhalt von sprachlichen Grenzen beeinflusst. Dieser Aspekt ist damit als zusätzliche Verstärkung der zuvor beschriebenen Fragestellung nach der Einflussnahme sprachlicher Identitäten auf räumliche Gegebenheiten zu verstehen.

4.3 „Wir sind die letzte Bastion“ – Mentale Bilder von Dialektregionen

Eine der wichtigsten Aufgaben, die der Dialekt heute innehat, ist die der sozialen Abgrenzung. Die Abgrenzungsfunktion beinhaltet mehrere Komponenten: Zum einen die Zuord-

232 Aktuell wird häufig das Einbeziehen aller Sinneswahrnehmungen in den Forschungsprozess diskutiert, vgl. zum Beispiel: Sarah Pink/David Howes: Debate – The Future of sensory anthropology/the anthropology of the senses. In: *Social Anthropology* 18 (2010) 3, S. 331–340.

233 Begriff von George E. Marcus, vgl. George E. Marcus: *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95–117.

234 Vgl. Ruoff 1992, S. 112.

nung zu einer bestimmten sozialen Gruppe und das damit einhergehende Ausschließen anderer, die die Gruppenmerkmale – wie zum Beispiel den Ortsdialekt – nicht aufweisen. Zum anderen ist die Abgrenzungsfunktion auch wichtig für den Erhalt des Dialekts (vgl. Abschnitt 3.5). Tatsächlich kann die hierzu von den Interviewpersonen vorgenommene sprachliche Differenzierung auch räumlich gefasst werden: Der andere Dialektsprecher spricht nicht nur anders (in der Wahrnehmung der interviewten Personen meistens breiter), er wohnt auch in einem anderen, fremden Gebiet.

„Je mehr man in Richtung Alb kommt, das fängt glaube ich schon in Wolf-schlugen an, dass es da ein bisschen anders wird. [...] Nürtingen Owen, da geht's dann los.“²³⁵

Das hier angeführte Zitat stammt von einem Abiturienten aus Neuhausen auf den Fildern, einem Ort, der tatsächlich noch nicht zum Sprachraum „Alb“ gezählt werden kann. Dennoch hat man hier bereits das Bedürfnis, sich zur Alb abzugrenzen (Nürtingen Owen ist etwa 20 km von Neuhausen entfernt). Selbst in Stimpfach, einem Ort, der zeitweise sogar zum Ostalbkreis zählte und in dem man den schwäbischen Dialekt gerne spricht, will man nicht zur Alb gehören:

Interviewer: „Und dann nach Süden?“

Dirk Huber: „Das wird dann schon wieder tiefer, das hört sich auch anders an. Richtung Oschtalb.“

Erna Huber: „Wobei Jagstzell würd' ich sagen, das ist noch ziemlich gleich, das wird vielleicht schon a bissele broider.“

D. H.: „Das wird schon broider. Wir sind ein autonomes Gebiet.“

Michael Sengler: „Ich glaub' das geht Richtung Alb so. Das merkt man auch mit dem [Abbruch]. Die schwätzt viel broider, weil die auch den Hang hen, nach Ellwangen zu gehen in die Schule, daher kommt das eigentlich. In Ellwangen ist es dann extrem. Da fängt es schon an. Aber in Ellwangen ist es dann extrem.“

²³⁵ Interview mit Frederik Hufschmied (19), Abiturient, 26.8.2010, Neuhausen auf den Fildern, (Aufnahme: K_ES_NEU_1-24, 00:25:53-3) (vgl. auch S. 70).

I: „Also Ellwangen ist dann schon...“

D. H.: „...Oschtalb – ja.“

M. S.: „Da geht’s dann richtig los.“

Ernst Teinach: „Wir sind die letzte Bastion.“²³⁶

Um die hier geschilderten Dimensionen einmal zu verdeutlichen: Jagstzell liegt etwa vier Kilometer von Stimpfach entfernt in südlicher Richtung und Ellwangen etwa 15 Kilometer im Süden von Stimpfach. Territoriale Gegebenheiten scheinen also keinen unmittelbaren Einfluss auf das Bedürfnis nach sprachlicher Abgrenzung zu haben.

In einer vergleichbaren Studie zu mentalen Raumbildern des Allgäus hat Werner König eine Art Abgrenzungsalgorithmus vorgefunden: Hier verorteten die Befragten die nördliche Grenze des Allgäus immer in ein 7–10 Kilometer entferntes Nachbardorf, allerdings mit dem Unterschied, dass man hier – im Gegensatz zur Schwäbischen Alb – stets noch dazugehören wollte. Außerdem stellte König große Unterschiede in den subjektiven Grenzziehungen fest: Während Bewohner des nördlichen Allgäus (zum Beispiel „Alpinisten und der Milchwirtschaftsverband Allgäu“) die Grenzen des Allgäus nach Norden ausdehnten, betrachteten Bewohner des sogenannten Oberallgäus (südlich gelegen) lediglich den wesentlich kleineren Landkreis Kempten und seine Außengrenzen als Allgäu. Die Richtungen, in die sich die Allgäuer abgrenzen, orientieren sich dabei an unterschiedlichen Linien. So verlaufen die subjektiven Grenzziehungen, ähnlich wie Wasserscheiden, unterhalb einer Linie von Immenstadt nach Schongau, in nördlicher Richtung (ebenfalls mit einem 7–10 km Radius) gen Westen, also Richtung Bayern und unterhalb einer Linie Immenstadt–Bad Wurzach gen Osten, also in Richtung Bodensee. Meist wurde dabei immer nur jeweils ein Ort als Grenzort benannt. Dieses Ergebnis der subjektiven Räume erklärt König mit dem psychologischen Phänomen, dass der eigene Lebensraum immer als Einheit und Mittelpunkt empfunden wird – und der sollte eben nicht an einer Grenze liegen.²³⁷

236 Aus einem Gruppeninterview mit Dirk Huber (25), mechanischer Techniker, Ernst Teinach (26), Elektrotechniker, Michael Sengler (25), Industriemechaniker, Erna Huber (30), Angestellte, 6.5.2011, Stimpfach (00:27:19–3) (vgl. auch S. 85).

237 Werner König: Der Landschaftsname Allgäu – Zur Abhängigkeit seines Bedeutungsumfangs von regionalen, sozialen und psychologischen Faktoren. In: Alemannisches Jahrbuch 1973/75, Festschrift für Bruno Boesch zum 65. Geburtstag. Bülh 1976, S. 186–200, S. 192.

In dem obigen Zitat wird die andere Dialektregion als etwas Wildes und Gefährliches geschildert. Der Ausdruck Bastion evoziert das Bild einer uneinnehmbaren Festung des zivilisierten schwäbischen Sprachgebrauchs gegenüber dem „breiten“ Ellwanger Schwäbisch, bei dem es dann „richtig losgeht“. Obwohl in Stimpfach keine objektive Sprachgrenze (im Sinne divergierender Lautungen) zum südlichen Raum hin besteht, grenzt man sich also auch hier stark ab. Neben dem allgemeinen Bedürfnis, die Einzigartigkeit des eigenen Sprachgebrauchs herauszustellen, muss an dieser Stelle auch die besondere negative Reputation des Sprachraums „Schwäbische Alb“ erwähnt werden. Die Bewohner dieses stark landwirtschaftlich geprägten Gebietes gelten als Paradigma hinterwäldlerischer, muffeliger und unaufgeschlossener Schwaben, die einen starken Dialekt sprechen. Jeder Schwabe, der im Neckartal wohnt, kennt den Spruch: „Was sind die drei Geißeln der Menschheit? Lepra, Cholera und Von-d'r-Alb-ra! [Von der Alb herunterkommend]“ Und obwohl die Abgeschiedenheit dieses Gebiets mittlerweile gewichen ist – so wie die angeführten Krankheiten – hält sich das Vorurteil des armen, unterbelichteten „Äblers“ hartnäckig. Dies ist ein weiterer Beleg dafür, dass subjektive Einstellungen und Bewertungen viel beständiger sind als die objektiven Gegebenheiten, aus denen sie sich einst entwickelten.

Das konträre Beispiel zur Alb ist Stuttgart bzw. der Stuttgarter Raum. Wie die Alb für „das Land“ steht, steht Stuttgart paradigmatisch für „die Stadt“. Letztere gilt als kultiviert, daher tritt das Schwäbische hier – in der Vorstellung vieler Dialektsprecher benachbarter Regionen – nur in einer wohldosierten Form auf. Das Stuttgarter Schwäbisch gilt im Umkreis als sogenanntes Honoratiorenschwäbisch, also eine Art Standardsprache mit schwäbischer Lautung. In Sielmingen zum Beispiel, einem Ort etwa 20 km von Stuttgart entfernt, spricht die ältere Generation dem nur 5 km näher in Richtung Stuttgart gelegenen Echterdingen einen vornehmeren Sprachgebrauch zu. Erklärt wird dies mit einer Landstraße, die durch Echterdingen nach Stuttgart geführt hat. Es wird also indirekt mit der Nähe zur Stadt argumentiert:

„Die Echterdinger waren immer ein bisschen feiner – da ist eine Landstraße durchgegangen [...]. Bei uns sagt man zum Beispiel ‚mer häbe‘ [wir haben] und ‚mer saie‘ [wir sind] und die Echterdinger ‚mer hen‘ und ‚mer sen‘.“²³⁸

238 Aus einem Interview mit Reinhold Faber (70), 20.8.2010, Sielmingen (ES_SIE_1–17, 00:31:07).

In Lauffen, im schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet, spricht man weniger herabsetzend über das Schwäbische, weder von demjenigen der Alb noch von demjenigen Stuttgarts, wie das folgende Zitat eines 24-jährigen Lauffeners auf die Frage nach räumlichen Grenzen seines Dialekts dokumentiert:

„Also ich denke das richtige Schwäbisch, also das Stuttgarter Schwäbisch oder das Äblerische, das fängt eher später an – also nach Walheim oder so was.“²³⁹

Im Gegenteil hier wird das „Äblerische“ sogar als „richtiges“ Schwäbisch gekennzeichnet, als ein reines Schwäbisch ohne fremddialektale Einmischungen und dabei sogar auf eine Stufe mit dem Stuttgarter Schwäbisch gestellt. Es ist in diesem Fall also wichtiger, auf die Eigenschaften des Dialekts selbst hinzuweisen als auf die Eigenschaften der Sprecher (wie im Zitat zuvor). Dies könnte damit erklärt werden, dass die Differenzen im dialektalen Sprachgebrauch zwischen dem Heilbronner schwäbisch-fränkischen Mischdialekt und dem Ostschwäbisch der Albregion stärker und offensichtlicher sind als die vermeintlich sozialen Unterschiede. Je näher sich die Regionen territorial annähern, desto geringer sind in der Regel die sprachlichen Unterschiede und desto größer ist der Aufwand, die marginalen sprachlichen Unterschiede durch sozial divergierende Charakteristika zu untermauern.

Dass auch die verbreitete Vorstellung von der Stadt als grundsätzlich schwachem Dialekt-raum in Nord-Baden-Württemberg keine Realitäten widerspiegeln bzw. sich auch im urbanen Raum basisdialektale Varianten finden lassen, zeigten die Erhebungen des *SNBW* in und um Stuttgart (zum Beispiel für Uhlbach und Plieningen). Auch in anderen Städten und urbanen Zentren wie Esslingen, Sindelfingen, Heidelberg oder Mannheim fanden sich basisdialektale Formen.²⁴⁰ Trotzdem genießen Städte im Allgemeinen den Ruf eines Raumes mit nahezu dialektfreier Umgangssprache, wie auch das folgende Zitat verdeutlicht:

„Nein, ich komme aus Neckarwestheim und bin dann in Lauffen zur Schule gegangen und habe dann in Ludwigsburg gelernt. Und in Ludwigsburg sprechen die Leute schon wieder ganz anders – das ist halt Stadt.“²⁴¹

239 Aus dem Interview mit Anna Hofer (22), Studentin, Jens Vollmer (24), Student, 25.5.2011, Lauffen am Neckar, das Zitat stammt von Jens Vollmer (00:07:26–7).

240 Gerade die Stadtdialekte von Mannheim und Heidelberg haben zudem ein hohes örtliches Prestige. Und auch in Sindelfingen und Esslingen fanden sich positive Spracheinstellungen.

241 Aus einem Interview mit Tanja Eicholz (34), Versicherungskauffrau und Jutta Metzger (30), Zahnmedizinische Fachangestellte, 24.5.2011, Lauffen am Neckar, das Zitat stammt von Jutta Metzger

Hier wird nicht, wie sonst üblich, die Entfernung als Begründung von dialektalen Unterschieden angeführt (Ludwigsburg liegt immerhin 25 km südlich von Neckarwestheim), sondern wie selbstverständlich die Urbanität des Ortes selbst. In der räumlichen Orientierung scheint die Stadt also ein dominantes Kriterium zu sein. Daneben wird „das Städtische“ auch häufiger zur Benennung einer etwas standardnäheren Varietät genutzt. Edith Funk hat 112 metasprachliche Kommentare ausgewertet, die während der Erhebungen zum *Sprachatlas Bayerisch-Schwaben (SBS)* dokumentiert wurden. Bei den Benennungen von Fremddialekten bzw. zur Erklärung von Unterschieden des Dialekts der Umgebung sagten 32 Befragte, die jeweils anderen sprächen „städtisch“, 19 meinten, die „Wörter oder Ausdrücke“ seien anders, 16 antworteten einfach nur mit „anders“ und 15 Kommentare bezogen sich auf den Dialektraum – also „mehr Fränkisch“ oder „mehr Schwäbisch“. Sechsmal fiel die Formulierung „eher nach der Schrift“, um eine standardnähere Aussprache zu beschreiben.²⁴² Das heißt in dem Maße, in dem Dialektsprecher subjektiv eine standardfernere Varietät dem Raum „Land“ zuordnen, ordnen sie auch standardnähere Varietäten dem Raum „Stadt“ zu.

Auch von Dialektologen wird der Grad der Urbanisierung immer wieder als dialektsteuernder Faktor angeführt. Bei Jürgen Mattheier steht „Urbanität“ sogar als Gegenbegriff zur „Ortsloyalität“, da für ihn Urbanität mit einer gewissen Unverbindlichkeit sozialer Beziehungen einhergeht und Ortsloyalität insbesondere durch soziale Beziehungen begründet wird. Man sollte hier jedoch sehr vorsichtig und differenziert vorgehen, wie die folgenden Abschnitte zeigen werden. „Urbanität“ kann und darf nicht als Synonym für „Dialektrückgang“ verwendet werden, denn es kommt auf die Stadt an, durch die der vermeintlich „urbane“ Einfluss stattfindet. So zeigt sich in Neuhausen auf den Fildern durch den Einfluss von Stuttgart eine andere Entwicklung als in Lauffen am Neckar durch den Einfluss von Heilbronn (vgl. Unterkapitel 4.5.2 und 4.5.4). Entscheidend sind hier vielmehr die jeweiligen subjektiven Zuschreibungen und daraus resultierende Orientierungen, die sich ebenfalls sehr unterschiedlich gestalten.

(00:03:29–5).

242 Der Fokus von Funk liegt dabei auf der Unterscheidung von konkreter Benennung sprachlicher Unterschiede und eher allgemeinen Beschreibungen. Da sie die Bezeichnung „städtisch“ in Opposition zu den Begriffen „ländlich“ und „dörflich“ setzt und sich die Interviewten hier auf München beziehen, ist davon auszugehen, dass mit einer städtischen Aussprache eine standardnahe Varietät gemeint ist. Vgl. Edith Funk: „In Lauterbach fängt der Neabl an“ – Welche Sprachunterschiede nehmen Dialektsprecher wahr? In: Edith Funk u.a. (Hg.): *Sprachgeschichten. Ein Lesebuch für Werner König zum 60. Geburtstag* (= Schriften zum Bayerischen Sprachatlas, 7). Heidelberg 2003, S. 43–62, S. 47.

4.4 Akteure des „Regionen-Machens“ als „Dialektregionen-Macher“

Es hat sich bereits angedeutet, dass mentale Raumbilder einen starken Einfluss auf dialektale Identitäten und damit auch den Dialektgebrauch haben. Dies gilt obwohl diese Bilder nicht immer auf objektiven Gegebenheiten beruhen, wie das bereits angeführte Beispiel des Allgäus verdeutlicht hat (vgl. S. 135). Neben den Gemeindevertretern nennt Werner König vor allem die Gruppe derjenigen Gewerbetreibenden als vorstellungsprägend, die „mit Milch und Milchprodukten Geld verdienen“, da diese ihre Produkte als Allgäuer Erzeugnisse verkaufen wollen – und sich in der Nachbarschaft kein Namen findet, der ähnlich anziehend wäre.²⁴³

Es stellt sich also die Frage, welche sozialen Systeme welche Raumabstraktionen zu welchen Zwecken produzieren und mit welchem Erfolg. Eine erste Antwort liefert Gerhard Hard: Als soziale Systeme seien Stadtplanungsämter, Bundesbahn, Touristikunternehmen, Staaten, Behörden, Schulen, Parteien, Verbände und Unternehmen zu nennen.²⁴⁴ Ähnliche Akteure des „Regionen-Machens“ benennt Benno Werlen in seiner handlungszentrierten Sozialgeografie: Neben den gegebenen politischen Geografien durch den Staat, das Bundesland, den Kreis und die Gemeinde gibt es noch eine Reihe anderer Akteure, die Einfluss auf die persönlichen informativ-signifikativen territorialen Verankerungsprozesse der Menschen haben, so zum Beispiel die regionalen Medien und die Tourismusbranche.²⁴⁵

Regionale Medien fördern insofern regionale Identitäten, als sie das Wissen über Geschehnisse aus dem Umkreis mehren. Petra Leunenberger vertritt zudem die These, dass die Nutzung lokaler Medien die ortsbezogene Kommunikation unterstütze und damit ebenfalls die Ortsloyalität fördere.²⁴⁶ Das heißt wenn Bewohner viel über die Geschehnisse in ihrem Ort oder ihrer Region wissen, dann unterhalten sie sich in ihrem sozialen Netzwerk auch eher

243 Vgl. König 1976, S.199/200.

244 Gerhard Hard: Auf der Suche nach dem verlorenen Raum. In: Ders. (Hg.): Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1 (= Osnabrücker Studien zur Geographie, 22). Osnabrück 2002, S. 303–328, S. 315.

245 Benno Werlen: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung (= Erdkundliches Wissen, 116). Stuttgart 1997. Werlen nimmt hier Abschied von der „Container-Geographie“ der traditionellen Länderkunde, indem er Region als Konstitutionsleistung begreift. Vgl. dazu auch Peter Weichhart: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen – Benno Werlens Neukonzeption der Humangeographie. In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 139/1997, S. 25–45.

246 Petra Leunenberger: Ortsloyalität und Variationsverhalten. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation: Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag (= Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur, 80). Tübingen 2000, S. 159–172, S. 165.

über regionale Themen, was wiederum ein Interesse an solchen Themen fördert und sich auch positiv auf regionale soziale Kontakte auswirkt.

Bisweilen manifestieren sich auch Dialektgrenzen in den Verbreitungsgebieten von lokalen Tageszeitungen, obwohl diese in standarddeutscher Sprache gedruckt werden. So stellt zum Beispiel Hubert Klausmann in seinen Untersuchungen zum Ellwanger Sprachraum fest, dass das schwäbischsprachige Stimpfach noch zum Einzugsgebiet der *Ipf- und Jagstzeitung* gehört, während die nördlich gelegeneren, fränkischsprachigen Ortschaften bereits das *Hohenloher Tagblatt* beziehen. Dieses Verbreitungsgebiete können symbolisch für Kommunikationskreise stehen und belegen damit Leunenbergers These. Daneben seien aber auch die grobe Übereinstimmung der Kreisgrenzen mit den Dialektgrenzen, die seltenen Grenzüberschreitungen durch die Einzugsgebiete der wirtschaftlichen Zentren Ellwangen und Crailsheim sowie die großräumigeren Orientierungsgrenzen (Crailsheim Richtung Nürnberg; Ellwangen Richtung Stuttgart/Ulm) mit verantwortlich für die Stabilität der sprachlichen Grenze.²⁴⁷ An dem Beispiel der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze bei Ellwangen zeigen sich die Überschneidungen von Regionen und Dialekträumen also sehr deutlich. Hier stabilisieren sich sprachliche und kulturelle Grenzen gegenseitig.

Eine aktive Rolle in der Gestaltung mentaler Repräsentationen spielt auch der regionale Tourismus. Während der Erhebungszeit für den *SNBW* sind den Exploratoren einige „schwäbische Toskanen“ begegnet, zum Beispiel nahe Obersulm oder Bönnigheim. Für eine regionale Identität ist es jedoch entscheidender und bestätigender, wenn traditionelle Raumeinheiten in den Vermarktungslogans der Tourismusindustrie aufgegriffen werden. Das „Bauland“ zum Beispiel, ist eine Landschaft zwischen Odenwald, Tauber, Jagst und Neckar, und wird wegen seines herben Klimas umgangssprachlich auch „badisch Sibirien“ genannt. „Bauland – Heimat des Grünkerns“ liest der Vorbeifahrende auf einer weiß-braunen Tafel an der Autobahn Richtung Heilbronn zwischen den Ausfahrten Osterburken und Boxberg. Obwohl hier im Mittelalter meist Bohnen angebaut wurden (wovon sich auch der Begriff „Bauland“ ableiten lässt), feiert man seit Anfang der 1980er-Jahre Grünkernfeste und besinnt sich auf das gesunde Erbe. Das Bauland tauchte auch bei Befragungen von Dialektsprechern auf, zum Beispiel in Gottersdorf bei Walldürn. Hier grenzte man sich

247 Vgl. Hubert Klausmann: Der Ellwanger Sprachraum – ein ostschwäbisches Randgebiet. In: Arno Ruoff/Peter Löffelad (Hg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache: Beiträge zur 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, 25.–29. September 1996 in Ellwangen/Jagst (= *Idiomatologica*, 18). Tübingen 1997, S. 65–83.

sprachlich nicht nur zu den Nachbargemeinden Rippberg und Höpfingen ab, sondern auch explizit zum Bauland. Man selbst spräche Odenwälderisch und sage zum Nebel „Näwel“, während es in Höpfingen der „Nabel“ sei und im Bauland der „Dunsch“. Hier wird der Begriff des Baulands über seine ehemals rein naturräumliche Bedeutung hinaus zur Beschreibung eines fremden Dialektraums herangezogen und bildet damit einen Teil der mentalen Dialektkarte. Das heißt, auch wenn dies ursprünglich von den regionalen Tourismusverbänden und Gemeinden nicht intendiert war, wird die zum Zwecke der Tourismusförderung neu konstruierte Region Bauland von den hier lebenden Dialektsprechern aufgegriffen und in ihre subjektive Dialektlandschaften integriert.

Regionale Spezialitäten, Feste und Traditionen sind neben gesunden und attraktiven Erholungslandschaften Gegenstände eines regionalen Marketings,²⁴⁸ an dem vor allem die örtlichen Gemeinden interessiert sind. Durch lokale Medien oder Werbung fließen die entsprechenden Begriffe in das Bewusstsein der Anwohner ein und werden bei subjektiven Raumbildungsprozessen, auch wenn es um Dialekträume geht, aktiviert.

Nicht nur die politischen Räume definieren und manifestieren also die dialektalen Grenzverläufe, auch die regionale Medienlandschaft trägt zu den unterschiedlichen Bewusstseinsregionen bei. In diesem Fall kann man davon ausgehen, dass die Akteure, die für das Selbstbewusstsein der Region verantwortlich sind, auch das Selbstbild der ansässigen Dialektsprecher prägen – folglich kann hier der These beigespflichtet werden, dass „Regionen-Macher“ auch „Dialektregionen-Macher“ sind. Schon bei Henri Lefebvre (1901–1991) findet man im Übrigen die Theorie vom Sozialraum als einem durch gesellschaftliche Kräfte produzierte und durch Produktivkräfte beeinflussten Raum.²⁴⁹

Die Kampagne des Landes Baden Württemberg „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“, die ebenfalls von vielen Gewährspersonen während der Dialekterhebungen erwähnt wurde, ist ein gutes Beispiel dafür. Sie hat zwar keinen direkten Einfluss auf mentale Raumbilder, verstärkt aber das Bild des dialektsprechenden Schwaben oder Badeners und trägt zum positiven Selbstbild der Dialektsprecher bei.

Die Landesgrenzen haben nicht nur eine inkludierende, sondern – vor allem nahe der bayerischen Grenze – eine exkludierende Wirkung. Obwohl sich der schwäbische Sprachraum

248 Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Regionen in Baden-Württemberg. Baustein A: Regionale Identität im Alltag. In: Politik & Unterricht Heft 1/2001, einsehbar unter http://www.politikundunterricht.de/1_01/baustein_a.htm [14.7.2011].

249 Henri Lefevre: La production de l'espace. Paris 1986 (1974).

im Osten und der fränkische im Norden des Erhebungsgebiets nahtlos fortsetzen, wird die bayerische Grenze stark als Dialektgrenze wahrgenommen, was während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag zum Beispiel in Krefßberg (Kreis Schwäbisch-Hall) deutlich wurde. Hier bezeichnen die Sprecher ihren Dialekt zwar selbst als „Fränkisch“, sagen aber, dass die benachbarten Bayern ein rollendes R hätten. In Freudenberg (Kreis Tauberbischofsheim) attestiert man den Bayern dagegen eine geschlosseneren a-Lautung und eine fehlende g-Spirantisierung. In Freudenberg sage man zum Heimatort „Fradeberch“ in Bayern sage man „Fredeberg“. Auch in Dertingen (ebenfalls Kreis Tauberbischofsheim) und Sontheim an der Brenz (Kreis Heidenheim) wurde die bayerische Staatsgrenze als Dialektgrenze benannt. Hierin spiegelt sich der große Einfluss wider, den politische Grenzen auf die subjektive Dialektraumbildung ausüben. Darüber hinaus spielen bei Bundeslandgrenzen auch allgemeine Stereotypisierungen eine unterstützende Rolle. So wurde den Einwohnern Bayerns von vielen Gewährspersonen ein stärkeres dialektales Selbstbewusstsein zugesprochen als es unter Schwaben herrscht, um das man sie oft beneidete. Diese Zuschreibungen erinnern an die Stereotypen bei Alfred Schütz (vgl. Abschnitt 1.3.2) und lassen vermuten, dass es auch unter den Landschaften so etwas wie Stereotype zu geben scheint, zumal Schütz seine Definition nicht auf Menschen beschränkt hat:

„Alle Typisierungen im Alltags-Denken sind als solche integrierende Elemente der konkreten historisch sozio-kulturellen ‚Lebenswelt‘ und beherrschen sie, weil sie als gesichert und gesellschaftlich bewährt erlebt werden. Ihre Struktur bestimmt unter anderem die gesellschaftliche ‚Distribution‘ von Wissen und dessen – bzw. deren – Relevanz und Relativität zur konkreten gesellschaftlichen Umwelt, einer konkreten Gruppe, in einer konkreten historischen Situation. Hier liegen die legitimen Probleme des Relativismus, des Historismus und der sogenannten Wissenssoziologie.“²⁵⁰

Derek Gregory prägte den Begriff der *Geographical Imaginations*,²⁵¹ womit er die subjektive und relative Wahrnehmung von Räumen bezeichnet. Seine Humangeografie vertritt den Grundsatz, dass eine Landschaft oder Region nie ohne die Relevanz- oder Akzeptanz-

250 Zitiert nach Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1969, S. 20.

251 Derek Gregory: *Geographical Imaginations*. Cambridge 1994.

kriterien des soziokulturellen Umfeldes betrachtet werden darf. Er schließt sich einem fließenden Konzept von Raum an, das er wie folgt beschreibt:

„There is a broad consensus that regional formations are more or less impermanent condensations of institutions and objects, people and practices that are intimately involved in the operations and outcome of local, trans-local and trans-regional processes.“²⁵²

Nach dieser Theorie steht also immer ein hypostasierender Mensch oder eine Gruppe von Akteuren dahinter, wenn Dinge oder Institutionen eine selbstverschuldete Aura zu haben scheinen. Wie auch bei den Stereotypen von Schütz lässt sich diese Theorie ebenso auf das prozessuale Konzept von Raum übertragen, denn nicht nur Materialien haben diese Form von eingeschriebener *Agency*, sondern auch habitualisierte Performanzen.²⁵³ Daher muss jeder ethnografischen Analyse von Raum auch eine ethnografische Analyse von Macht zugrunde liegen, zum Beispiel wenn es darum geht, Dialekträume zu definieren.

Es ist davon auszugehen, dass die regionalen Machtstrukturen heutiger Diskursführer neben Vertretern der Verwaltungsinstitutionen insbesondere auch von regionalen Marketingagenturen und Medien gestaltet werden (während hier früher ausschließlich weltliche oder kirchliche Herrschaftsträger Einfluss besaßen). Nicht zu vergessen sind regionale Unternehmen, die ein Interesse daran haben, ihre Produkte als aus einer bestimmten Region stammend zu vermarkten, um positive Klischees der Region auch mit ihrer Marke zu verknüpfen (wie das Beispiel des Milchwirtschaftsverbands Allgäu verdeutlicht). In manchen Fällen mischen sich bei landschaftlichen Gestaltungs- und Deutungsprozessen auch die Anwohner selbst ein, zum Beispiel mit Bürgerinitiativen zum Erhalt von Gebäuden oder Naturräumen. Hier wird häufig mit dem Bewahren von Heimat, regionaler Identität und Werten für die Nachwelt argumentiert.

252 Derek Gregory/Noel Castree: Human Geography: An Introduction. Onlinepublikation 2008, S. 57, <http://geographicalimagination.com/downloads>, [13.4.2012].

253 Bereits in der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour wird die *Agency* der Dinge beschrieben, die nichts anderes sei, als verblasste Einschreibe- oder Programmierungsprozesse von Macht. Vgl. Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Tübingen 2007. Johanna Rolshoven greift den Begriff der Handlungsgrammatiken von gesellschaftlichen Räumen auf. Vgl. Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/II (2003), S. 189–213, S. 197.

Das Wissen und Bewusstsein, welches durch die Diskurse um Regionen generiert wird, ist letztlich die Bedingung – die Brille – durch die die Gesamtheit aller Aspekte einer Region wahrgenommen wird. Zur Interpretation einer Region ist also stets Vorwissen notwendig. Ein fremder Beobachter würde einen kleinen Bach niemals als Dialektgrenze interpretieren, wenn er nicht wüsste, dass dies- und jenseits dieser vermeintlichen Grenze lautliche Unterschiede in den Varietäten bestehen. Aber nicht nur Wissen hat Einfluss auf die Wahrnehmung, auch die persönliche Einstellung zur Region spielt hier eine entscheidende Rolle. Der Grad an Zugewandtheit zu einer bestimmten Region bzw. einem Ort wird in der Soziodialektologie mit dem Begriff der Ortsloyalität beschrieben (vgl. Abschnitt 4.6).

4.5 Das Eigene und das Andere – Reichweite und Raumbezogenheit von Wissenskonzepten

4.5.1 Vorüberlegungen

Subjektive Selbstbilder, das Sprachbewusstsein und Veränderungen im metasprachlichen Wissen sind von vielen außersprachlichen Faktoren abhängig. Betrachtet man den sozial erlebten territorialen Raum unter anderem als „Repräsentationsfeld“,²⁵⁴ macht es einen strukturellen Unterschied, ob jemand in einer homogenen, heterogenen oder in einer dialektalen Grenzregion aufwächst. Im Hinblick auf die Hypothese, dass Dialekte besonders dort stabil sind, wo sich ihre Sprecher von den Sprechern anderer Dialekte abgrenzen können, waren die unterschiedlichen sprachlichen Entwicklungen in den drei hier ethnografierten Dialektregionen zu erwarten: Während der schwäbische Dialekt in Stimpfach an der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze und in Lauffen im schwäbisch-fränkischen Übergangsbereich stabil bleibt, deuten die Ergebnisse in Neuhausen auf eine Tendenz zu einem standardnäheren Regiolekt hin.

Nicht nur die gesellschaftlich-räumlichen Bedingungen, auch der individuelle Grad, in dem Sprecher von einer Region selbst ökonomisch abhängig sind, prägt und verändert das dialektale Sprachverhalten und die individuelle Ortsloyalität.²⁵⁵ Der Wandel der letzten 150 Jahre von der bäuerlichen Gesellschaft, über das Industriezeitalter hin zur Informationsgesellschaft, hat nicht nur Spuren in der Landschaft, sondern auch bei der berufsbezogenen

254 Ebd., S. 197.

255 Heiner Treinen: Symbolische Ortsbezogenheit. In: Peter Atterslander/Bernd Hamm (Hg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Gütersloh 1974, S. 234–259, S. 254.

Zusammensetzung der ländlichen Bevölkerung hinterlassen. Oft wurde während der Erhebungen noch vom „Höfesterben“ berichtet, das die örtliche Gemeinschaft nachhaltig verändert habe. Die Zahl der Landwirte nimmt kontinuierlich ab, während die der Pendler zunimmt. Letztere haben berufsbedingt eine höhere territoriale Mobilität und damit verbunden auch oftmals eine höhere soziale Mobilität.²⁵⁶

Allerdings muss hier erneut relativierend das regionale und soziokulturelle Umfeld mit in die Auswertung und Interpretation einbezogen werden. Denn diese „neue“ Mobilität über einen vertrauten Nahbereich hinaus führt nur dann erkennbar zu einer negativen Einstellung zum eigenen Dialekt – was den Dialektabbau fördert – wenn die Sprecher von Angehörigen derselben dialektalen Gruppe (zum Beispiel als Schwabe von Schwaben) als minderwertig ausgegrenzt werden. Findet dagegen eine Ausgrenzung durch eine andere dialektale Gruppe statt (zum Beispiel als Schwabe von Franken), kann dies sogar zu einer positiveren Einstellung gegenüber dem eigenen Dialekt führen. Daher ist es wichtig, alle denkbaren Einflussfaktoren auf die sprachlichen Einstellungen und Wahrnehmungen in den drei sich voneinander stark unterscheidenden Regionen zu betrachten, sie zu hinterfragen und durch einen Vergleich differenziertere Ergebnisse zu gewinnen.

4.5.2 Dialektale Identitäten in Neuhausen auf den Fildern

Hinweise auf einen langsamen Abbau der basisdialektalen Varietät in der Generationenfolge gab es nur in Neuhausen auf den Fildern – allerdings kann dies nur in lexikalischer Hinsicht, nicht in lautlicher Hinsicht belegt werden. Tatsächlich fanden sich aber nur in Neuhausen erstmals auch bei jüngeren Dialektsprechern Merkmale der Abgrenzung gegenüber älteren Sprechern. In zwei Drittel der Fälle grenzte sich wiederum die ältere Generation vom Sprachgebrauch der jüngeren ab (siehe Ergebnisse unter Abschnitt 3.2.6). So verorteten die jüngeren Dialektsprecher unbekannte Lautungen und unbekannte Lexik nicht nur auf die Schwäbische Alb, sondern schrieben sie auch den eigenen Großeltern zu:

„Wenn man das so hört, dann kann man sich vielleicht dran erinnern, dass das die Oma mal irgendwann gesagt hat, aber abgespeichert ist das nicht.“²⁵⁷

256 Mobilität wird in dialektologischen Forschungen oft als dialektschwächender Faktor angeführt.

257 Interview mit Frederik Hufschmied (19), Abiturient, 26.8.2010, Neuhausen (00:10:45–3), (vgl. S. 34).

Die ältere Generation steht damit in der subjektiven sozialen Hierarchie der jungen Generation sprachlich auf einer Stufe mit den Bewohnern der Schwäbischen Alb, die ebenfalls einen als stark dialektal empfundenen Sprachgebrauch aufweisen. Der Sprachraum wird also nicht nur territorial, sondern auch als generationenabhängig wahrgenommen, wie das bereits auf S. 73 angeführte Zitat aus einem anderen Interview belegt:

„Also wenn ich mit der Oma rede, dann verstehen wir uns – aber wenn sie dann mit Freundinnen redet – dann komme ich teilweise auch nicht mehr hinterher. Also wenn die dann so richtig anfangen, dann bin ich raus, dann kriege ich das nicht mehr mit.“²⁵⁸

Neben der territorialen und generationellen Abgrenzung gibt es in Neuhausen zudem eine starke soziale Abgrenzung gegen einen tiefen dialektalen Sprachgebrauch:

„Also, wo ich es merke, ist dann, wenn ich Richtung Reutlingen unterwegs bin. Also ich reite nebenher, und da stehen die Pferde – und da finde ich, da merkt man es extrem, da die [Menschen, die auf dem Bauernhof arbeiten] viel mehr zum Schwäbischen tendieren. Wobei ich da nicht weiß, ob es nicht deswegen ist, weil die da alle aus der Landwirtschaft kommen. Also wirklich noch so bauernmäßig sind. Und der Nachwuchs da, die sind dann auch alle so um die 30, bei denen merkt man es schon extrem – da ist auch der ganze Freundeskreis, der extrem schwäbelt. [...] Bis auf meine Oma und denen halt im Stall wüsste ich auch niemanden, der wirklich noch so breit spricht.“²⁵⁹

Ein stark dialektaler Sprachgebrauch wird also nicht immer territorial begründet, sondern erscheint der jüngeren Generation in Neuhausen auch abhängig von Alter und sozialem Umfeld. Diese Erweiterung der Kriterien ist insofern notwendig, als die befragten jüngeren Personen konkrete territoriale Dialektgrenzen teilweise nicht mehr benennen konnten. Während die ältere Generation in Neuhausen sich klar von den umliegenden schwäbischen Dialekten der Nachbarorte abzugrenzen weiß – auch wenn die hierzu vorgetragenen lautlichen Beispiele nicht immer belegt werden konnten – so ist dies bei der jüngeren Generati-

258 Gruppeninterview mit Tanja Hartmann (27), Groß- und Außenhandelskauffrau und ihrem Lebensgefährten Michael Metzger (27), 10.5.2011, Neuhausen (00:11:33–3), (vgl. S. 73).

259 Ebd. (00:05:37–1).

on nicht mehr der Fall. Zwar finden sich Tendenzen, einen jeweils an die eigene Region angrenzenden anderen Dialekt zu umschreiben, meist werden hierzu aber bereits die Dialekträume „Alb“ oder „Stuttgart“ hinzugezogen und die entsprechenden großräumigen, allgemein üblichen Abstufungen im Schwäbischen genannt, wie das „Stuttgarter Schwäbisch“ oder das „Älblerisch“. Diese beiden, als Gegensatzpaar empfundenen, Begriffe stehen paradigmatisch für eine standardnähere bzw. eine standardfernere Varietät, sodass die Sprecher ihren eigenen Sprachgebrauch in der Mitte, zwischen den beiden Extremen, verorten können. Dieses „In-der-Mitte-sein“ kommt auch in den territorialen *Mental Maps* zum Ausdruck. Während die ältere Generation einen Grenzkreis um Neuhausen zieht, deuten bei der jüngeren Generation lediglich ein paar schräge Linien nach Nordwesten (Stuttgarter Raum) und nach Südosten (Schwäbische Alb) an, dass sich hier dialektale Grenzen finden lassen könnten. Wie lässt sich diese extreme Veränderung in der territorialen Wahrnehmung der beiden Generationen des örtlichen Dialektes erklären?

Ein möglicher Ansatz wäre, dass die von der älteren Generation gezeichnete Dialektgrenze der konfessionellen Grenze entspricht, da Neuhausen die einzige katholische Gemeinde innerhalb eines evangelisch geprägten Umfeldes darstellt. Obwohl auch die jüngere Generation den Namen „Katholisch-Neuhausen“ als Bezeichnung für ihren Wohnort kennt, spiegelt sich bei ihnen dieser Sonderstatus nicht in den subjektiven territorialen Dialektgrenzen wider. Eine weitere mögliche Begründung für die neuen subjektiven Grenzen der jüngeren Generation könnte in der Verringerung des Wissens über die direkten Nachbardialekte liegen, die ihre Ursache auch mutmaßlich darin hat, dass die Neuhausener Schüler heute Schulen in Ostfildern-Nellingen und Stuttgart-Plieningen besuchen, und dass durch eine höhere Mobilität der Nahraum generell an Bedeutung verliert.

Neuhausen auf den Fildern liegt ca. 20 km von Stuttgart und ca. 10 km von Esslingen entfernt. Hier leben viele Personen, die in der Stadt arbeiten und die Verkehrsinfrastruktur mit nahem Flughafen und Autobahnauffahrt (A 8) nutzen. Neuhausen ähnelt daher eher einem städtischen denn einem ländlichem Umfeld. Die starke Orientierung hin zu den beiden genannten urbanen Zentren und damit auch an einer standardnäheren Varietät des Ortsdialektes kommt in den Interviews mit der jüngeren Dialektgeneration deutlich zum Ausdruck:

Franziska Wolf: „Also wir waren eigentlich jedes Wochenende in Stuttgart.“

Interviewerin: „Und so zum Einkaufen, wo fährt man da hin?“

F. W.: „Stuttgart.“

I. : „Habt ihr denn den Eindruck dass ihr noch viel Dialekt sprecht?“

Antonia Wolf: „Also ich spreche eher Hochdeutsch mit meinen Freunden. Die können das auch gar nicht so.“

I. : „Aber die kommen auch alle aus der Ecke?“

F. W.: „Alle von Neuhausen.“²⁶⁰

Es stellt sich die Frage, ob und in wieweit sich dieses sprachliche Verhalten im Vergleich zu dem der anderen jungen Dialektsprecher in den anderen beiden untersuchten Regionen unterscheidet, denn auch hier nutzt man das kulturelle Angebot und die Einkaufsmöglichkeiten der nahe gelegenen Städte (Lauffen: Heilbronn; Stimpfach: Ellwangen und Crailsheim). Es müssen also noch andere Faktoren außer dem Einfluss der Städte eine Rolle spielen. Denn urbane Praktiken des Konsumverhaltens, der Mediennutzung und der Freizeitgestaltung sind nicht allein auf den städtischen Raum begrenzt. Und umgekehrt lassen sich auch Elemente ländlichen Lebens in mittelgroßen Städten finden. Viele vermeintlich dialektschwächende Faktoren, wie eine hohe territoriale Mobilität, sind auf dem Land allgegenwärtig, vielleicht sogar gegenwärtiger als in der Stadt (man denke an die weiten Strecken, die mit dem Auto zurückgelegt werden müssen).²⁶¹

Obwohl sich auch auf dem Land urbane Praktiken²⁶² finden lassen, wird gerade dort der Stadt-Land-Gegensatz stark wahrgenommen und zeigt sich insbesondere in Formen der Abgrenzung der ländlichen Bevölkerung gegenüber dem Städtischen. Es ist also wahr-

260 Interview mit Franziska Wolf (29), Erzieherin in Neuhausen, (verheiratet mit einem Landwirt aus Neuhausen) und ihrer Schwester Antonia Wolf (21), 15.9.2010, Neuhausen (01:02:55–0).

261 Vgl. Nina Kim Leonhardt: Regional – sozial – individual: Bedeutung und Wandel subjektiver Sprachräume in Nord-Baden-Württemberg. In: Dies./Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 55–70.

262 Vgl. Silke Götsch-Elten: Mobilitäten – Alltagspraktiken, Deutungshorizonte und Forschungsperspektiven. In: Reinhard Johler et al. (Hg.): Mobilitäten – Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009. Münster/München/Berlin 2011, S. 15–29, S. 23: „Die meisten Menschen leben also in lokalen, regionalen Bindungen, bedienen sich aber ganz selbstverständlich globaler Kommunikationsmedien.“ Weiter bezieht sich Götsch-Elten nicht nur auf Kommunikation, sondern auch auf Alltagspraktiken. Vgl. hierzu auch: Hermann Bausinger: Heimat und Welt. Globalisierter Alltag. In: Katrin Hanika/Bernd Wagner (Hg.): Kulturelle Globalisierung und regionale Identität. Beiträge zum kulturpolitischen Diskurs (= Texte zur Kulturpolitik, 17). Essen 2004, S. 21–31.

scheinlich, dass die Gründe für eine Abnahme des Dialekts unter jüngeren Sprechern eher in deren Einstellungen als in den gesellschaftlich-räumlichen Gegebenheiten und Bedingungen – wie Mobilität und Urbanisierung – zu suchen sind. Für Neuhausener ist der Sprachraum „Stadt“ Paradigma einer standardnahen Varietät, was von einer jungen Neuhausenerin wie folgt erklärt wird:

„Du hast ja in Esslingen Innenstadt selber so viele Ausländer, die da neu zugezogen sind, also Ausländer jetzt im Sinne von ‚Nicht-Esslinger‘, die das dann ja auch gar nicht mehr kennen und nicht weiterleben – von daher. Und das ist dann ja in Stuttgart noch mal viel massiver, weil es einfach noch mal viel viel größer ist.“²⁶³

Der Zuzug von nicht-dialektalen Standardsprechern oder Sprechern einer anderen Varietät wird hier als dialektschwächendes und urbanes Symptom klassifiziert. Dass es tatsächlich Einfluss auf den Dialektalitätsgrad hat, wenn ein Elternteil nicht aus der Region stammt, haben die Ergebnisse der Schülerumfrage gezeigt (vgl. Abschnitt 3.4.4.2). Dass es aber auch auf dem Land, gerade in der Nähe von Ballungszentren, Zuzug von außen gibt, wird hier von der Interviewpartnerin nicht thematisiert. Des Weiteren existieren viele Studien zum dialektalen Sprachgebrauch von Migranten und Zugezogenen, die belegen, dass hier in den meisten Fällen eine sprachliche Anpassung stattfindet. So auch im Falle der Unternehmensethnografie von Rebekka Bürkle, die durch Interviews und teilnehmende Beobachtung bei einer Niederlassung der Firma Würth in Bad Mergentheim festgestellt hat, dass sich Kollegen aus andersdialektalen Gebieten an die im Unternehmen vorherrschende leicht regionalsprachlich gefärbte Aussprachenorm anpassen.²⁶⁴

Bewusste Abgrenzungen zu anderen Dialektsprechern, Selbstwahrnehmungen und Einstellungen haben – neben soziodemografischen und territorialen Faktoren, die diese mit bedingen – erheblichen Einfluss auf ländliche Identitäten und den dialektalen Sprachgebrauch. In Neuhausen auf den Fildern könnte neben den fehlenden territorialen Abgrenzungsmöglichkeiten auch das Bewusstsein über generationelle Sprachgrenzen dafür ursächlich sein,

263 Ausschnitt aus einem Gruppeninterview mit Tanja Hartmann (27) und ihrem Lebensgefährten Michael Metzger (27), 10.5.2011, Neuhausen, hier spricht Tanja Hartmann (00:29:09–0).

264 Rebekka Bürkle: Sprachalltag in der Arbeitswelt – Sprachpraktiken zwischen Flexibilität und Limitierung in Baden-Württemberg (Arbeitstitel). Dissertation Universität Tübingen 2015 (i.E.).

dass die dialektale Identität der jüngeren Generation geschwächt wird (die Befragten möchten weder alt noch bäuerlich sein).

Zwar geschieht die sprachliche Abgrenzung zur älteren Generation hier auch unter dem Zeichen, sich selbst eine urbanere bzw. standardnähere Aussprache zuzuschreiben, dennoch implizieren diese Angaben auch eine gewisse selbstverschuldete sprachliche Unzulänglichkeit, da man zugibt den Dialekt der Älteren „nicht mehr zu verstehen“. Zudem könnte die ablehnende Haltung der älteren Neuhausener gegenüber dem „breiten“ Dialekt der Sielminger von der jüngeren Generation indirekt fortgeführt worden sein, indem man sie auf die „Äbler“ übertragen hat. Denn die negative Einstellung gegenüber dialektaleren Formen findet sich bereits bei den älteren Sprechern.

4.5.3 Dialektale Identitäten in Stimpfach

Im Hinblick auf territoriale, generationelle und soziale Grenzziehungen durch Sprache zeichnet sich in Stimpfach für beide befragten Generationen ein anderes Bild ab. Die schwäbisch-hohenlohische Grenze bietet hier eine klare Orientierungsmöglichkeit und wirkt sich stabilisierend auf dialektale Identitäten aus, zum Beispiel durch kollektive negative sprachliche Erfahrungen jenseits der Grenze. Es herrscht ein in beiden Generationen verbreitetes Wissen über den Verlauf der Dialektgrenze und ein klares Bekenntnis zum Schwäbischsein und Schwäbischsprechen vor:

„Crailsheim ist das Hohenlohische, das ist ein ganz furchtbarer Dialekt – also für mich persönlich. Der fängt dann in Steinbach, Jagstheim an und dann Richtung Crailsheim weiter – Gemeinde Fichtenau, Matzenbach, Deufstetten und so. Das hat wieder einen ganz anderen Dialekt und wir Stimpfacher haben auch irgendwie unseren eigenen. [...]. Jemand, der Schwäbisch spricht, ist mir schon ein Stück weit sympathischer als jemand, der ganz hart Hochdeutsch oder [zögert kurz] ‚Houhelouisch‘ redet. Da finde ich Schwäbisch wesentlich sympathischer. Man merkt auch mit manchen Leuten, gerade auch im schwäbischen Raum, wenn man da ein bisschen schwäbisch entgegen kommt, das ist dann einfach eine familiärere Umgebung, würde ich sagen.“²⁶⁵

265 Aus dem Interview mit Thorsten Schön (20), Zivildienstleistender, 6.5.2011, Stimpfach (00:31:14–6).

Dieses Zitat eines 20-jährigen Stimpfachers könnte auch von einem der älteren Interviewpartner stammen. In Stimpfach gibt es kaum intergenerationell feststellbare Differenzen im Sprachgebrauch, und es werden keine Sprachbarrieren zwischen den Generationen empfunden und benannt. Bei manchen Befragungen ergab sich bisweilen der Eindruck, dass jüngere Dialektsprecher sogar stolz waren, wenn sie sehr alte Werkzeuge aus der Landwirtschaft benennen konnten oder sich darüber im Klaren waren besonders basisdialektale Lautungen zu verbalisieren.²⁶⁶ Die geringfügigen Unterschiede zwischen den Generationen beziehen sich häufig auf eine stärkere Individualisierung des metasprachlichen Wissens bei der jüngeren Generation: Während der schwäbische Sprachraum zum Süden Richtung Ellwangen hin von der älteren Generation als eine Einheit wahrgenommen wird, differenzieren die Jüngeren hier stärker:

„Also hier in Stimpfach, möchte ich sagen, ist es ganz krass, weil ich glaub hier so ein bisschen so eine Ecke ist. Wir haben ja hier den Ostalbkreis runter, da ist es ein anderer Dialekt.“²⁶⁷

Dieser kleine Unterschied in der territorialen Wahrnehmung könnte auf den Bedeutungsverlust der konfessionellen Grenzen zurückzuführen sein. Während für die ältere Generation die katholische Konfession und die damit einhergehende historische Verbundenheit mit Ellwangen noch Einfluss auf den Alltag hat, spielt die Konfessionszugehörigkeit bzw. die Kirchengeschichte für die jüngere Generation in Stimpfach kaum noch eine Rolle.

Interviewer: „Aber wisst ihr noch, wer katholisch und wer evangelisch ist?“

Erna Huber: „Das ist heute nicht mehr so. Aber weißt du noch, wo der Harald hergezogen ist, und er hat sich für den Gemeinderat aufstellen lassen, da haben alle gemeint: ‚Noi, der kommt nie bei uns in den Gemeinderat‘, weil der evangelisch war.“

266 Ein ähnliches Phänomen hat Manfred Glauninger als Metasoziosemiose oder auch Variationsperformanz bezeichnet. In seinem Vortrag „Dialekt‘ als Metasoziosemiose. Am Beispiel des Deutschen in Wien“ auf dem IGDD-Kongress in Kiel (13.9.2012), beschreibt er den Gebrauch von überzeichnetem Dialekt durch Jugendliche in einer U-Bahn. Er sieht darin ein Mittel der Dialektsprecher sich ironisch von ihrem eigenen dialektalem Sprachgebrauch zu distanzieren. Zum anderen erkennt Glauninger in der Metasoziosemiose aber auch eine neue Gebrauchsform und damit ein Mittel des Dialekterhalts. Vgl. dazu Manfred Glauninger: Zur Metasoziosemiose des ‚Wienerischen‘. Aspekte einer funktionalen Sprachvariationstheorie. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 166 (2012), S.110–118, S. 112.

267 Aus dem Interview mit Thorsten Schön (20), Zivildienstleistender, 6.5.2011, Stimpfach (00:02:42–5).

Dirk Huber: „Aber das ist ein Gerücht.“

Michael Sengler: „Das gibt’s nicht mehr. Das braucht man nicht. Das ist gegessen das Ding.“²⁶⁸

Die jüngeren Bewohner Stimpfachs fühlen sich also nicht mehr über die Konfession mit den südlich gelegeneren Ortschaften verbunden. Dennoch ist die Sprachgrenze nach Norden auch weiterhin viel ausgeprägter und spielt dementsprechend auch beim Anfertigen der *Mental Maps* eine weitaus größere Rolle. Die Komponente der sozialen Abgrenzung nach unten, also die Konnotation des schwäbischen Dialekts mit einer bäuerlichen Herkunft, ist in Stimpfach nur schwach ausgeprägt. Hier grenzt man sich stärker gegenüber dem hohenlohischen Norden ab und gegenüber dem ca. 10 km östlich gelegenen Ort Matzenbach:

Dirk Huber: „Die schwätztet auch anders.“

Erna Huber: „Das ist echt undefinierbar. Teilweise irgendwelche schwäbische Brocke vermischt mit Hohenlohisch und Jenisch.“

Interviewer: „Das wäre ein interessanter Ort für eine Nachaufnahme.“

E. H: „Die haben auch teilweise von den Häusereinrichtungen her einen ganz anderen Geschmack, also auf ne Art und Weise ziemlich kitschig. [Zu den anderen:] Da wohnt doch gegenüber von der Ina eine, wo von Matzenbach kommt. Das sind ganz viele so weiße – was sind das – Gipsfiguren? Ja, Gipsfiguren. Und letztens sind unter dene Büsch’ Osterhasen gestanden – mindestens 10 oder 12 Stück, in bunt.“

Ernst Teinach: „Die haben auch so Goldkettele, und die Frauen sind eigentlich überschminkt.“

D. H: „Da gibt’s auch nur zwei Berufe: Schrotthändler und Marktbeschicker.“

E. H: „Ja, die ganget viel auf Märkte und so.“

D. H: „Ja, so fahrendes Volk, des hen sie schon a bissle im Blut.“

I: „Das ist besonders. Gibt es andere Spitznamen oder nur ‚Matzenbächer‘?“

268 Gruppeninterview mit Dirk Huber (25), Ernst Teinach (26), Michael Sengler (25), Erna Huber (30), 6.5.2011, Stimpfach (00:38:25–8).

D. H.: „Das reicht [lacht]. Katzenfresser vielleicht noch.“²⁶⁹

Diese offensichtliche Konkurrenz zwischen den Orten Stimpfach und Matzenbach wird regelmäßig bei lokalen Fußball- oder Eishockeyspielen aufgefrischt. Auch zwischen Stimpfach und schwäbischen Ort Jagstzell herrscht eine solche Fehde, die nach Aussage der interviewten Schülerin noch heute zu Schlägereien während der Kirmeszeit führt:

Interviewer: „Kennt ihr das, dass man sich früher auf der Kirmes bekämpft hat?“

Sophie Theiß: „Also, ich habe das eigentlich noch so über meine Brüder mitgekriegt – also da sagen die das auch noch: Die Jagstzeller, die ‚Goiseficker‘ [Ziegenficker] und die Stimpfacher, die ‚Brickleswichser‘ [Brückchenwichser] – zwischen denen ist schon noch so ein Konflikt.“²⁷⁰

Auch wenn sich hierin weniger Traditionen sprachlicher Abgrenzungen finden lassen, so manifestiert sich ebenfalls eine starke kulturelle Kontinuität, da bereits die ältere Generation von derartigen Auseinandersetzungen berichtete. Es verwundert daher nicht, dass sich ähnliche kulturelle Kontinuitäten auch in der Wahrnehmung der Dialekträume, der positiven Einstellung zum schwäbischen Dialekt und dem metasprachlichen Wissen finden lassen, und der Dialekt hier nach wie vor sehr lebendig und beständig ist. Die allgemein zu beobachtende fortschreitende Ausdifferenzierung kultureller Phänomene, wie sie Hermann Bausinger in seinem Aufsatz „Aus der T/Raum?“ beschrieben hat, erschwert nicht nur einen raumbezogenen Zugang zu Kultur, sondern auch zu Sprache.²⁷¹ In Stimpfach ist diese Ausdifferenzierung noch erstaunlich gering.

4.5.4 Dialektale Identitäten in Lauffen am Neckar

Grundsätzlich fühlten sich die in Lauffen befragten Personen zwar dem schwäbischen Sprachraum zugehörig, waren aber gegenüber dem fränkischen Raum sehr offen. Das mag

269 Ebd. (00:22:37–3).

270 Interview mit den Abiturientinnen Sophie Theiß (17) und Lucia Meinhardt (18), 5.5.2011, Ellwangen (00:14:12–6).

271 Hermann Bausinger: Aus der T/Raum? In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 43 (1998), S. 23–30, S. 27. Hermann Bausinger bezieht sich hier insbesondere auf die Schwierigkeiten beim Finden von klar umrissenen Kulturraumgrenzen, da kaum noch ein einziges Diakritikum allein für einen Ort stehen kann.

damit zusammenhängen, dass sie sich selbst darüber im Klaren waren, nicht „nur“ Schwäbisch zu sprechen, sondern in ihrem Dialekt auch fränkische Wörter und Lautungen zu verwenden. Lauffen liegt zwar noch im alten Herzogtum Württemberg, aber die ehemalige Grenze zum Großherzogtum Baden ist nur etwa 15 km, Stuttgart dagegen rund 50 km entfernt.

„Also wenn die Stuttgarter sagen, dass wir keine richtigen Schwaben sind, dann sagen wir eben, wir kommen aus dem württembergischen Unterland. Unser Schwäbisch hört sich schon ein bisschen anders an.“²⁷²

Das Zitat spiegelt das typische Empfinden der Lauffener wider, nicht mehr ganz zum schwäbischen Sprachraum zu gehören. Dieses Phänomen kommt auch darin zum Ausdruck, dass von den Befragten häufig das Schwäbisch der Stuttgarter und dasjenige der Bewohner der Schwäbischen Alb gleichrangig als „richtiges Schwäbisch“ bezeichnet wurde. Gleichzeitig wurde der eigene Dialekt jedoch nicht als falsch oder mangelhaft bezeichnet. Das im Zitat angeführte Unterland ist nicht weiter definiert und bezeichnet im Allgemeinen die Weinanbauregionen um Heilbronn. Ähnlich unspezifisch sind auch die von beiden Generationen angefertigten *Mental Maps*. Man grenzt sich leicht nach Norden zum fränkischen Sprachraum ab, wobei Heilbronn bereits als „eher fränkisch“ eingestuft wird. Nach Süden dagegen ist alles offen. Hier fungieren lediglich die Großräume „Stuttgart“ und „Alb“ als Paradigma für das „richtige Schwäbisch“, das man in Lauffen eben nicht spricht. Ost- und westwärts sind ebenfalls keine subjektiven Dialektgrenzen zu verzeichnen. Bestimmten Regionen, wie zum Beispiel dem Zabergäu, werden vereinzelt besondere dialektale Eigenheiten zugeschrieben, man grenzt sich aber nicht bewusst von einem Ort ab. Damit unterscheidet sich das metasprachliche Wissen der älteren Generation in Lauffen stark von dem der beiden anderen untersuchten Ortschaften. Sowohl in Neuhausen, als auch in Stimpfach existiert in den älteren Generationen ein kollektives Wissen um die Andersartigkeit der umliegenden Ortschaften (in Stimpfach sogar noch bei der jüngeren Generation). In Lauffen dagegen scheinen diese territorialen Grenzen fast vollständig zu fehlen (was im Übrigen den objektiv dialektalen Gegebenheiten eines sprachlichen Übergangsbereiches entspricht). Auch in ihrer räumlichen Orientierung sind die Lauffener nach

272 Interview mit Jonas Mey (24), Auszubildender Techniker für Weinbau und Önologie, 25.5.2011, Lauffen (00:08:31–9).

allen Seiten offen. Zum Arbeiten, Einkaufen oder für die Ausbildung fährt man nach Heilbronn, Ludwigsburg oder auch nach Stuttgart.

In der begleitenden Schülerumfrage schlägt sich die durch die Ortsethnografie eruierte territoriale Offenheit der Lauffener in dem geringen Wert des Faktors „Ortsloyalität“ der Schüler nieder (vgl. Abschnitt 3.4.4.1). So wollen Lauffener Realschüler und Gymnasias-ten im Vergleich zu den anderen beiden Regionen am seltensten nach dem Schulabschluss in ihrer Heimatstadt bleiben.²⁷³ Dieser niedrige Wert beeinflusst die Dialektloyalität und die selbst eingeschätzte Dialektalität jedoch nicht negativ. Auch unter den Interviewpartnern fand sich kein einziger Lauffener mit einer negativen Einstellung zu seinem oder einem anderen Dialekt.

Obwohl die Großstadt Heilbronn näher an Lauffen liegt als Stuttgart an Neuhausen, lässt sich hier kein dialektschwächender Einfluss der Stadt erkennen. Eine mögliche Erklärung wäre, dass für die Lauffener subjektiv in Heilbronn ein sehr ähnlicher (fränkisch-schwäbischer Dialekt) also kein „besseres Schwäbisch“ gesprochen wird, wie für die Neuhausener in Stuttgart. Es ist also nicht davon auszugehen, dass jede Stadt per se eine sprachverändernde Sogwirkung auf ihre Umwelt ausübt, wie es bei Stuttgart und Neuhausen der Fall ist. Im Gegenteil – in Stimpfach grenzt sich die jüngere Generation sogar bewusst vom nahen Ellwangen sprachlich ab.

Zwischen den Generationen gibt es in Lauffen auch sonst keine großen Unterschiede in Bezug auf das metasprachliche Wissen. Sowohl bei den *Mental Maps* als auch bei subjektiven Begründungen der Sprachunterschiede ist hier keine altersbezogene Diskrepanz zu erkennen. Subjektiv werden von beiden Seiten keine intergenerationellen Verständigungsprobleme benannt. Dagegen war in allen Interviews auffällig, dass stark zwischen einem privaten und einem öffentlichen Sprachgebrauch differenziert wird, wie es das folgende beispielhafte Zitat einer 30-jährigen zahnmedizinischen Fachangestellten aus Lauffen verdeutlicht:

„Aber wenn jemand mit mir Hochdeutsch redet, dann guck ich auch, dass ich nicht Schwäbisch schwätze, dass ich dann ‚spreche‘. Also, sobald ich ins Ge-

273 Von Lauffener Gymnasiasten wollen nur 44 % nach Schulabschluss in der Region bleiben, von Lauffener Realschülern waren es 59 %. Dagegen wollen in Ellwangen rund 61 % der Gymnasiasten und in Crailsheim 89 % der Realschüler in der Region bleiben (in Ostfildern-Nellingen sind es 87 % der Realschüler und 52 % der Gymnasiasten), vgl. Abschnitt 3.4.4.1.

schäft gehe. Also, mir selber ist es nie aufgefallen. Aber wenn ich dann zu Hause angerufen habe, hieß es: ‚Du kannst auch Schwäbisch mit mir schwätze.‘ Und jetzt habe ich eine Arbeitskollegin gehabt, die auch aus Neckarwestheim ist, die jetzt leider geht. Und meine andere Kollegin, die Türkin ist und daneben stand: ‚Ich habe euch nicht verstanden.‘ Bei meinem Onkel ist es ganz extrem, der kann in einem Satz Hochdeutsch sprechen – der kann es aber richtig – und Schwäbisch schwätzen.“²⁷⁴

Es ist anzunehmen, dass mit dem nicht eindeutig zu verortenden Dialekt eine gewisse sprachliche Toleranz und Flexibilität einhergeht. Dennoch gibt es auch in Lauffen eine Form der sozialen Abgrenzung durch Sprache, die sich aber nicht auf die fränkischen Nachbarn bezieht, sondern auf das etwas weiter entfernte Baden. Wie in Stimpfach werden auch hier alte Animositäten vor allem bei Sportveranstaltungen (wie zum Beispiel Fußball- und Eishockeyspielen) ausgetragen. Sportvereine können somit ebenfalls als Akteure der subjektiven Dialektraumbildung benannt werden. Als Medien symbolischer Ortsloyalität, unterstützen und beleben sie zudem dialektale Identitäten.

4.6 Begriff der Ortsloyalität

Dass das Verhältnis zur Dialektregion einen Einfluss auf die Wahrnehmung und Einstellung zum eigenen Dialekt hat, ist bereits mehrfach angeklungen. Die Diskussion soll an dieser Stelle noch einmal vertieft werden, da viele Faktoren, die zu einer positiven Einstellung gegenüber dem Wohnort führen, auch für eine positive Einstellung gegenüber dem Dialekt verantwortlich sind.

Die Hypothese, die dem hier verwendeten Begriff der Ortsloyalität zugrunde liegt, ist die vom Ort als einem geschlossenen sprachlichen und sozialen Handlungsraum.²⁷⁵ Er geht zurück auf Klaus Mattheier, der als Gegenbegriff zur Ortsloyalität die Urbanität anführt, was allerdings nur im Kontext seiner Theorie vom Dorf als „Ort der geschlossenen Gemeinschaft“ und der Stadt als „Ort der offenen Gesellschaft“ verständlich wird.²⁷⁶

274 Interview mit Tanja Eicholz (34) Versicherungskauffrau und Jutta Metzger (30), zahnmedizinische Fachangestellte, 24.5.2011, Lauffen, es spricht Jutta Metzger (00:21:05–5).

275 Werner Besch/Klaus Mattheier: Ortssprachenforschung. Einleitende Überlegungen. In: Dies. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985, S. 9–23, S. 16.

276 Mattheier geht davon aus, dass die sozialen Beziehungen in einer städtischen Gesellschaft weniger verbindlich sind und dass hier weniger gemeinschaftliche Interessen verfolgt werden als in dörflichen Strukturen. Vgl.: Klaus Mattheier: Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen

Der Soziologe Heiner Treinen untergliedert die Ortsloyalität in eine symbolische Ortsbezogenheit (in Bezug auf die Loyalität zum Ortsnamen) und eine emotionale Ortsbezogenheit, für die ein von ihm bezeichneter „örtlicher Verkehrskreis“²⁷⁷ erforderlich ist. Dieser wiederum wird von den Faktoren Wohndauer, Schulbildung, Herkunft, Wohnort der Verkehrskreis-Angehörigen, regionalem Wissen und Mitgliedschaft in lokal agierenden Vereinen beeinflusst. Treinen stellt einen engen Zusammenhang zwischen sozialer Eingebundenheit und Ortsloyalität fest:

„Personen mit Freunden und Bekannten geben eher an, im Befragungsort gerne zu leben [...] als Personen ohne einen örtlichen Verkehrskreis.“²⁷⁸

Nach einer weiteren Hypothese Treinens hat die Schulbildung Einfluss auf den örtlichen Verkehrskreis. Sie resultiert vermutlich daraus, dass man in den 1960er-Jahren für eine höhere Schulbildung meist den Ort verlassen musste. Treinen findet die Hypothese in seinen Ergebnissen bestätigt, ist allerdings erstaunt darüber, dass Angehörige prestigeträchtiger Berufsgruppen öfter angaben, sehr gerne im Ort zu leben, als Angehörige von Berufsgruppen mit niedrigerem Prestige.²⁷⁹ Dieses Ergebnis widerspricht der Hypothese des schwächenden Faktors „höhere Schulbildung“, da Angehörige prestigeträchtiger Berufsgruppen meistens über eine solche verfügen. Auch in der Auswertung der Schülervfrage zeigt sich, dass die befragten Gymnasiasten insgesamt eine höhere Dialektalität aufweisen als die befragten Realschüler (vgl. Abschnitt 3.4.4.3). Es konnte damit kein Zusammenhang zwischen geringer Bildung und stärkerem Dialektgebrauch nachgewiesen werden.

Heiner Treinen sieht im Dialekt weiterführend ein Symbol für die Bestätigung des vorherrschenden Wert- und Sozialgefüges – seine Nichtverwendung interpretiert er daher auch als Ablehnung dieses Gefüges. Er geht von einem engen Zusammenhang von Ortsloyalität und Dialektalität aus.²⁸⁰ Auch für Mattheier steht fest, dass sich die Ortsloyalität auf das sprach-

Sprachgemeinschaften. In: Werner Besch/Klaus Mattheier (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985, S. 139–157. Diese Theorie wird jedoch in dem Moment hinfällig, in dem man auf die Gliederung einer Stadt in Stadtviertel und Straßen und damit verbundene Vergemeinschaftungsprozesse hinweist.

277 Vgl. Heiner Treinen: Symbolische Ortsbezogenheit: Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem (Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München 1962/Sonderdruck des Westdeutschen Verlags). Köln 1965, S. 28.

278 Ebd. S. 32.

279 Vgl. Heiner Treinen: Symbolische Ortsbezogenheit. In: Peter Atterslander/Bernd Hamm (Hg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Gütersloh 1974, S. 234–259, S. 252.

280 Auch in anderen linguistischen Untersuchungen spielt die soziale Netzwerkforschung eine Rolle, so

liche Verhalten auswirken muss, da sie Ausdruck einer regionalen Identität sei. Es erscheint ihm selbstverständlich, dass jemand, der sich einem Ort und den dort lebenden Menschen verbunden fühlt, auch die in diesem Ort verbreiteten Verhaltensweisen (zum Beispiel den örtlichen Dialekt) schätzt und praktiziert.

Dies kann durch die im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgeführte quantitative Untersuchung nicht bestätigt werden – im Gegenteil: Die Ergebnisse belegen, dass kein Zusammenhang zwischen Orts- und Dialektloyalität besteht. Auch Petra Leunenberger sagt, dass eben dieser naheliegende Schluss nicht zulässig ist. Bei ihrer in Basel mit 33 Dialektsprechern durchgeführten Studie weisen Befragte mit einer hohen Ortsloyalität lediglich ein etwas geringeres Maß an Sprachvariation auf, aber kein höheres Maß an Dialektalität:

„Zwischen der Ortsloyalität und dem Sprachvariationsverhalten besteht ein Zusammenhang dahingehend, dass stark ortstloyale Personen bei weniger Sprachmerkmalen variieren als schwach ortstloyale.“²⁸¹

Ausgehend von den Theorien Treinens und Mattheiers zur starken Bedeutung des örtlichen Verkehrskreises konnte Leunenberger zum einen die Wechselbeziehung zwischen der Mitgliedschaft in lokalen Vereinen und den Bewohnern bestätigen – wer Freunde und Bekannte in einem Wohnort hat, beurteilt sein Verhältnis zu diesem als positiv. Zum anderen stärken politische Partizipation, Zufriedenheit mit der Wohnsituation, lokale Mediennutzung und ein lokaler Aktionsradius im Allgemeinen die Ortsloyalität. Darüber hinaus ist ein positives Verhältnis zum momentanen Wohnort Ursache für und Folge von Immobilität bzw. geringer Mobilität.²⁸²

zum Beispiel bei William Labov, vgl. William Labov: *The Linguistic Consequences of Being a Lame*. In: *Language in Society* 2/1973, S. 81–115 und auch bei John Gumperz, vgl. John J. Gumperz/Dell Hymes (Hg.): *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*. New York 1972, sowie in John J. Gumperz: *Sprache, lokale Kultur und soziale Identität. Theoretische Beiträge und Fallstudien*. Düsseldorf 1975. In dieser berühmten Sprachethnografie des norwegischen Ortes Hemnesberget, begegnet Gumperz hier einer situativ bzw. sozial klar gesteuerten Nutzung der zwei Varietäten *Ranamål* (Dialekt) und *Bokmål* (Standardsprache).

281 Petra Leunenberger: *Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor. Eine empirische Untersuchung* (= *Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur*, 74). Tübingen/Basel 1999, S. 198.

282 Petra Leunenberger: *Ortsloyalität und Variationsverhalten*. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): *Vom Umgang mit sprachlicher Variation: Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag* (= *Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur*, 80). Tübingen 2000, S.159–172, S. 165.

Leunenberger konstatiert schließlich, dass das Phänomen Ortsloyalität in Bezug auf seinen Einfluss auf Dialekte entweder überschätzt werde oder man geeignetere Methoden finden müsse, um die Ortsloyalität genauer analysieren bzw. operationalisieren zu können.

Auch in späteren Arbeiten wurde immer wieder versucht, einen Zusammenhang von Ortsloyalität und Sprachverhalten nachzuweisen. Christiane Steiner widmete sich in ihrer Dissertation „Sprachvariation in Mainz: Quantitative und qualitative Analysen“, der „Umzugswilligkeit“, um die Ortsloyalität besser zu fassen.²⁸³ Auch Evelyn Ziegler widmete ihre Arbeit zu großen Teilen der Beschreibung des Zusammenhangs von Sprachwissen und Sprachgebrauch. Sie bezeichnet den Ortsdialekt als Symbol für eine gemeinsame Kultur und sieht eine seiner Hauptfunktionen in der sozialen Abgrenzung zu Einwohnern benachbarter Ortschaften oder anderen, meist sozial übergeordneten Standardsprechern.²⁸⁴

Wie in allen sozialen Bereichen, ist also auch in Bezug auf eine dialektale Identität ein Fremder nötig, um die eigene Sprache und Individualität zu erkennen oder gegebenenfalls erst zu etablieren. Inwiefern diese Prozesse an Prozesse der Selbstwahrnehmung und Identitätsbildung geknüpft sind, inwiefern also ein Identitätsbildungsprozess regional und sprachlich bedingt ist, ist Gegenstand von Kapitel 6 (Dialekt und kulturelle Identität).

4.7 Fazit zu subjektiven Faktoren der Dialekt[raum]entwicklung

Alle Räume werden subjektiv und relativ wahrgenommen. Diese Wahrnehmung wird durch vorherrschende Selbst- und Fremdbilder stark beeinflusst. Der Dialekt dient dabei dort als Marker für regionale Grenzen, wo auch traditionell (politisch oder kulturell) Unterschiede zu finden sind. Falls es keine vorgeformten Grenzen dieser Art gibt, verschwimmen auch die sprachlichen Grenzen oder werden nicht mehr als trennend wahrgenommen (Allgäu). Der Status oder das Selbstbewusstsein einer Region hat also auch Einfluss auf die Wahrnehmung von Dialekträumen. In Lauffen fühlt man sich dem Unterland zugehörig, einer Region, die sich weniger sprachlich, als vielmehr durch ihre Funktion als Weinanbaugebiet charakterisiert und sich zudem über den Unterschied zum Oberland (zwischen Donau und Bodensee gelegen) definiert. Der Dialekt wird in Lauffen dagegen nicht als sozial trennend empfunden, und Unterschiede zu Nachbargemeinden können nur vage beschrie-

283 Vgl. Christiane Steiner: Sprachvariation in Mainz: Quantitative und qualitative Analysen (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 19). Stuttgart 1994.

284 Evelyn Ziegler: Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen: Eine Familienfallstudie (= Variolingua, 2). Frankfurt am Main 1996, S. 151.

ben werden. Hier müssen relativ große subjektive Dialektgebiete, wie Franken, die Alb und Stuttgart zur Beschreibung und Eingrenzung des eigenen Dialekts herangezogen werden. Ähnlich verhält es sich in Neuhausen, wo sich die jüngere Generation großräumig zur Region Alb und nach Stuttgart hin abgrenzt. In Stimpfach dagegen sind die subjektiven Dialektgrenzen in beiden Generationen sehr kleinräumig. Zwar handelt es sich auch hier um große Dialekträume (Hohenlohe, Ostalb), aber durch die Lage Stimpfachs zwischen diesen beiden Gebieten ist die als eigen empfundene Dialektregion sehr kleinräumig. Zudem erfolgt eine weitere Begrenzung durch das östlich gelegene Bayern, das ebenfalls als fremddialektal wahrgenommen wird.

Auffällig ist, dass dort, wo die territorialen Dialekträume relativ groß erscheinen, andere soziale Dimensionen des Dialekts eine stärkere Rolle spielen. So wird in Neuhausen häufiger auf die sozialen oder generationellen Unterschiede im Dialektgebrauch sowie darauf verwiesen, dass Menschen, die in der Landwirtschaft arbeiteten, einen stärkeren Dialekt sprächen als andere. In Lauffen spielen dagegen die generationellen Unterschiede eine geringere Rolle. Dafür werden dort oft Situationen geschildert, in denen der Sprachgebrauch variiert wird. Es lässt sich also eine Tendenz erkennen, dass der Dialekt in Lauffen, wo er in einer unterstützenden Funktion der regionalen Abgrenzung nicht mehr relevant ist, zunehmend andere Aufgaben, wie die der Definition von Situationen als „offiziell“ oder „privat“ erfüllt. In Neuhausen, wo der Dialekt seine Funktion als regionaler Marker ebenfalls weitgehend verloren hat, dient eher eine standardnähere Aussprache dazu, sich von der älteren Generation und von Personen mit landwirtschaftlichem Hintergrund abzugrenzen.

Ein Ortsdialekt wird von seinen Sprechern also nur solange als positiv bewertet und auch gesprochen, wie sie sich selbst als Mitglieder des „*Local Teams*“²⁸⁵ fühlen. Die Wahrnehmung von territorialen Dialektgrenzen trägt dabei zur Bildung stabiler Dialekträume bei. Dort, wo kaum Grenzen existieren, kann der Dialekt durch die Übernahme anderer sozialer Funktionen weiter existieren. Lediglich in Gegenden, wo die territoriale Abgrenzung an sozialer Bedeutung verliert und keine Ersatzfunktion gefunden wird, kommt es voraussichtlich zum Dialektabbau.

285 Vgl. Jan-Peter Blom/John J. Gumperz: Social meaning in linguistic structure: Code-switching in Norway. In: John J. Gumperz/Dell Hymes (Hg.): Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. New York 1972, S. 407–434.

Kapitel 5

Institutionalisierungsprozesse von Sprache

5.1 Überblick

Es soll im Folgenden nicht darum gehen, die eher politischen als linguistischen Diskussionen um die Existenz einer deutschen Standardsprache zu vertiefen,²⁸⁶ sondern darum, zu zeigen, dass Sprache sich permanent weiterentwickelt und dass sich die sogenannte deutsche Standardsprache erst Ende des 19. Jahrhunderts etabliert hat.

Um den Prozess der Institutionalisierung der deutschen Standardsprache (Abschnitt 5.3) zu verdeutlichen, ist es hilfreich, zunächst einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Standardsprache zu werfen (Abschnitt 5.2). Eine Übersicht über Parallelen und Differenzen der standarddeutschen und der regionalen Varietäten erleichtert eine Definition (Abschnitt 5.4) und leitet zu den Faktoren sprachlichen Wandels über (Abschnitt 5.5). Die Bedeutung von Spracheinstellungen, die in den vorangehenden Kapiteln bereits angesprochen wurde, wird wegen ihrer hohen Relevanz für diese Arbeit auch hier beleuchtet (5.6). Zum Abschluss werden sprachliche Institutionalisierungsprozesse und Sprachwandel nachvollziehbar und hinsichtlich ihrer kulturellen Implikationen dargestellt (5.7).

5.2 Institutionalisierung der Standardsprache via Schriftlichkeit und Medialität

Seit es 1903 unter Kaiser Wilhelm II. zur Einführung einer verbindlichen Rechtschreibung nach Konrad Duden kam, verfügt die deutsche Sprachgemeinschaft über ein kodifiziertes System namens Standardsprache, umgangssprachlich meist „Hochdeutsch“ genannt. Zwar gab es bereits im 18. Jahrhundert eine sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Dialekt,²⁸⁷ doch erst mit besagter Einführung existiert ein kodifiziertes und damit konkret definiertes Sprachsystem und somit erstmals auch die entsprechend zu definierenden Substandards. Diese Kodifizierung ist der Endpunkt einer langen Entwicklung, deren Anfänge und initialisierende Debatten bereits in der Aufklärung zu suchen sind.

Die Standardsprache gilt heute noch immer primär als geschriebene Varietät („Schriftdeutsch“) und wird vor allem in institutionellen und offiziellen Kommunikationssituatio-

286 Die unterschiedlichen wissenschaftlichen Positionen hierzu (beispielsweise von Werner König und Roland Kehrein) werden im Verlaufe der vorliegenden Arbeit noch aufgegriffen.

287 Vor allem in Form von sogenannten *Idiotica*, also Dialektwörterbüchern.

nen gebraucht, die dialektale Sprachgrenzen überwinden sollen.²⁸⁸ In gesprochener Form findet man sie insbesondere bei Nachrichtensprechern überregionaler Rundfunk- und Fernsehanstalten sowie bei ausgebildeten Schauspielern, die sich an der sogenannten Orthoepie orientieren, einer einmal gesetzten Aussprachenorm, die auf das Werk „Deutsche Bühnenaussprache“ des Germanisten Theodor Siebs zurückzuführen ist. Dieses entstand 1898 während einer Tagung von Theaterintendanten und Hochschullehrern, der sogenannten Siebskommission. 1901 lieferte die Siebskommission mit einer Orthografiekonferenz auch die Vorlage für die siebte Auflage von Konrad Duden's „Vollständigem Wörterbuch der Deutschen Sprache“. Es war ab 1907 bis zur 2005 vorgenommenen Rechtschreibreform in allen deutschen Schulen verbindlich.²⁸⁹

Bei der Standardaussprache des Deutschen handelt es sich um ein vorrangig niederdeutsch geprägtes Lautsystem. Dies geht darauf zurück, dass Preußen Ende des 19. Jahrhunderts eine wichtige Stellung im deutschen Bund einnahm und sich die orthografischen Unterschiede der schriftdeutschen Varietät am besten durch die lautlichen Unterschiede des Niederdeutschen wiedergegeben lassen.²⁹⁰ Wenn man diese Entstehungsgeschichte betrachtet, besteht die deutsche Standardsprache also hauptsächlich aus einem ostmitteldeutschen Schriftdeutsch und seiner vorrangig niederdeutschen Aussprache.²⁹¹

Die Entwicklung der deutschen Standardsprache begann um etwa 1500 aus unterschiedlichen deutschen Schriftdialekten heraus, wobei zu erwähnen ist, dass bereits die mittelhochdeutsche Schriftsprache Mitte des 12. Jahrhunderts supradialektal war.²⁹² Besonderen Einfluss auf die Entwicklung der Standardsprache wird dem Ostmitteldeutschen bzw. der Meißnischen Kanzleisprache zugeschrieben, da sie durch die Bibelübersetzung Martin Luthers von 1534 und den neu entwickelten Buchdruck²⁹³ eine weite Verbreitung erfahren

288 Helmut Spiekermann: Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards (Linguistische Arbeiten, 526). Tübingen 2008, S. 25.

289 Ulrich Ammon: Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Ludwig M. Eichinger/-Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin 2005, S. 28–40.

290 Eberhard Stock: Die Standardaussprache des Deutschen. In: Gerhard Helbig/Lutz Götz/Gert Henrici/-Hans-Jürgen Krumm (Hg.): Deutsch als Fremdsprache (= HSK, 19.1). Berlin/New York 2001, S. 162–174.

291 Für eine ausführlichere Beschreibung dieser jahrhundertelangen Entwicklung, vgl. Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd I. Einführung; Grundbegriffe; Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Berlin/New York 1991.

292 Anette Huesmann: Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen (= Reihe Germanistische Linguistik, 199). Tübingen 1998.

293 Die Erfindung der Druckerpresse mit beweglichen Metalllettern durch Johannes Gutenberg 1450 hatte den Buchdruck revolutioniert und ermöglichte erstmals die schnelle und erschwingliche Vervielfältigung

hatte. Doch diese Entwicklung geht weit langsamer vor sich, als man das heute erwarten würde: Noch 1520 werden 90 % aller Bücher in lateinischer Sprache gedruckt und 50 Jahre später sind es immer noch 70 %. Erst um 1680 gibt es etwa gleich viele Druckereien, die in deutscher Sprache drucken.²⁹⁴ Vor allem im protestantischen Norden, also im niederdeutschen Sprachraum, wurde so nicht nur das Lateinische sondern auch die „Hansensprache“ (eine niederdeutsche Schreibsprache aus Lübeck) nach und nach von der neuen mitteldeutschen Schreibsprache abgelöst.²⁹⁵ Von einer einheitlichen Orthografie war man allerdings weit entfernt, da viele Verlage und Druckereien noch lange an ihren eigenen Hausorthografien festhielten.²⁹⁶

Das neue deutsche Testament stellte für den niederdeutschen Sprecher eine viel größere sprachliche Herausforderung dar als für die Sprecher aus dem mittel- und oberdeutschen Raum. Durch die fremde mitteldeutsche Schriftsprache entstand im norddeutschen Raum somit bereits im 16. Jahrhundert eine Diglossie-Situation. Das heißt in der Kirche, in der Schule und bei offiziellen Anlässen wurde eine Vorform heutigen Standarddeutchs gesprochen und im privaten Bereich weiterhin Niederdeutsch. Diese Entwicklung entspricht der Entwicklung der Standardsprachen in anderen europäischen Ländern, wo die standardnahe Varietät zunächst auch immer diaphasisch begrenzt war, zum Beispiel auf die höfische Korrespondenz, auf die Literatur und ihre Leserschaft oder auf die Verwaltung (hier sei insbesondere auf das Italienische und Französische verwiesen). Als Statusform breitete sich die Standardsprache dann immer mehr aus.

Im katholischen Süden und in der Schweiz hatte es das geschriebene Deutsch Luthers zunächst schwerer, obwohl hier nur ein paar Wörter nötig waren, um die sprachliche Distanz zwischen dem Mittel- und Oberdeutschen zu überwinden.²⁹⁷ Es entstand keine mündliche Diglossie-Situation wie im niederdeutschen Raum, womit sich noch heute die sehr unterschiedlichen Sprachlandschaften in Nord- und Süddeutschland erklären lassen.

von Büchern.

294 Vgl. Werner König: dtv-Atlas Deutsche Sprache. München 1994 (1978), S. 99. Spiekermann 2008, S. 9.

295 Der Erfolg der „neuen“ deutschen Schriftsprache wurde auch durch den Niedergang der Hanse im 15. und 16. Jahrhundert begünstigt.

296 Spiekermann 2008, S. 9–12.

297 Der Basler Buchdrucker Adam Petri lieferte 1523 bei seinen Drucken der Lutherbibel ein siebenseitiges Glossar mit, bei dem mitteldeutsche Begriffe wie zum Beispiel „Getreide“ oder „Splitter“ mit den oberdeutschen Synonymen „frucht/korn“ und „spreiß“ übersetzt wurden (vgl. das Petri-Glossar in elektronischer Form unter http://www.e-rara.ch/bau_1/content/pageview/243320, [18.05.2012]). Vgl. Heinrich Löffler: Dialekt und regionale Identität. Neue Aufgaben für die Dialektforschung. In: Peter Ernst/Franz Patocka (Hg): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien 1998, S. 71–87.

Durch den 30-jährigen-Krieg (1618–1648), der zur Zersplitterung des deutschen Kaiserreiches führte, wurde die standardsprachliche Entwicklung in Deutschland unterbrochen. Damit erfuhren auch die regionalen Dialekte eine erste Renaissance.²⁹⁸ Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zur Zeit der Aufklärung, schlossen sich auch süddeutsche Territorien der mitteldeutschen Schriftsprache an, nachdem sie die alte oberdeutsche Sprachtradition zu Gunsten der Gottschedschen Leitlinien aufgegeben hatten.²⁹⁹

Die Aufklärung führte allerorten zu einem Rationalisierungs- und Verwaltungsschub, der durch Gerichte, Kirchengemeinden, Steuergesetze, Amtmänner und Repräsentanten der Grundherrschaft, Landes- und Gerichtsverwaltungen bis in kleinste dörfliche Gemeinden vordrang und erstmals eine standardsprachliche Verkehrssprache tatsächlich nötig machte.³⁰⁰ Manche Historiker sprechen sogar von einem neuen „bürokratischen Absolutismus“ und von der einsetzenden Alphabetisierung als Disziplinierung des Volkes.³⁰¹ Zudem entwickelte sich in der Aufklärung ein neues deutsches Sprachbewusstsein: Das Bildungsbürgertum übernahm die Vorstellungen römischer Dichter und Denker, die die Regionalsprachen als „barbarisch“³⁰² bezeichnet, und hier Verstöße gegen rhetorische Sprachideale wie *perspicuitas* (Deutlichkeit), *latinitas* (Sprachrichtigkeit) und *aptum* (Angemessenheit) erkannt hatten.

Allen Denkern voran stand Johann Christoph Gottsched, der dem Dialekt sogar eine eigene Grammatik absprach. Er konstruierte eine neue deutsche Normsprache, die der Sprache in Luthers Bibelübersetzung sehr ähnlich war, also dem ostmitteldeutschen Sächsisch.³⁰³ Seine Normsprache konnte sich zwar nicht durchsetzen, ist aber u.a. dafür verantwortlich, dass noch heute Nomen im Deutschen einen Versal als Initial haben.³⁰⁴ Der aufgeklärte

298 Stephan Elspaß: Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte „von unten“. In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Mannheim 2004, S. 61–99.

299 Siehe dazu die Ausführungen auf den folgenden Seiten.

300 Vgl. Wolfgang Schmale: Der Januskopf der Alphabetisierung: Kursachsen in der Neuzeit. In: Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs (Hg.): Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der Frühen Neuzeit. Tübingen 1999, S. 349–366, S. 358. Schmale bezieht sich hier am Beispiel der Stadt Frohburg auf staatliche und kirchliche Strukturen in Sachsen.

301 Ebd., S. 365.

302 Das Adjektiv wird von Griechisch βάρβαρος (bárbaros) abgeleitet und bezeichnet die „die bar bar sagen“ – also unverständlich sprechen.

303 Vgl. Johann Christoph Gottsched: Grundlegung einer deutschen Sprachkunst: nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst. Leipzig 1748, <http://digital.slub-dresden.de/werkansicht/df/17238/1/cache.off>, [6.5.2011].

304 Hugo Moser: Sprache – Freiheit oder Lenkung? Zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege. Rede anlässlich der feierlichen Verleihung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 19.4.1964 (= Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des

Bürger orientierte sich derweil, in einer der vielen aufkeimenden Sprachgesellschaften, an der Literatursprache der Weimarer Klassik, an den Werken von Goethe, Lessing und Schiller – obwohl eine einheitliche Normschreibung auch hier noch immer nicht als notwendig erachtet wurde. Daneben behielt auch die aristokratische und an der *academie francaise* orientierte Haltung der Grammatiker noch einen gewissen Einfluss.³⁰⁵ Gleichzeitig gab es in Zeiten der Aufklärung Dichter, die den Dialekt positiv als kreative Ressource und als kräftige Natursprache sahen (so zum Beispiel Friedrich von Hagedorn). Einige Philosophen, wie etwa Gottfried Wilhelm Leibniz und Johann Gottfried Herder, waren grundsätzlich gegen eine sprachliche Normierung. Für Herder war die Sprache Werkzeug, Inhalt und Form des Denkens. In seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ legte er bereits 1772 die Grundidee zur modernen Soziolinguistik, wenn er schreibt:

„So wenig als es zwei Menschen ganz von einerlei Gestalt und Gesichtszügen, so wenig kann es zwei Sprachen, auch nur der Aussprache nach, im Munde zweier Menschen geben, die doch nur *eine* Sprache wäre.“³⁰⁶

Ihm ging es damals primär darum, die bis dato „gottgegebene Sprache“ als Produkt menschlicher Vernunft und als Produkt unterschiedlicher Gemeinschafts- und Gesellschaftsformen darzustellen – also einen humanistischen Ansatz zu vertreten.

An diesen divergierenden Einstellungen zum Dialekt hat sich bis heute nicht viel geändert. Wie die Ergebnisse der im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgeführten Schülerrumfrage und der Interviews zeigen, findet sich die antike Sicht auf den Dialekt als Bauernsprache auch heute noch überall.

Auf die Frage hin, welchen Dialekt sie spreche, antwortete eine Gewährsperson in Obersiefeld (Kreis Heilbronn) „schwäbisch-bäuerlich“ und in Gaildorf (Kreis Schwäbisch-Hall) „ländliches Schwäbisch“. Es ist also noch heute häufig eine eindeutige Konnotation des Dialekts mit einem landwirtschaftlichen Kontext vorhanden.

Stils, 25). Mannheim 1967, S. 27.

305 Noch heute stammen viele Gallizismen im Deutschen aus dieser Zeit. Nach den eher sprachhistorischen und etymologischen Fragestellungen des Sprachwissenschaftlers Franz Bopp und der Junggrammatiker im 19. Jahrhundert, die sich in ihren Methoden an Darwins Evolutionstheorie anlehnen, folgt Anfang des 20. Jahrhunderts eine Hinwendung zu einer systematisierenden Linguistik, die erneut auch den Zusammenhang von Denken und Sprechen fokussiert.

306 Johann Gottfried Herder: Sprachphilosophie: Ausgewählte Schriften (hrsg. von Erich Heintel). (= Philosophische Bibliothek, 574). Hamburg 2005, S. 75.

Auch die romantische Perspektive auf den Dialekt als ursprünglich, wild und schöpferisch herrscht in der Wahrnehmung der Befragten weiterhin vor, wie dieses Beispiel aus Lauffen am Neckar verdeutlicht:

„Ja, und ich finde es eigentlich schön, weil wir haben so viele Wörter und auch viele französische Wörter hier im Süddeutschen – ich find’ das farbig. Zum Beispiel sagt man ja, das ist mir ‚kommod‘ oder ‚unkommod‘.“³⁰⁷

Das sich hier zudem andeutende Gefühl, man könne mit dem Dialekt vieles besser und authentischer darstellen, ist weit verbreitet (siehe dazu auch Abschnitt 3.2.5).

Obwohl sich die unterschiedlichen Einstellungen zum Dialekt seit der Aufklärung nicht geändert haben, ist die sprachliche Umwelt heute eine andere als damals. Zwar konnte sich Gottsched mit seiner Normsprache letztlich nicht durchsetzen, dafür hat ein anderer Germanist, Johann Christoph Adelung (1732–1806), hier Grundlagen geschaffen. Adelung hat Ende des 18. Jahrhunderts die deutsche Sprache in seinem fünfbandigen *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (1786) erstmals komplett erfasst und ein richtungsweisendes Werk zum Sprachgebrauch in preußischen Schulen verfasst,³⁰⁸ das sich sehr an der Meißnischen Kanzleisprache Luthers orientierte.

Kurze Zeit später widmete sich Wilhelm von Humboldt dem Zusammenhang von Denken und Sprechen. Er beschrieb die Sprache als eine Art Mittler zwischen Individuum und Gesellschaft und attestierte ihr einen großen Einfluss auf das Denken und auf das persönliche Weltbild. Für Humboldt war die Sprache der „Spiegel des Denkens“.³⁰⁹ Er kann somit als Begründer der sprachlichen Relativität gelten, die heute als Theorieschule vor allem mit dem Namen Benjamin Lee Whorf verknüpft ist.

Diese Perspektive setzt sich fort im Kulturrelativismus des Franz Boas, der diesen Ende des 19. Jahrhunderts in die USA „exportiert“.³¹⁰ Für Boas ist Sprache als ethnologischer Untersuchungsgegenstand insofern interessant, als sich unbewusste kulturelle Praktiken

307 Interview Lothar (73) und Brigitte (71) Feinschmid, 24.5.2011, Lauffen am Neckar, das Zitat stammt von Brigitte Feinschmid (01:25:14–8).

308 Vgl. Johann Christoph Adelung: *Deutsche Sprachlehre: Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preußischen Landen*. Berlin 1781. (Ab 1717 herrschte in Preußen Schulpflicht.)

309 Wilhelm von Humboldt: *Ueber den Nationalcharakter der Sprachen* [Bruchstück, wahrscheinlich 1822]. In: Ders.: *Werke in fünf Bänden* (hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel), Bd. 3: *Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt 2010, S. 64–81, S. 77.

310 Der deutschjüdische Forscher emigrierte 1886 in die USA.

und Vorstellungsweisen in ihr ausdrücken. Er benutzt die Sprache als Fußabdruck, als Fährte, an der er kulturelle Charakteristika abliest. Sein Schüler Edward Sapir gilt als Begründer der modernen amerikanischen Sprachwissenschaft. Auch er vertritt das Relativitätsprinzip, also die These, dass die Sprache die Art und Weise des Denkens beeinflusst, und sucht Verbindungen zwischen Sprachwissenschaft und Anthropologie. An dieser Stelle schließt sich der Kreis zur modernen Sprachforschung, da sich die amerikanischen Linguisten in den 1960er-Jahren (Hymes, Labov, Fishman) bei ihren Kollegen aus der Anthropologie methodisch bedienten.

Es zeichnet sich deutlich ab, dass mit der Kodifizierung der Standardsprache durch Orthografie und Orthoepie auch die Germanistik und die Dialektologie einen erneuten Wachstumsschub erfahren haben und dass die Wissenschaft hier im Zeichen der zeitgenössischen politischen Entwicklungen stand. Letztere waren geprägt von Bemühungen um Sprachvereinheitlichung und nationalistischen Bestrebungen hinsichtlich der Entwicklung einer „deutschen Kulturnation“ und äußerten sich etwa in staatlichen Massenalphabetisierungsprogrammen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bis 1850 konnten nur 30–40 % der Deutschen lesen und schreiben, bis 1900 waren es bereits 90 %.³¹¹ Der neu errichtete deutsche Staat benötigte flexible und gut ausgebildete Arbeitskräfte, die miteinander kommunizieren und sozial interagieren konnten, egal aus welcher Region sie stammten. Das heißt neben der Sprache war auch eine Art Einheitskultur nötig, die ebenso wie die Standardsprache durch das staatliche Bildungssystem gewährleistet wurde:

„Der Nationalismus ist seinem Wesen nach die allgemeine Durchsetzung einer Hochkultur einer Gesellschaft [...]. Er bedeutet die generalisierte Ausbreitung eines durch das Schulwesen vermittelten und durch Akademien überwachten Idioms, das für die Erfordernisse einigermaßen präziser bürokratischer und technologischer Kommunikation kodifiziert wird.“³¹²

Theodor W. Adorno und Max Horkheimer kritisieren später die rationalen und nationalen Strömungen der Aufklärung in ihrem Werk „Dialektik der Aufklärung“. Sie hinterfragen den Wahrheits- und Absolutheitsanspruch des nationalistischen Positivismus und sehen

311 Stephan Elspaß: Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte „von unten“. In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Mannheim 2004, S. 61–99.

312 Ernest Gellner: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991, S. 89.

hinter der Vernunft das Räderwerk eines neuen kontrollierenden Staatsapparats, der mit Auslöser für den Nationalsozialismus war. Hier greift auch Max Webers Sinnspruch von der Entzauberung der Welt und dem damit einhergehenden Sinn- und Freiheitsverlust der Menschen.

Die Nationalsozialisten hatten ein ambivalentes Verhältnis zum Dialekt. Zum einen gewann er als Symbol für die Verbundenheit mit der Heimat wieder an Bedeutung,³¹³ zum anderen wurde er kritisiert, da er dem nationalen und expansionistischen Impetus widersprach. So hatte sich Hitler zwar „eine drastische Vereinfachung und Uniformierung der deutschen Sprache“ zum Ziel gesetzt, sprach aber oft selbst von „Buben, Dirndl und Bazis“.³¹⁴

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die deutsche Standardsprache bereits entwickelt hat, bevor es einen Nationalstaat gab. Neben ihrer systemlinguistischen Begründbarkeit verfügt sie über eine hohe kommunikative Effizienz und eine u.U. demokratisierende, weil regional ausgleichende Wirkung. Allerdings hat sie nach wie vor eine hohe Nationalsymbolik,³¹⁵ da sie erst durch den Staat kodifiziert wurde. Dazu gibt es auch heute noch Bildungsinstitutionen wie Schulen und auch Medien,³¹⁶ die die Einhaltung der sprachlichen Normen kontrollieren und reproduzieren.

Wie in Deutschland, haben auch Kommissionen in Österreich und in der Schweiz der kodifizierten Rechtschreibung zugestimmt. Eine ähnliche Entwicklung gab es also auch hier, obwohl sich die derzeitigen Gebrauchsstandards stark voneinander unterscheiden.³¹⁷ In der Schweiz entfällt zudem die Nationalsymbolik der Standardsprache gänzlich, hier steht vielmehr der schweizerdeutsche Dialekt für ein starkes Nationalbewusstsein. Hermann Bausin-

313 1936 und 1937 wurden im Auftrag des Reichsbundes der deutschen Beamten von Mitarbeitern des *Deutschen Sprachatlas* in Marburg (z.B. von Walther Mitzka) Sprachaufnahmen mittels Schallplatten im gesamten deutschen Reich für das „Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten“ angefertigt. Vgl. <http://staff-www.uni-marburg.de/~naeser/ld00.htm> [19.3.2012].

314 Vgl. Percy Ernst von Schramm: „Adolf Hitler – Anatomie eines Diktators“. In: *Der Spiegel*, 5/1964, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46162899.html> [19.3.2012]. Vgl. auch Christoph Sauer: NS-Sprachpolitik in der Besatzungssituation. In: Franz Januschek: *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis*. Opladen 1985, S. 271–306, S. 283/284.

315 Ulrich Ammon: Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin 2005, S. 28–40.

316 Klaus J. Mattheier: Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Ders./Edgar Radtke (Hg.): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt am Main 1997, S. 1–9.

317 Siehe dazu den folgenden Abschnitt 5.3 zur Institutionalisierung von Mündlichkeit.

ger sieht die Gründe dafür vor allem im dem Bestreben der „Schwyzertütschi Sprochbiwegig“ sich gegen Hitler-Deutschland abzugrenzen.³¹⁸

Die Dudenredaktion wird im gesamten deutschsprachigen Raum als Institution für die Wahrung der statuierten schriftlichen Norm wahrgenommen, wie sie in Schulen gelehrt wird – für die Norm der Aussprache (Orthoepie) hingegen gibt es keine staatlich eingerichteten Kontrollinstanzen.³¹⁹ Vereinzelt gibt es Stimmen, die behaupten, dass sich der Einfluss von standardsprachlichen audiovisuellen Medien wie Fernsehen oder Radio als schwächend auf den Dialekt auswirken könnte.³²⁰ Diese Annahme konnte bisher allerdings nicht belegt werden, im Gegenteil: Wie Petra Leuenberger gezeigt hat, unterstützt die Nutzung lokaler Medien sogar die ortsbezogene Kommunikation, und durch den Ausbau der schriftsprachlichen Kommunikation (E-Mails, Chat, SMS) finden sich dialektale Formen immer öfter auch im geschriebenen Deutsch.³²¹ Dieses Phänomen der Hybridisierung schrift- und sprechsprachlicher Formen wird in der Medienwissenschaft als „sekundäre Oralität“ beschrieben. Es handelt sich also um eine schriftliche Form der Kommunikation, der aber eine mündliche Konzeption zu Grunde liegt. Auch in den im Rahmen dieser Arbeit geführten Interviews mit der jüngeren Sprechergeneration wurden eben diese Hybridformen teilweise von den Interviewten selbst thematisiert:

Franziska Wolf: „Unsere Cousine die schwätzt auch noch grottenbreit. Die schreibt sogar SMS grottenbreit: ‚he was dreibsch?‘ oder so ‚was duaschd?‘.“

Interviewer: „Aber sie könnte ja auch normal schreiben, wenn sie wollte?“

F. W.: „[lacht] Ja – aber das merkt man voll, dass ihr das Hochdeutsch schreiben schwer fällt und deswegen, wenn es schnell gehen muss, immer Schwäbisch.“³²²

318 Vgl. Hermann Bausinger: Über die Reichweite von Mundarten. In: Ders. et al.: Redeweisen – Aspekte gesprochener Sprache. Festgabe für Arno Ruoff (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 5). Tübingen 1990, S. 175–190, S. 187/188.

319 Moser 1967, S. 25.

320 Michael Werner: Varietäten des Deutschen – Regional- und Umgangssprachen. Bericht von der 32. Jahrestagung des IDS Mannheim. In: Sprachreport 2/96, S. 13–14.

321 Peter Koch/Wulf Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36/1985, S. 15–43.

322 Interviewausschnitt von einem Gespräch mit Franziska Wolf, 29, Erzieherin in Neuhausen (verheiratet mit einem Landwirt aus Neuhausen) und ihrer Schwester Antonia Wolf (21), 15.9.2010, Neuhausen auf den Fildern (01:04:29–7).

In einer von der Verfasserin der vorliegenden Arbeit mit durchgeführten Studie zu sprachlicher Wahrnehmung und sprachlichem Verhalten³²³ konnte gezeigt werden, dass Menschen mit einem intensiven Nutzungsverhalten von neuen Medien (Chat/SMS/E-Mail) mündliche Formen eher in der Schriftsprache akzeptieren als Menschen mit einem zurückhaltenderen Mediennutzungsverhalten.³²⁴ Ulrich Schmitz formuliert es folgendermaßen:

„Moderne Medien beschleunigen Sprachwandel, vermischen herkömmliche Textsorten und Sprachvarietäten, integrieren Sprache immer mehr in nonverbale (vor allem visuelle) Kommunikationsformen und neigen zu Fragmentierung, Kurzlebigkeit und Adhoc-Verkehr. [...] Organisierte Kleinteiligkeit sowie Co-devielfalt einschließlich *Codeswitching* und *Codemixing* sind die hervorstechenden Merkmale von Sprache(n) in modernen Medien, und auch damit strahlen sie in die Alltagssprache aus.“³²⁵

Auch in den begleitenden Befragungen während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag wurden die Medien nicht als Grund für den empfundenen Dialektrückgang benannt. Lediglich eine einzige Gewährsperson von 231 Befragten sah in den Medien eine Bedrohung für den Dialekt. Dagegen gaben 80 Personen, also knapp ein Drittel aller Befragten an, dass die Schule sich dialekt schwächend auswirken würde. Nachdem die Schule als ein staatliches Organ die Standardsprache lehrt – sind diese Befürchtungen berechtigt?

Tatsächlich berichteten ältere Gewährspersonen teilweise von negativen Erfahrungen in der Schule, die auf ihren Dialekt zurückzuführen waren.³²⁶ Ein möglicher Grund hierfür ist in den Einstellungen der Lehrer in Bezug auf den Gebrauch von süddeutschen Regionalismen zu suchen. Hubert Klausmann kann anhand einer Studie zur Akzeptanz von schriftlichen Regionalismen bei Deutschlehrern an Gymnasien in Baden-Württemberg verdeutlichen, dass norddeutsche Regionalismen insgesamt noch immer anerkannter sind als ihre süddeutschen Äquivalente. Zum Beispiel wird der norddeutsche Regionalismus „Abendbrot“

323 Eingereicht am Forum Scientiarum der Universität Tübingen (Ende des Sommersemesters 2012).

324 Kristina Köhler/Nina Kim Leonhardt/Benedikt Pasedag/Zuzanna Tkaczynska: Reziprozität medialen und alltäglichen Sprachgebrauchs (= Interdisziplinäre Forschungsarbeiten am Forum Scientiarum). Berlin 2015 (i.E.).

325 Ulrich Schmitz: Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen (= Grundlagen der Germanistik, 41). Berlin 2004, S. 44.

326 Vgl. auch Bernd-Jürgen Warneken: Populäre Autobiographik: empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 61). Tübingen 1985.

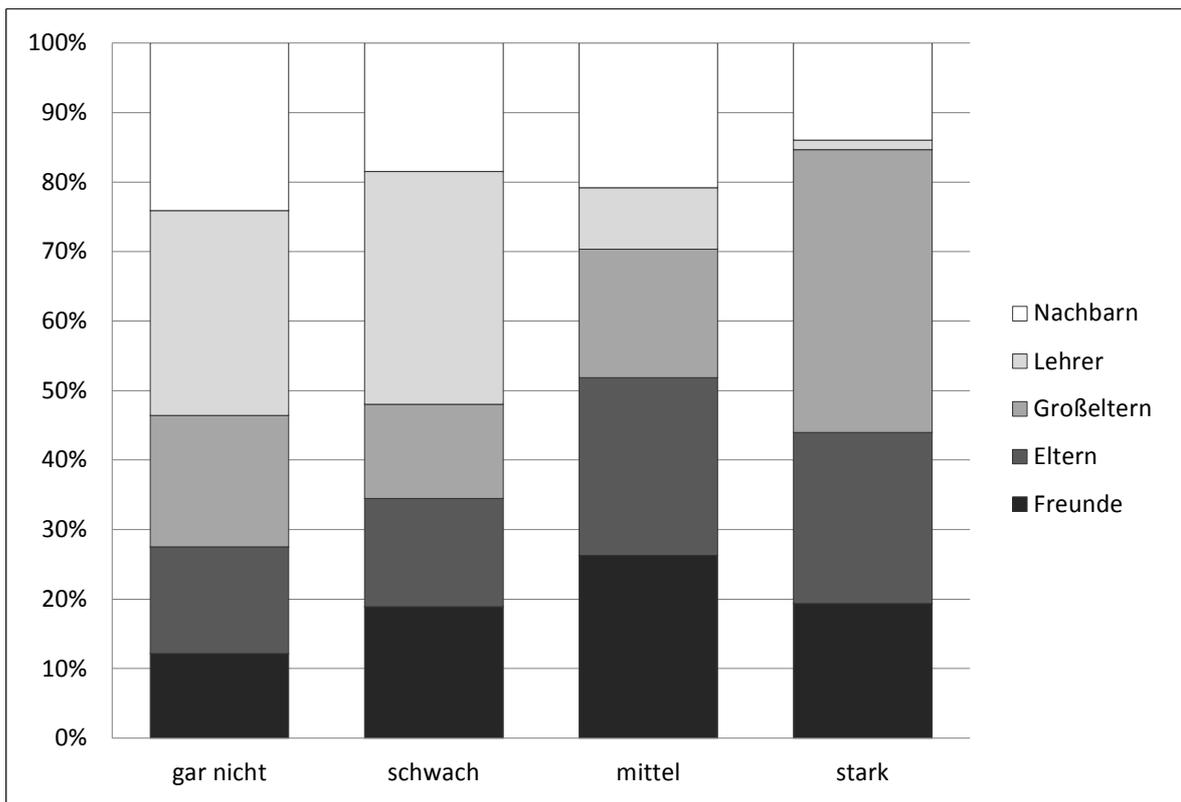


Abb. 29: Auswertung Frage I: Selbsteinschätzung Dialektalitätsgrad, je nach Gesprächspartner

im Verhältnis zum süddeutschen Regionalismus „Nachtessen“ von Lehrern in Baden-Württemberg häufiger akzeptiert bzw. nicht als falsch markiert.³²⁷

Neben dem Duden fungiert also auch die Schule als aktive staatliche sprachliche Kontroll- und Institutionalisiereinanz der Standardsprache. In den sprachethnografischen Interviews dieser Arbeit finden sich ebenfalls Belege für eine standardnahe Umgangssprache an Schulen, wie z.B.: „Ich war in Nellingen auf der Schule, da schwätzt man dann viel hochdeutscher eigentlich.“³²⁸ Außerdem gaben die befragten Schüler an, mit ihren Lehrern am seltensten Dialekt zu sprechen, was einen signifikanten Unterschied zu den anderen personenspezifischen Einschätzungen des Dialektgebrauchs darstellt (siehe Abb. 29).

Trotz dieser Ergebnisse ist es fraglich, ob das Erlernen der Standardsprache bzw. die standardnahe Umgangssprache an Schulen tatsächlich dazu führt, dass der Dialekt von den be-

327 Hubert Klausmann: Regionalismen in der schriftlichen Standardsprache. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt: Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 96–120.

328 Frederik Hufschmied (19), 26.8.2010, Neuhausen (K_ES_NEU_1–24, 00:25:09–2).

troffenen Schülern auch außerhalb der Schule seltener gesprochen wird. Da sich die Situation bereits vor über 100 Jahren ähnlich darstellte, ist nicht davon auszugehen. Es kommt also auf andere Faktoren an, die in dieser Arbeit bereits ausführlich erörtert wurden. Festzuhalten ist, dass die Standardsprache als künstliche Normsprache des Deutschen eng an politische und kulturelle Strömungen gekoppelt war und ist. Ob sich ähnliche Einflüsse auch bei der Entwicklung des Dialekts finden lassen, wird im Folgenden überprüft werden.

5.3 Institutionalisierung von Mündlichkeit

Gibt es neben der hochinstitutionalisierten Form der Kodifizierung der Standardsprache auch noch andere Mechanismen? Existieren andere Formen der Kodifizierung als die verbindlichen Normfestlegung in Schreibweise und Aussprache? Jede Sprachgemeinschaft, auch die dialektale, benötigt ein Empfinden einer sprachlichen Norm, also ein Gefühl für sprachliche Regeln und eine anerkannte Leitlinie für das, was sprachlich stimmt und was nicht stimmt.³²⁹ Die Normen der Standardvarietät müssen sich also von Normen der Nonstandardvarietät unterscheiden. Bei Dialekten sind die zugrundeliegenden Regeln nicht verschriftlicht, das heißt Dialektwörterbücher oder Grammatiken werden von Sprechern nicht als Korrektive herangezogen. Die Normen von Dialekten müssen daher über andere Institutionalisierungsmechanismen tradiert werden.

Normen werden über das Verhalten anderer Menschen erlernt und adaptiert. Klaus Gloy bezeichnet Normautoritäten als die „relevanten Anderen“ deren Reaktionen und Erwartungen den Sprechern aus ökonomischen, psychischen, moralischen oder anderen Gründen nicht gleichgültig sind.³³⁰ Anette Huesmann gibt sich vage, wenn sie sagt, dass sich bei sprachlichen Normen in einer Gesellschaft keine identifizierbaren Autoritäten bestimmen ließen, die diese Normen setzen.³³¹ Ulrich Ammon dagegen wird etwas konkreter, indem er davon ausgeht, dass meist die Eltern die Rollen der „Normsubjekte“ für den Dialekt übernehmen; weiter konstatiert er:

329 Moser 1967, S. 9.

330 Klaus Gloy: Sprachnormen als „Institutionen im Reich der Gedanken“ und die Rolle des Individuums in Sprachnormierungsprozessen. In: Klaus Mattheier (Hg.): Norm und Variation. Frankfurt am Main u.a. 1997, S. 27–36.

331 Vgl. Anette Huesmann: Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen (= Reihe Germanistische Linguistik, 199). Tübingen 1998.

„Allgemein gesprochen sind alle Personen Sprachnormautoritäten, die über ausreichend Macht verfügen oder dies glaubhaft machen können, um das Sprachhandeln anderer Personen zu korrigieren.“³³²

Dieses Phänomen zeigte sich teilweise auch bei den Erhebungen des Projekts Sprachalltag, wenn mehrere Dialektsprecher zusammen befragt wurden und sich gegenseitig korrigierten. Hier hatte meistens der dominantere Partner bzw. der Wortführer einer sozialen Gruppe das sprichwörtliche letzte Wort. Ein besonders eindrückliches Beispiel einer solchen Situation erlebte die Autorin, als sie mehrere junge Stimpfacher das Kurzfragebuch beantworten ließ. Hier gab es ab und zu Unstimmigkeiten bei der Aussprache, die meistens Michael Sengler klärte, der sich mehr und mehr als Sprachführer hervortat. Es entstand eine Art Wettbewerb, nach dem Motto: Wer kann am schnellsten und am besten antworten. Manchmal wurden Unterschiede kommentiert, wie zum Beispiel von Ernst Teinach: „Mee-dich [Montag] wäre Hohenlohisch – Meedig ist hier.“³³³ Wenn nur ein Einzelner eine Bezeichnung als „Dialektübersetzung“ angab, wurde er – sobald sich zwei Gegenstimmen fanden – überstimmt. Ein Beispiel dafür ist das Wort „daub“ [taub] für eine ungewürzte Suppe. Hier wurde der einzelne Sprecher, der das Wort „daub“ favorisierte, letztlich von der „fad“-Gruppe überstimmt und passte sich schließlich der Meinung der Anderen an.³³⁴

Ein weiteres Beispiel stellt die bereits in Kapitel drei erwähnte Begebenheit mit der Laientheatergruppe in Dossenheim (Kreis Heidelberg) dar. Hier wurde ein Mitglied zu einer korrekten dialektalen Aussprache angehalten, also von den anderen auf den richtigen dialektalen Sprachgebrauch hingewiesen (siehe Abschnitt 3.2.2).

Weiterführend spricht Ammon von Dialekten als Bräuchen, die anders bzw. informeller tradiert werden als die Standardsprache und dabei so etwas wie „Traditionsgemeinschaften“³³⁵ bilden. Der Dialekt gewinnt seine Legitimität dann folglich durch die Kompatibilität mit anderen anerkannten Werten. In gleicher Weise argumentiert Nina Berend, die die in Deutschland verbreiteten regionalen Gebrauchsstandards als regionale Varietäten- und

332 Vgl. Ulrich Ammon: Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Mannheim 2004, S. 28–40, S. 36.

333 Ernst Teinach in einem Gruppeninterview mit Dirk Huber (25), mechanischer Techniker, Ernst Teinach (26), Elektrotechniker, Michael Sengler (25), Industriemechaniker, Erna Huber (30), Angestellte, 6.5.2011, Stimpfach (Aufnahmestelle: 00:59:07–7).

334 Ebd. (01:14:46–3).

335 Vgl. Ammon 2004, S. 40.

Sprachgebrauchsmuster definiert, die im regionalen Kontext ein hohes Prestige tragen und sowohl im informellen als auch im formellen Kontext angemessen und akzeptiert sind.³³⁶ Sie nähert sich damit der These von Peter Trudgill von einem *Overt Prestige* der Standardsprache und einem *Covert Prestige* des Dialekts, das viel weniger offensichtlich und daher für Außenstehende kaum zugänglich sei. Bei Trudgill ist das *Covert Prestige* zudem immer eng an eine bewusste Nicht-Nutzung eines anerkannten Standards gebunden, wodurch er u.a. eine Häufung bei männlichen Sprechern erklärt.³³⁷ Allerdings bezieht er sich hier noch auf seine Untersuchung Anfang der 1970er-Jahre bei Angehörigen der Arbeiterklasse in Norwich.³³⁸ Die dialektale Sprachlandschaft in England ist jedoch viel stärker an die soziale Herkunft gebunden und nur teilweise mit der deutschen zu vergleichen. Um die Sprachlandschaft in Deutschland zu verstehen und die unterschiedlichen Einstellungen zum Dialekt und die regionalen Gebrauchsstandards des gesprochenen Deutsch einordnen zu können, muss man auch hier zunächst einen kurzen Blick zurückwerfen:

Durch Lautverschiebungen ab dem sechsten Jahrhundert, die verschiedene Reichweiten hatten kam es zu unterschiedlichen Ausformungen der bestehenden Dialektgruppen. Die zweite Lautverschiebung der germanischen Plosive *p, t, k* zu den Doppelfrikativen *ff, zz, hh* erfolgte beispielsweise nur in Teilen des mitteldeutschen und im oberdeutschen Raum. So wurde hier z.B. aus germanisch *etan, ezzan (essen)*, während es in niederdeutschen Dialekten noch heute *eten* heißt.³³⁹ Eine andere wichtige Lautveränderung stellt auch die Diphthongierung von germanisch lang *e* zu *ie* und germanisch lang *o* zu *uo* dar, die sich später wieder zu lang *i* und *u* zurückformten, aber noch heute als Diphthonge in vielen oberdeutschen Dialekten, wie zum Beispiel dem Mittelschwäbischen enthalten sind.³⁴⁰ So wurde zum Beispiel aus germanisch *bropar*, mittelhochdeutsch *bruoder* und dann erst neuhochdeutsch *Bruder*.

Durch die unterschiedlichen Reichweiten der Lautverschiebungen lassen sich die Dialekte in Deutschland heute grob in drei Räume einteilen: Den niederdeutschen, den mitteldeut-

336 Nina Berend: Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin u.a. 2005, S. 143–170, S. 143.

337 Auch in anderen Forschungsarbeiten wird für Männer ein stärkerer Dialektgebrauch belegt, vgl. dazu Abschnitt 3.4.4.3 dieser Arbeit.

338 Peter Trudgill: The social differentiation of English in Norwich. Cambridge 1974.

339 Werner König: dtv-Atlas Deutsche Sprache. München 1994 (1978), S. 65 f.

340 Vgl. Daniela Berroth: Altersbedingter Mundartgebrauch. Wandel und Kontinuität in einem mitteldeutschen Dialekt (= ZDL Beihefte, 116). Stuttgart 2001. S. 93 f. Bestimmung der Ortsgrammatik.

schen und den oberdeutschen Dialektraum. Die Grenze zwischen dem Nieder- und dem Mitteldeutschen heißt „Benrather Linie“ und orientiert sich an der „Maken“-„machen“-Isoglosse. Sie verläuft in einer leicht schrägen Formation quer durch Deutschland nördlich von Köln, Kassel und Frankfurt an der Oder. Die Grenze zwischen dem Mittel- und Oberdeutschen, die „Speyerer Linie“, orientiert sich an der „Appel“-„Apfel“-Isoglosse und verläuft südlich von Speyer nach Eisenach, wo sie in einem Bogen wieder nach Plauen hin abfällt und fast die gesamte Fläche Baden-Württembergs umschließt.

Diese Grenzen finden sich zwar auch im Bewusstsein vieler Dialektsprecher Nord-Baden-Württembergs, sie verschmelzen hier aber zu einer Grenze, die die Dialektsprecher im Süden von den „Nicht-Dialektsprechern“ im Norden trennt, den sogenannten „Norddeutschen“. Hier wird oft nicht genauer differenziert. Manchmal werden die Rheinländer extra benannt. Meistens jedoch steht „Norddeutschland“, auch bei jungen Dialektsprechern, als Paradigma für eine nicht-dialektale Herkunft:

„Also vorher habe ich in Bad Mergentheim studiert, und da waren auch viele aus Norddeutschland, aber auch viele aus Baden-Württemberg, und da war es so, dass uns die aus Norddeutschland gar nicht verstanden haben, und dass man sich da ein bisschen angepasst hat.“³⁴¹

Neben dem Nicht-Verstehen des Dialekts wird den Norddeutschen zumeist auch eine gewisse Arroganz gegenüber Dialektsprechern unterstellt:

„Also, ich finde auf jeden Fall gut, dass ich gelernt habe relativ hochdeutsch zu reden, weil es ist einfach, man merkt schon, wenn man mit gewissen Leuten den Umgang hat, die denken Schwäbisch ist gleich Bauer. Da wird dann der schwäbische Dialekt einfach gleich mit irgendwelchen Hinterwäldlern und weltfremd und total... – gleichgesetzt. Vor allem Norddeutschland würde ich da mal als Region nennen, Berlin. Da ist dann eher, dass man mit Dialekt Probleme bekommt. Aber so mit einem leichten Einfluss. Ich sag da immer, das einfachste Beispiel ist so ‚weisch‘, ‚hasch‘ – das was einfach so geläufig ist.“³⁴²

341 Zitat von Anna Hofer (22), beim Gruppeninterview mit ihrem Freund Jens Vollmer (24) am 25.5.2011, Lauffen am Neckar (00:16:06–7).

342 Aus dem Interview mit Thorsten Schön (20), Zivildienstleistender, 6.5.2011, Stimpfach (00:29:57–7).

Das Gleichsetzen des niederdeutschen Dialektraums mit einer dialektfreien Zone hat historische Gründe. Wie bereits erwähnt, entstand hier im 16. Jahrhundert mit der Einführung des ostmitteldeutschen Sächsisch der Lutherbibel eine Diglossie-Situation, die dazu führte, dass sich der Vorläufer der deutschen Standardsprache schon sehr früh als neue Verkehrssprache etablierte, während das Niederdeutsche oder sogenannte Plattdeutsch nur noch im privaten Bereich gesprochen wurde. In vielen ehemals nieder- aber auch mitteldeutschen Dialektregionen hat dies dazu geführt, dass heute von der jüngeren Generation hier ausschließlich die Standardsprache beherrscht wird. Mitunter fließen dabei Regionalismen oder regionale Akzente in den standardsprachlichen Gebrauch ein, dennoch spielt der Dialekt im Alltag vielerorts keine Rolle mehr.³⁴³ Ganz anders stellt sich die Situation im südlichen Raum des Mittel- und Oberdeutschen dar. Hier wurden die Dialekte nie gänzlich von einer standardsprachlichen Form abgelöst. Stattdessen hat sich eine Art dialektale Leiter entwickelt, auf deren Sprossen der Dialektintensität man sich in Südwestdeutschland – je nach Situation und sozialer Rolle – auf und ab bewegt. Das Bild der Leiter wurde erstmals von Ulrich Ammon in seiner Dissertation zu den diatopischen und diastratischen Überschneidungen der Einheitssprache geprägt³⁴⁴ und in seiner Ausdifferenzierung später anhand eines Beispiels verdeutlicht: Der Satz „Das habe ich gemacht“ lässt sich so im Schwäbischen in acht verschiedenen Abstufungen ausdrücken:

1. Des hao e gmacht.
2. Des han e gmacht.
3. Des hab e gmacht./Des han i gmacht.
4. Des hab i gmacht.
5. Des hab ich gmacht./Des hab i gemacht.
6. Des hab ich gemacht./Das hab ich gmacht.
7. Das hab ich gemacht.
8. Das habe ich gemacht.³⁴⁵

343 Zum sprachlichen Nord-Süd-Gefälle und zur unterschiedlichen Wahrnehmung gesprochenen Standards, vgl. Roland Kehrein: Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 152). Stuttgart 2012.

344 Ulrich Ammon: Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit (= Pragmalinguistik, 3). Weinheim/Basel 1973, S. 62.

345 Ulrich Ammon: Dialektschwund, Dialekt-Standard-Kontinuum, Diglossie: Drei Typen des Verhältnisses

Die heute übliche Unterscheidung des Gradualismus aus der Varietätenforschung, wie die Einteilung von Harald Baßler und Helmut Spiekermann³⁴⁶ in Dialekte, Regionalsprachen, regionale Standards und nationale Standards, oder auch das Modell von Peter Auer „Grunddialekte, Regiolekte, Regionalstandards, Standardvarietäten“,³⁴⁷ wurde unter anderem als Grundlage zur Einschätzung der eigenen Dialektalität bei der Schülerumfrage verwendet (vgl. Abschnitt 3.4.2.1).³⁴⁸

Die Bedeutung und der Gebrauch des Dialekts ist in Süddeutschland also von ganz anderen Vorbedingungen und Einflüssen abhängig als im Norden des Landes. Daher muss hier stark differenziert werden, vor allem auch im Hinblick auf vermeintliche Institutionalismen und Einstellungen. Während in Norddeutschland inzwischen sogar Niederdeutsch an manchen Grundschulen unterrichtet wird, weil es zu Hause nicht mehr gesprochen wird, ist der Dialekt in Baden-Württemberg meistens auch ohne staatliche Hilfe seit Jahrhunderten lebendig. Dass es hier wiederum Unterschiede je nach Dialektregion (einheitliches Dialektgebiet, Übergangsgebiet, Grenzgebiet) gibt, wurde in den Ethnografien deutlich. Bei ansonsten gleichen Bedingungen scheint die Wahrung einer dialektalen Identität für Dialektsprecher dort am einfachsten zu sein, wo sie sich von einem anderen Dialekt abgrenzen können (wie z.B. in Stimpfach an der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze). Auch Peter Auer sieht im Forschungsgebiet des *Südwestdeutschen Sprachatlas*⁷ besonders stabile Dialektregionen an der Schweizer Grenze. Das Bewusstsein sei hier stärker, da die Leute wüssten, wie auf der anderen Seite gesprochen werde.³⁴⁹

Wahrnehmbare Dialektgrenzen alleine können allerdings nicht für die Erhaltung des Dialekts verantwortlich sein. Bei den sprachlichen Ethnografien zeigte sich auch im weniger dialektalen schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet (Lauffen) ein hohes Dialektbewusst-

Dialekt – Standardvarietät im deutschen Sprachgebiet. In: Jannis K. Androutsopoulos/Evelyn Ziegler (Hg.): „Standardfragen“ – Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt/Main 2003, S. 163–171, S. 167.

346 Harald Baßler/Helmut Spiekermann: Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen. Linguistik online 9,2/2001. http://www.linguistik-online.de/9_01/BasslerSpiekermann.html, [23.5.2011].

347 Peter Auer: The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. In: Ders./Frank Hinskens/Paul Kerswill (Hg.): Dialect Change. Convergence and Divergence in European Languages. Cambridge 2005, S. 335–357.

348 Siehe Abschnitt 3.4.2.1 dieser Arbeit zur Bestimmung des Dialektalitätsgrades bei Schülern.

349 So Peter Auer in seinem Vortrag „Vertikaler und horizontaler Kontakt als Triebfedern des Dialektwandels in Südwestdeutschland“ bei der Arbeitstagung zur Alemannischen Dialektologie am 27.10.2011 in Straßburg.

sein. Die hierfür essentielle positive Bewertung des eigenen Dialekts wurde bereits herausgestellt.

Klaus Gloy beschreibt die Institutionalisierung einer Sprache zudem als virtuelles Ereignis, da diese im Wesentlichen in den Köpfen der Sprachteilnehmer stattfindet. Regeln, Normen und Konventionen müssen also als immaterielle Kultur immer wieder neu sozial erlernt werden. Diese Theorie verortet den Dialekt in den Bereich der Sitten und Bräuche, also des *Intangible Cultural Heritage*.³⁵⁰ Ein Dialekt ist demnach erfolgreich institutionalisiert, wenn:

„[...] eigenes Erwarten (darüber, was man zu tun habe) sich auf die Ansichten anderer Personen darüber, was ich zu tun habe (genauer: auf deren von mir unterstellte Absichten) sowie auf die Annahme stützt, dass dies vice versa auch für die Anderen gilt.“³⁵¹

Der Dialekt ist Teil der immateriellen regionalen Kultur, indem er sich als Wissen um bestimmte Normen darstellt, die bei Nichteinhaltung sozial sanktioniert werden. Dabei ist davon auszugehen, dass die Einhaltung dieser Norm, als auch die Norm selbst, positiv konnotiert ist. Diese These kann durch Interviewerfahrungen während der Erhebungsphase und auch bei den ethnografischen Interviews belegt werden. Nur in zwei Ausnahmefällen wird der eigene Dialekt abgelehnt (bei 231 dokumentierten Befragungen). Fast alle älteren Dialektsprecher haben also eine positive Einstellung zum Dialekt, nicht nur, weil sie sich beim Sprechen wohlfühlen, sondern auch, weil sie mit ihm positive Charaktereigenschaften wie Authentizität, Kreativität und Loyalität verbinden. Dem Dialektsprecher an sich wird zudem eine Art Gemeinschaftssinn unterstellt.

Dialekt wird also ebenso tradiert wie andere Bräuche, die als vorteilhaft für die Gemeinschaft erachtet werden. Hier übernimmt die örtliche Sprachgemeinschaft die Rolle der kon-

350 Dieser Begriff wird von der UNESCO verwendet, um immaterielle kulturelle Güter wie „[...] Bräuche, Darstellungen, Ausdrucksformen, Wissen und Fertigkeiten – sowie die dazu gehörigen Instrumente, Objekte, Artefakte und kulturellen Räume zu verstehen, die Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Einzelpersonen als Bestandteil ihres Kulturerbes ansehen“ zu schützen. Vgl. <http://www.unesco.de/ike-konvention.html?&L=0U> [18.4.2013].

351 Vgl. Klaus Gloy: Sprachnormen als „Institutionen im Reich der Gedanken“ und die Rolle des Individuums in Sprachnormierungsprozessen. In: Klaus Mattheier (Hg.): Norm und Variation. Frankfurt am Main u.a. 1997, S. 27–36, S. 28.

trollierenden Instanz. In der UNESCO-Konvention zum Schutz des *Intangible Cultural Heritage* heißt es dazu:

„Dieses immaterielle Kulturerbe, das von einer Generation an die nächste weitergegeben wird, wird von den Gemeinschaften und Gruppen in Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt, in ihrer Interaktion mit der Natur und mit ihrer Geschichte fortwährend neu gestaltet und vermittelt ihnen ein Gefühl von Identität und Kontinuität, wodurch die Achtung vor der kulturellen Vielfalt und der menschlichen Kreativität gefördert wird.“³⁵²

Eigentlich bezieht man sich hier auf die schützenswerten Sitten und Bräuche von indigenen Völkern – allerdings ließe sich diese Beschreibung auch auf dialektale Sprachgemeinschaften in Nord-Baden-Württemberg übertragen. Denn auch hier unterliegt der Sprachgebrauch einem ständigen, wenn auch sehr langsamen Wandel. Zwar spielt die Interaktion mit der Natur keine so große Rolle mehr, wie dies noch vor 60 Jahren der Fall war, aber die Bedeutungen und Funktionen des Dialekts werden tatsächlich fortwährend neu gestaltet und vermittelt. So können zum Beispiel die Tendenz zu einer Individualisierung von metasprachlichem Wissen, eine stärkere Variabilisierung sowie die Nutzung von dialektalen Ausdrücken in der Schriftsprache (Chat, E-Mail, SMS) als Neuerungen begriffen werden.

5.4 Unterscheidungskriterien von Standardsprache und Dialekt

Neben dem großen Unterscheidungsmerkmal der verschiedenen historischen Entwicklungen und Institutionalierungsweisen von Standardsprache und Dialekt, die soeben aufgezeigt wurden, gibt es noch andere, kürzer gefasste Definitionsansätze.

Für viele Linguisten, zum Beispiel für Werner König, existiert die Standardsprache nicht, da sie das Konstrukt eines Ideals darstellt, das in realen Alltagssituationen so gut wie nie vorkommt und nur von ausgebildeten Nachrichtensprechern und Schauspielern tatsächlich gesprochen wird. Roland Kehrein³⁵³ und auch Heinrich Dingeldein widersprechen dieser Auffassung und verweisen darauf, dass die Umgangssprache in Nordhessen und Südniedersachsen keine salienten Differenzen zu einem gesprochenen Standard aufweist und

352 Aus Artikel 2 „Begriffsbestimmungen“. In: <http://www.unesco.de/ike-konvention.html?&L=0U> [18.4.2013].

353 Roland Kehrein: Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 152). Stuttgart 2012.

höchstens fünf Prozent der Jugendlichen überhaupt über Dialektkenntnisse verfügen.³⁵⁴ Ist keine Dialektkompetenz vorhanden, so sei eine rein standardsprachliche Kompetenz das, was übrig bliebe.³⁵⁵

Die Übergänge zur Umgangssprache sind fließend. Viele Dialektforscher sehen in der Umgangssprache das Spannungsfeld zwischen Standardsprache und Dialekt und siedeln hier Begriffe wie „regionaler Standard“, „Regionalsprache“ und „Regiolekt“ an. Es existieren aber auch Definitionen, die diatopische Einflüsse zunächst ausschließen und die Umgangssprache als spontanen, in der Betonung nachlässigen Stil bezeichnen, der in privaten und informellen Situationen genutzt wird. Bereits hier deutet sich an, dass eine Definition ohne Berücksichtigung des jeweiligen regionalsprachlichen Milieus schwierig wird. Man muss deshalb auch zwischen nördlichen und südlichen Regionen in Deutschland differenzieren, und insbesondere die Umgangssprache in Österreich oder der Schweiz gesondert betrachten. Der Dialekt bzw. der synonym verwendete Begriff „Mundart“, ist dagegen etwas einfacher zu definieren. Harald Baßler und Helmut Spiekermann fassen ihn, wie bereits zu Anfang der vorliegenden Arbeit zitiert, so:

„Diese [Dialekte] sind gekennzeichnet durch eine räumlich geringe kommunikative Reichweite aufgrund phonologischer, morphosyntaktischer und lexikalischer Eigenheiten, die nur für kleine geografische Räume (zum Beispiel innerhalb eines Dorfes) gelten und sie von anderen regionalen Varietäten und von der Standardsprache unterscheiden.“³⁵⁶

Die sprachliche Reichweite ist das klassische Definitionskriterium zur Unterscheidung von Dialekt, Regiolekt und Standardsprache. Setzt man sie als Definitionskriterium auch für die Umgangssprache und die Standardsprache an, so kann man sich für den Süden Deutschlands – vom Dialekt ausgehend – mehrere immer größer werdende und sich überlagernde kommunikative Kreise vorstellen, während im Norden vielerorts ein dreistufiges

354 So der hessische Dialektforscher Heinrich Dingeldein im FAZ-Interview mit Philipp Grüll vom 19.06.2007, <http://www.faz.net/aktuell/rhein-main/region/dialekte-das-rmv-hessisch-breitet-sich-aus-1435929.html>, [13.4.2012]. Die Autorin der vorliegenden Arbeit kann diesen Eindruck bestätigen, da sie in der Nähe von Kassel (Kaufungen) aufgewachsen ist und hier nie wissentlich mit einem Dialekt in Berührung kam.

355 Vgl. für einen Überblick Huesmann 1998, S. 2 f.

356 Harald Baßler/Helmut Spiekermann: Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – Wie Lehrer urteilen. Linguistik online 9,2/01, S.2., http://www.linguistik-online.de/9_01/BasslerSpiekermann.html, [16.6.2011].

Modell aus Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache vorherrscht. Daher weisen auch die Bewertungsstrukturen ein extremes Nord-Süd-Gefälle auf bzw. sind in Süddeutschland stärker nuanciert.

Andere Definitionen, die den Dialekt als Soziolekt klassifizieren, ihn also mit Bildungsferne bzw. der Ausübung manueller Berufe erklären, während die Standardsprache als Sprache der einkommensstärkeren, gebildeten Schichten (etwa bei Basil Bernstein³⁵⁷), werden heute als veraltet angesehen.³⁵⁸

Ein weiteres wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Dialekt und Standardsprache liegt in der medialen und situativen Form der Varietäten. Aufgrund ihrer meist schriftlichen Form wurde die Standardsprache von den älteren Gewährspersonen während der Erhebungen für den *SNBW* auch manchmal als „Schriftsprache“, „Schriftdeutsch“ oder „nach der Schrift reden“ bezeichnet. Hierin liegt bereits die Konnotation eines offiziellen, formellen sprachlichen Gebrauchs. Ein wichtiges Modell zur Erfassung der unterschiedlichen Formen von schriftnaher und schriftferner Kommunikation liefern Peter Koch und Wulf Oesterreicher in ihrem Artikel „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“ von 1985. Hier definieren sie zunächst zwei extreme Pole, indem sie Geschriebenes als „Sprache der Distanz“ kategorisieren und Gesprochenes als „Sprache der Nähe“:

„Die Kombination, Dialog‘, ‚freier Sprecherwechsel‘, ‚Vertrautheit der Partner‘, ‚Face-to-face-Interaktion‘, ‚freie Themenentwicklung‘, ‚keine Öffentlichkeit‘, ‚Spontanität‘, ‚starkes Beteiligtsein‘, ‚Situationsverschränkung‘ etc. charakterisiert den Pol ‚gesprochen‘. Die ihm entsprechende Kommunikationsform lässt sich am besten auf den Begriff ‚Sprache der Nähe‘ bringen. Analog charakterisiert die Kombination von ‚Monolog‘, ‚kein Sprecherwechsel‘, ‚Fremdheit der Partner‘, ‚räumliche und zeitliche Trennung‘, ‚festes Thema‘, ‚völlige

357 Basil Bernstein: Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten. Aufsätze 1958–1970. Amsterdam 1970.

358 Ulrich Oevermann nimmt in seinem Buch „Sprache und soziale Herkunft“ von 1970 eine eigene Analyse der Bernstein-Hypothese vor. Er kommt dabei zu dem Schluss dass Bernsteins Datengrundlage unzureichend war und es sich um eine Self-fulfilling-prophecy handeln könnte. Vgl. Ulrich Oevermann: Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg. Frankfurt am Main 1972. Bernsteins These von elaboriertem und restringiertem Code muss auch immer im Kontext ihrer Entstehung – also dem vom Klassensystem durchsetzten England der späten fünfziger Jahre – gesehen werden.

Öffentlichkeit‘, ‚Reflektiertheit‘, ‚geringes Beteiligtsein‘, ‚Situationsentbindung‘ etc. den Pol ‚geschrieben‘. ³⁵⁹

Diese zwei Pole verbinden sie mit dem sprachlichen Diasystem von Eugenio Coseriu, ³⁶⁰ wodurch sie alle möglichen Kombinationen von kommunikationsbeeinflussenden Faktoren immer unter dem Hauptaspekt ‚geschrieben/gesprochen‘ berücksichtigen können. Besonders wichtig erscheint in ihren Erläuterungen dabei der Faktor der Spontanität für die mündliche Kommunikation, der in starkem Kontrast zum Faktor des hohen Planungsaufwands und der damit verbundenen Reflektiertheit für die schriftliche Kommunikation steht.

Auch der Dialekt wird manchmal als ‚Sprache der Nähe‘ bezeichnet und lässt sich gut in den Bereich der Mündlichkeit verorten bzw. sich mit den hierfür gebrauchten Attributen charakterisieren. Allerdings kann man nicht allgemein vom Dialekt als rein mündlicher Sprachform und von der Standardsprache als rein schriftlicher Sprachform sprechen. Die Bedingungen für jeden einzelnen Akt des sprachlichen Handelns sind viel komplexer:

„In Anbetracht der Vielfältigkeit der gesellschaftlichen Realität, mit der wir uns konfrontiert sehen, und aus dem Grund, dass die Gemeinsamkeit der bis dahin zur Verfügung stehenden kommunikativen Erfahrungen variiert, handelt es sich bei der im sprachlichen Akt intendierten Interaktion zwischen Partnern um einen an sozialen Vermutungen (‚Erwartungserwartungen‘) orientierten Annäherungsprozess.“ ³⁶¹

Es muss also immer wieder neu, je nach Situation und sozialem Status, vom Sprecher abgewogen werden, welche Stufe zwischen Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache angemessen ist. Teilweise kann die Wahl einer dialektnäheren Varietät bewusst erfolgen, um die Situation aufzulockern. Auch umgekehrt kann die Wahl einer standardnäheren Va-

359 Peter Koch/Wulf Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36/1985, S. 15–43, S. 21.

360 Coseriu nimmt in seiner Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft erstmals eine Unterteilung von diatopischen (territoriale), diastratischen (soziale) und diaphasischen (situative) Einflussfaktoren auf Sprache vor. Vgl. Eugenio Coseriu: Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft. Tübingen 1988, S. 280–284.

361 Ludwig M. Eichinger: Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen. In: Ders./Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin u.a. 2005. S. 363–381, S. 364.

rietät bewusst genutzt werden, um die Distanz zwischen den Gesprächspartnern zu erhöhen oder umgekehrt.

Der im vorherigen Zitat von Ludwig Eichinger genutzte Begriff des Sprachhandelns stammt von John Austin³⁶² und impliziert, dass ein adressierter Sprechakt einen Akt sozialen Handelns beinhaltet. Dies ist besonders dann augenscheinlich, wenn es sich um eine Frage, einen Rat, einen Befehl oder einen Witz handelt. Auch im Gebrauch von performativen Verben wie in dem Satz „Ich entschuldige mich“ liegen Beispiele für das Handeln durch Sprache. Oft tauchen solche Sprachhandlungen innerhalb von sozial eng vorgezeichnete Dialogformen auf, wie zum Beispiel in einem Vorstellungsgespräch, einem Vortrag oder einem Verkaufsgespräch. Um sich hier sprachlich angemessen verhalten zu können, muss man über eine gewisse „kommunikative Kompetenz“ verfügen, wie es Dell Hymes nennt, der sich ebenfalls häufig auf Austin bezieht. Er schreibt damit jedem Sprecher, der den Sprachgebrauch variiert, ein soziales Wissen zu. Dieses entspricht dem in der vorliegenden Arbeit verwendeten Begriff des metasprachlichen Wissens. Auch hierin liegt ein indirektes Unterscheidungsmerkmal von Sprechern mit und ohne Dialektalität. Dialektsprecher müssen über ein höheres metasprachliches Wissen verfügen, wenn sie ihren Sprachgebrauch angemessen variieren wollen.

Jeder Sprecher hat mehrere Varianten seiner Muttersprache zur Verfügung, zwischen denen er umschalten kann (*Code-Switching*).³⁶³ Beim Dialektsprecher ist dieses *Switchen* für Zuhörer sehr salient. Hierin liegt vermutlich eine der Ursachen, warum Dialektsprechen so oft mit Bildungsferne assoziiert wird. Es ist auffälliger, wenn ein Dialektsprecher nur Dialekt sprechen kann, als wenn ein standardnaher Sprecher nur eine umgangssprachliche Sprachform des Standards sprechen kann. In beiden Fällen, können sich die Sprecher nur in den Situationen sozialkonform verhalten, in denen der Dialekt oder die Umgangssprache die beste sprachliche Wahl darstellen, nicht aber in Situationen, in denen der Gebrauch von Dialekt oder Umgangssprache anderen als unangemessen erscheint. Dieses Phänomen führt zu einer häufigen Vermischung von Dia- und Soziolekt. Aus dem Bewusstsein über diesen vermeintlichen Mangel kann eine *Linguistic Insecurity*³⁶⁴ entstehen, die beim Spre-

362 Zur Sprechakttheorie vgl. John Austin: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart 1972 (Cambridge, Mass. 1962), basierend auf einer Vorlesung von 1955 mit dem Titel „How to do things with words“.

363 Brigitte Schlieben-Lange: Soziolinguistik. Eine Einführung. Stuttgart 1991 (1973), S. 95.

364 William Labov: The social stratification of English in New York City. Arlington 1966.

cher zu einer Abwertung seiner eigenen Sprache führt, da er in ihr über keine Glaubwürdigkeit und Autorität über die Sprachgrenzen hinaus verfügt.

5.5 Dialektwandel vs. Institutionalisierung von Mündlichkeit – Dialektwandel als Anzeichen für den Rückgang des Dialekts?

Neben den bereits beschriebenen Prozessen, die der Institutionalisierung und dem Erhalt des Dialekts dienen, wie zum Beispiel seine Konnotation mit positiven Werten und Normen (vgl. Abschnitt 5.3), unterliegt der Dialekt – wie jede andere Sprache auch – natürlichen Wandlungsprozessen. Was Dialekte dabei im Allgemeinen von Standardsprachen unterscheidet, ist, dass es immer eine übergeordnete Varietät gibt, und dass es andere konkurrierende Dialekte gibt, die ihn beeinflussen. So existieren sowohl Beispiele für einen vertikalen Wandel (das heißt die Verdrängung dialektaler Formen durch standardsprachliche Formen), als auch für einen horizontalen Wandel, den Wandel eines Dialektes durch andere Dialekte. Meistens handelt es sich hierbei um die Auflösung von Reliktgebieten. Bei Ravensburg sagt man zum Beispiel „huam“ für „heim“ bzw. „nach Hause“. In diesen Raum dringt von Norden her der Gebrauch des Wortes „haim“ ein und von der Bodenseeregion der Gebrauch des Wortes „hôm“,³⁶⁵ sodass sich dieses Reliktgebiet mutmaßlich langsam in die beiden Regiolektformen auflösen wird.³⁶⁶ Dennoch sind die Mechanismen des Dialektwandels mit denen in anderen Sprachen, auch Standardsprachen, zu vergleichen, da die Gründe für den Wandel die gleichen sind.

Die Prozesse, die hier durch diese genannten Gründe ausgelöst werden, beinhalten zum einen individuelle Abweichungen von der vorherigen Norm und zum zweiten deren vermehrten Gebrauch auch von anderen Sprechern, sodass dies nach und nach dem Sprachgebrauch Normcharakter verleiht und der vereinzelt Sprachgebrauch zur Sprachsitte wird. Diese sprachlichen Neuerungen entstehen teils durch Rekombination des Alten, teils durch dessen Substitution.³⁶⁷ Hugo Moser nennt einige linguistisch motivierte „Kräfte“ die dabei eine Rolle spielen:

365 ∂ steht für den Laut a-Schwa, der in der Aussprache einem gehauchtem *a* ähnelt (zum Beispiel dem Auslaut von „Verfechter“).

366 So Peter Auer in seinem Vortrag „Vertikaler und horizontaler Kontakt als Triebfedern des Dialektwandels in Südwestdeutschland“, am 27.10.2011 auf der 17. Arbeitstagung zur Alemannischen Dialektologie in Straßburg.

367 Moser 1967, S. 16.

- Systematisierung
- Einsparung
- Verdeutlichung
- Differenzierung
- Abstraktion
- Ästhetisierung
- Kommerzialisierung (in Bezug auf Werbesprache)

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit interessieren allerdings vor allem die psychologischen und sozialen Gründe für einen sprachlichen Wandel, die Hugo Moser als Nachahmungstrieb benennt, den sozialen und geistigen Status der Neuerer sowie die innere Haltung der Sprachgemeinschaft ihnen gegenüber. Schon in der Antike existierte für das rhetorische Ideal der Sprachrichtigkeit, der *perpeccitas*, der Ratschlag, sich an Menschen zu orientieren, die die Sympathie der anderen haben. Durch deren Nachahmung sei man auf einem sicheren Weg zu sozialer Anerkennung. Dass dieser Mechanismus tatsächlich manchmal greift, belegt das Beispiel des englischen Grafen Henry Hotspur Percy, der auf diesem Weg bzw. nach dem Motto *cuius regio eius norma* seinen Sprachfehler an seine Untertanen „vererbte“ (siehe S. 46). Viele der individuellen Neuerungen werden verworfen, manche aber durch Nachahmung und Anpassung zur kollektiven Gewohnheit, also zur Norm. In der Standardsprache entscheidet meist die geistig-soziale Elite, ob von außen gesetzte Normen den Sprachgebrauch bestimmen (wie zum Beispiel 2003 im Feuilleton-Streit über die Rechtschreibreform).

Neben den linguistisch motivierten Kräften³⁶⁸ ist für den Wandel also zunächst der Wille einer einzelnen Person notwendig, ihren gewohnten Sprachgebrauch zu ändern. Aber warum sollte dies jemand tun?

William Labov hat die Hyperkorrektur als ein treibendes Element des Sprachwandels beschrieben. In seinem Aufsatz „Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor of

368 Peter von Polenz nennt hier „Ökonomie“ und „Innovation“ als Hauptgründe. Vgl. Peter von Polenz: Sprachwandel und Sprachgeschichte, verfügbar unter <http://home.ph-freiburg.de/jaegerfr/Linguistik/.../Peter%20von%20Polenz.doc>, [17.10.2012].

Linguistic Change³⁶⁹ geht er vom Streben der Mittelschicht nach Prestigegewinn durch eine standardnähere Varietät als einem wichtigen Motor des allgemeinen Sprachwandels aus. Diese These passt sich gut in die zuvor beschriebene Theorie ein, dass Neuerungen von anerkannten und statushöheren Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft von anderen übernommen werden, um ebenso wie diese zu sozialer Anerkennung zu gelangen. Es ist dazu ausreichend, dass eine Person der jeweiligen Sprachgemeinschaft annimmt, dass sie durch eine vermeintlich standardnähere oder andersdialektale Aussprache einen Prestigegewinn verzeichnen kann. Wenn diese Person von anderen geachtet wird, schließen sich voraussichtlich andere an und übernehmen den Sprachgebrauch.

Hier setzt eine der wichtigsten Theorien des Sprachwandels an, die der *Invisible Hand* von Rudi Keller.³⁷⁰ Der Grundgedanke stammt von dem britischen Ökonom Adam Smith (1723–1790) bzw. ist von dessen *Invisible Hand Theory* abgeleitet. Diese besagt, dass das allgemeine gesellschaftliche Glück dadurch maximiert werde, dass jedes Individuum versuche, im Rahmen seiner ethischen Gefühle, sein privates Glück zu maximieren.³⁷¹ Nach der Theorie Kellers ist der Sprachwandel als nicht intendierte Folge des persönlichen Willens zur Glückmaximierung zu betrachten. Rudi Keller begibt sich in den Hoheitsbereich der Kulturwissenschaft, wenn er vom Brauch als Urform abstrakter Handlungsprinzipien spricht:

„In einer bestimmten Situation nach einem Brauch zu handeln, heißt, vom konkreten Fall zu abstrahieren und ihn unter einen Typus zu subsumieren, indem ‚man‘ sich so verhält. [...] Eine Sprache ist ein Brauch; ein (mittlerweile) gigantischer Brauch, um bestimmte Dinge zu bewirken.“³⁷²

Er fasst Sprache und Sprachwandel also als spontane, emergente Ordnungen durch wechselseitige Anpassung von Individuen in der jeweiligen Verfolgung ihrer eigenen Interessen. Diese *Invisible-Hand*-Prozesse kommen nur dort zu Stande, wo viele Personen ähnlich handeln und zwar alle unter der Maxime sozialen Erfolges. Eine Sprachgemeinschaft benö-

369 Vgl. William Labov: Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor of Linguistic Change. In: William Bright (Hg.): Sociolinguistics. Paris 1966, S. 84–113.

370 Rudi Keller: Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen/Basel 2003 (1994).

371 Smith bezieht sich auch auf die philosophischen Theorien von Thomas von Aquin.

372 Keller 2003, S. 69.

tigt also eine gewisse Mindestzahl an Mitgliedern, die sich kennen und miteinander interagieren, damit solche Prozesse stattfinden können.

Wenn Sprache und Dialekt als spontane Ordnung und soziale Normen gesehen werden können, so lassen sich dementsprechend auch Theorien einbinden, die sich eigentlich auf psychische und soziale Systeme beziehen. Ausgehend von Theorien des chilenischen Biologen und Philosophen Humberto Maturana hat der Soziologe Niklas Luhmann das Konzept der Autopoiesis – der Selbsterhaltung von Identitätskonzepten psychischer und sozialer Systeme – entwickelt, das einen Teil seiner „Systemtheorie“ darstellt, in der alle sozialen Prozesse auf Kommunikation beruhen.³⁷³ Wenn man den Dialekt im erweiterten Sinn als ein Identitätskonzept begreift, so können auch für ihn diese selbsterhaltenden Mechanismen eines autopoietischen Systems geltend gemacht werden.

Unter Einbezug des Ergebnisses der Schülerumfrage, dass Schüler, die gerne Dialekt sprechen, auch die höchsten Dialektalitätswerte aufweisen (vgl. Abschnitt 3.4.4.2), ist es naheliegend, dass der Dialekt als die eigene Sprache und damit als Teil der eigenen Identität wahrgenommen und entsprechend positiv bewertet wird. So kommt es zu einem perpetuierenden Kreislauf: Wer Dialekt spricht, findet Dialektsprechen gut, und wer Dialektsprechen gut findet, spricht Dialekt.

Diese positiven Einstellungen entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern werden durch bestimmte Existenzbedingungen gefördert und erzeugen bestimmte dialektale Habitusformen. Mit Pierre Bourdieu sind sie als „Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, als strukturierende Strukturen, [...], Erzeugungs- und Ordnungsgrundlagen für Praktiken und Vorstellungen“ zu verstehen.³⁷⁴

Daniela Berroth hat ähnliche Ergebnisse im Hinblick auf stabilisierende Faktoren des Dialekts in ihrer Arbeit „Altersbedingter Mundartgebrauch. Wandel und Kontinuität in einem mitteldeutschen Dialekt“ aufgezeigt. Sie verweist darauf, dass – neben linguistischen Faktoren wie einem fehlenden Äquivalent in der Standardsprache – oder der konservierenden Wirkung von Sprichwörtern und Spitznamen, auch einzelne Lieblingswörter von Sprechern eine stabilisierende Wirkung entfalten können.³⁷⁵ Das folgende Zitat einer 82-jährigen Esslingerin während einer Kurzaufnahme für den *SNBW* veranschaulicht diesen Sachverhalt:

373 Eine detaillierte Ausführung hierzu findet sich in Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit.

374 Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt 1993 (Paris 1980), S. 98.

375 Daniela Berroth: Altersbedingter Mundartgebrauch. Wandel und Kontinuität in einem mitteldeutschen Dialekt (= ZDL Beihefte, 116). Stuttgart 2001, S. 69.

„Und da sitzt man natürlich in den Kellern und da hilft man sich auch noch mit Nachbarschaftshilfe gegenseitig, den letzten, guten, besten [Wein] noch rauszusauen. Und dann geht man, dann schiebt man sich, spät nach Mitternacht vor den Stieg oder Staffel nauf, und dann stah man obe, und es ist doch dunkel, und i hao nemmer gewisst, wo i na muss [ich habe nicht mehr gewusst, wo ich hin muss]. Und dann be i halt *ane* [sehr betont, gedehntes leicht nasaliertes a] geloffe. Das Wort *ane* das hen Sie nirgends drin. Das isch ein wunderschönes Wort. Das heißt also „da bin i halt *ane* geloffe“, das heißt halt vorwärts oder irgendwo, es goht halt weiter. Ich sag auch neuerdings zu meine Enkel, zu meinem Fünfjährigen ‚Burle gang *anel*‘ Also, „geh doch weiter“. Verstad der natürlich nicht. ‚Oma wie sprichst du, ich versteh dich nicht.‘ Ja. Aber ich nehme das Wort wieder auf, ganz bewusst, heute, in meinen Sprachschatz: *Ane*.“³⁷⁶

Hier wird nicht nur deutlich, dass bewusste Sprachpflege auch im privaten Rahmen stattfinden kann, sondern auch, dass man mit einem Wort oder einem Dialekt mehr verbindet als nur die besondere inhaltliche Funktion des Weiterlaufens. Auch ist dieses Zitat ein Beispiel für einen sehr lebendigen Dialekt einer Stadt (Esslingen hat über 88.000 Einwohner).³⁷⁷

Daniela Berroth geht auch auf schwächende Faktoren für einen Dialekt ein: Sie beschreibt neben dem Wegfall von zu benennenden Arbeitsgängen und Gebrauchsgegenständen vor allem eine negative Spracheinstellung als dialektschwächenden Faktor.³⁷⁸ Berroth kommt zu dem Ergebnis, dass Sprache sich jeder Lebenswirklichkeit anpasst. Sprachlicher Wandel ist so kein Anzeichen für den Tod einer Sprache, sondern für ihre Lebendigkeit.³⁷⁹ Gerade das ewige Bedauern über den angeblichen Rückgang des Dialekts belegt eine tiefe emotionale Gebundenheit zum Dialekt und ist somit als ein Anzeichen dafür zu werten, dass er nicht verschwindet.

376 Gewährsperson Heidi Gassmann (82), bietet auch Mundartführungen an. Das Interview entstand erhebungsbegleitend am 29.3.2012 in Esslingen (S_ES_25–29). An Stelle (00:39:47–5) erklärt sie den Esslinger Brauch „Trinked au, man ka et do it saue lau“, der darauf zurückzuführen ist, dass der Wein des Vorjahres im Frühherbst getrunken werden musste, um die Fässer für den neuen Wein vorzubereiten. Dazu lud man sich gegenseitig ein, um ihn nicht „sauen“, das heißt „ablaufen“ lassen zu müssen.

377 Ebenso vitale Stadtdialekte finden sich in Heidelberg und Mannheim.

378 Berroth 2001, S. 92.

379 Ebd., S. 190.

5.6 Einstellungen zum Dialekt

Die Bedeutung, die die Sprechereinstellungen für eine Sprache selbst einnehmen, kann nicht hoch genug angesetzt werden. Sie spielen bei der Sprachverwendung und beim Sprachwandel eine äußerst wichtige Rolle.³⁸⁰ Schon Dell Hymes schrieb in seiner Soziolinguistik, dass, wenn Sprachveränderungen zu untersuchen sind, zunächst die Veränderungen und Entwicklungen von Angemessenheitsurteilen untersucht werden müssen.³⁸¹ Dies ist gerade dann notwendig, wenn es sich um eine Sprache handelt, die nicht auf staatliche Institutionen zurückgreifen kann, um ihren Bestand zu sichern, sondern die sich wie ein Brauch allein durch soziale Interaktion tradiert. Wenn die Akteure keinen Sinn mehr in diesem Brauch sehen würden bzw. ihn gar ablehnen würden, hätte er jede Legitimation verwirkt. Aber nicht nur das Selbstbild, auch das Fremdbild hat Einfluss auf die Dialekte, wie es Christina Ada Anders formuliert:

„Unser Umgang mit Sprache sowie mit allen Erscheinungsformen regionaler Varietäten ist in besonderem Maße durch emotional gefärbte und bewertende Einstellungen gegenüber den Sprechern bestimmt, welche in Äußerungen wie „ländliches Bairisch“, „arrogantes Hannoveranerisch“ oder „dümmlisches Sächsisch“ zum Vorschein kommen.“³⁸²

Der Status einer Sprache ergibt sich u.a. aus der Summe der Attitüden zu dieser Sprache. Die Attitüdenforschung untersucht als Zweig der modernen Linguistik Wahrnehmungen, Bewertungen und Handlungstendenzen von Sprechern analog zu ihrem sprachlichen Verhalten. Sie kann damit auch als Teil der Wahrnehmungsdialektologie gesehen werden.³⁸³ Es sollte zwischen mehreren Komponenten des Begriffs „Attitüde“ unterschieden werden: Zum einen gibt es den Bereich der kognitiven Annahmen über die Sprache, zum anderen die Bewertungen, die sich meistens an einer Prestigeform bzw. einer stigmatisierten Form

380 Vgl. Werner Besch et al. (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd.II: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Berlin 1983.

381 Dell Hymes: Soziolinguistik: Zur Ethnographie der Kommunikation (eingel. und hrsg. von Florian Coulmas). Frankfurt am Main 1979, S. 154.

382 Christina Ada Anders: Alltagswissen und Einstellungen zum Substandard am Beispiel des Obersächsischen in seiner meißnischen und osterländischen Ausprägung. In: Deutsche Sprache 35/2 (2007), S. 173–186.

383 Nancy A. Niedzielski/Dennis R. Preston: Folk Linguistics (= Trends in Linguistics: Studies and Monographs, 122). Berlin 2000, S. 45 hier steht: „In short, folk linguistic considerations must be made a part of social psychological studies of language attitude“.

orientieren und sich in gesellschaftliche und persönliche Wertungen unterteilen lassen. Zusätzlich spielt auch das Verhältnis zwischen Sprachbewusstsein und rezeptivem sowie aktivem Sprachverhalten eine Rolle. Oft fördert eine positive Einstellung das „Verstehen-Können“ sowie eine negative Einstellung das „Nicht-Verstehen“. Negative Einstellungen zu einer Sprache sind bei ihrem Erwerb zudem eher hinderlich.³⁸⁴ Solange die Einstellungen in Baden-Württemberg zur Standardsprache also negativ sind, wird diese nicht hinreichend erlernt werden, um den Dialekt zu ersetzen. Umgekehrt werden beim aktiven Sprachverhalten Prestigeformen nachgeahmt und erlernt sowie stigmatisierte Formen vernachlässigt oder verlernt.³⁸⁵

Das „Nicht-Verstehen“ fand sich auch häufig in den Befragungen des Projekts Sprachalltag, zum Beispiel wenn Gewährspersonen während der Erhebungen über den Dialekt der Nachbarorte urteilten. Auch in den sprachethnografischen Interviews berichteten jüngere Dialektsprecher manchmal von Problemen die älteren Dorfbewohnern zu verstehen, wie zum Beispiel in Neuhausen (vgl. Abschnitt 3.3.1.4).

Neben positiven Attitüden ist laut Anette Huesmann auch der Grad der Institutionalisierung ein Anzeichen für den hohen Status einer Sprache:

„Der Status einer Sprache ist objektiv messbar und richtet sich u.a. nach deren sozioökonomischem Wert und dem Grad ihrer Institutionalisierung. Eine Sprache hat dann einen hohen Status, wenn sie in privaten und öffentlichen Domänen eine weite Verbreitung gefunden hat.“³⁸⁶

Den sozioökonomischen Wert einer Sprache bemisst Huesmann an der Anzahl der Sprecher, der Anzahl der Medien und daran, ob die Sprache auch als Verwaltungs- und Unterrichtssprache verwendet wird. Auch ob die Sprache als Fremdsprache gelehrt wird, sieht sie als Zeichen für einen hohen Status. Dass die Universität Tübingen „Schwäbischkurse“ für ausländische Studierende anbietet und es in und um Tübingen schwäbische Stadtführungen, Theaterstücke, Werbung und Literatur (auch Wörterbücher) gibt, kann also als Symptom eines regional hohen Prestiges des schwäbischen Dialekts betrachtet werden.

384 Lorenz Hofer: Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire – Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 72). Tübingen/Basel 1997, S. 83.

385 Schlieben-Lange 1991, S. 110/111.

386 Vgl. Huesmann 1998, S. 13.

Hier greift Trudgills These vom *Covert Prestige* der Nonstandardvarietäten nicht mehr, da es sich um ein offensichtliches Zur-Schau-Stellen des eigenen Dialekts handelt. Auch in der Schweiz verheißt die Verwendung der regional gefärbten Sprache einen Prestigege-
winn.³⁸⁷ Das hohe Prestige der Dialekte in der Schweiz könnte auf ihre höhere Reichweite zurückzuführen sein, hängt mit hoher Wahrscheinlichkeit aber auch mit der Ablehnung des Standarddeutschen durch viele Vertreter der Schweizer Oberschicht (zum Beispiel Max Frisch) zusammen. In der Deutschschweiz wird der Dialekt von allen sozialen Schichten gleichermaßen gesprochen. Es existiert also nicht, wie in Deutschland, eine Konnotation des Dialekts als restringiertem Code. Im Gegenteil – in der Schweiz kann eher die deutsche Standardsprache als restringierter Code betrachtet werden, da sie in vielen Situationen als nicht angemessen und unzulänglich wahrgenommen wird. In Deutschland muss, wie bereits beschrieben, zwischen nord- und süddeutschen Regionen differenziert werden, auch hinsichtlich der Spracheinstellungen. So tendiert der Süden bereits in Richtung Schweiz, da hier der dialektale Sprachgebrauch teils auch in der regionalen Öffentlichkeit eine anerkannte und etablierte Kommunikationsform darstellt und nicht negativ bewertet wird.

Die Beurteilungen und Einschätzungen, die die Dialektsprecher in Süddeutschland sich selbst zuschreiben, also zum Beispiel, dass der Schwabe „maulfaul“ sei und nur soviel sage, wie nötig, oder dass man in Dialekt besser schimpfen könne, finden sich allerdings auch bei Sprechern von niederdeutschen oder mitteldeutschen Dialekten.³⁸⁸

Dass diese Eigen- und Fremdbewertungen und Einstellungen nicht nur auf individuellen Erfahrungen beruhen, sondern einen Teil des metasprachlichen Wissens darstellen, wurde bereits deutlich. Es stellt sich hier erneut die Frage, inwiefern regionale Akteure wie Medien, Kulturinstitutionen und Landesregierungen tatsächlich Einfluss auf Spracheinstellungen ausüben. Hierbei darf auch der Einfluss von wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen, wie dem Ludwig-Uhland-Institut, nicht ausgeklammert werden. Denn auch diese greifen durch Zeitungsinterviews, Homepages und andere Veröffentlichungen in den gesellschaftlichen Diskurs ein. Damit sind auch sie Quelle und Bezugspunkt für metasprachliche Wissensbestände von Dialektsprechern.

387 Hermann Bausinger: Dialekt als Sprachbarriere? In: Ders. (Hg.): Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung, Tübingen 1973, S. 9–27, S. 17.

388 Vgl. ein Beispiel aus der Regionalpresse, <http://www.abendblatt.de/hamburg/article2102618/Schoenerschimpfen-auf-Norddeutsch.html> [15.8.2013].

5.7 Zusammenschau und Ausblick

Die Entwicklung von Standardsprache und Dialekt zeigt viele Differenzen auf, durch die sich die meisten aktuellen Sprechereinstellungen erklären lassen. So lässt sich etwa die sprachliche Standardisierung als ein Produkt der Moderne und des Nationalstaates verstehen, entstanden im Rahmen der Bürokratisierung, Rationalisierung und Pragmatik der Aufklärung. Hier ging die Normierung der Sprache mit einer Vereinheitlichung der Gesellschaft im ökonomischen und politischen Interesse des Staates einher. Dass aber auch der Dialekt normativen Prozessen unterliegt, ist im Bewusstsein der Sprecher weniger verankert. Zwar existieren hier keine Normierungswerkzeuge wie diejenigen von Konrad Duden oder Theodor Siebs und keine Schulen oder sonstige Institutionen, die diese anwenden, dennoch stellt der Dialekt einer Ortschaft ein normiertes System dar, dessen Nicht-Beherrschung registriert und ggf. sozial sanktioniert wird. Der Sprachgebrauch, vor allem in seinen syntaktisch-morphologischen Formen, ist eng an den Konsens der Sprachgemeinschaft gebunden. Letzterer wird von Hugo Moser als ein Sprachgefühl, ein Sprachbewusstsein oder Sprachempfinden mit sozialpsychologischem Charakter beschrieben, das auf einem unbewussten Wissen um sprachliche Muster beruht.³⁸⁹ Dieses Sprachempfinden ist abhängig von der individuellen Bildung und Begabung, aber dennoch geprägt durch Gruppenzugehörigkeit und deren grundsätzliche progressive oder konservative Einstellung gegenüber Neuem. Es ist also individuell und kollektiv zugleich. Interpretiert man Sprechen als ein Mischprodukt von Denken und Handeln, so kann der persönliche und damit auch der dialektale Sprachgebrauch als Teil des Bourdieuschen Habituskonzepts betrachtet werden. Zwar geht Bourdieu an vielen Stellen seines Oeuvres gesondert auf die Bedeutung von Sprache ein, zum Beispiel in ihrer entscheidenden Einflussnahme auf die individuelle soziale Mobilität der Sprecher oder in der Ausübung symbolischer Gewalt durch das Sprechen einer besonders prestigeträchtigen Varietät. Dennoch erscheint es reizvoll und fruchtbar, den Dialekt hier ebenfalls als Habitus zu interpretieren, wenn Bourdieu schreibt:

„Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata; er gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk-, und Handlungsschemata nie-

389 Moser 1967, S. 42.

derschlagen und die Übereinstimmung und Konstanz der Praktiken im Zeitverlauf viel sicherer als alle formalen Regeln und expliziten Normen zu gewährleisten suchen.“³⁹⁰

In diesem Sinne ließe sich der schwäbische Dialekt also als gesicherter betrachten als die deutsche Standardsprache. Denn als Teil des Habitus ist er viel stärker in den Individuen verankert als die Standardsprache. Beide unterliegen dabei dem gängigen Sprachwandel, der nicht nur Dialektsprechern, sondern auch Verfechtern der Standardsprache Angst einflößt. Sie alle müssten sich frei machen von der überholten, romantisch bestimmten und pessimistischen Grundauffassung, dass Sprachentwicklung gleichbedeutend sei mit Sprachverfall, und dass neue Sprachgebräuche und -normen generell abzulehnen seien.

390 Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt 1993 (Paris 1980), S. 101.

Kapitel 6

Sprache als Indikator für eine kulturelle Identität

6.1 Vorüberlegungen und Überblick

Die Vertreter des sprachlichen Relativitätsprinzips sehen einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Kultur und Sprache (vgl. Abschnitt 2.2.4). Bezeichnet man Kultur als das (teilweise inkorporierte) Wissen, das es den Mitgliedern einer Gesellschaft tagtäglich ermöglicht, sich in allen Situationen adäquat zu verhalten, so gehört das Sprachwissen ebenso dazu wie das Wissen um Höflichkeitsformen oder Schönheitsideale. Jürgen Habermas sieht sogar die normativen Grundlagen einer Gesellschaft in ihrer Sprache, weswegen er auch für eine sprachtheoretische Grundlegung der Sozialwissenschaften plädiert.³⁹¹ Vor dem Hintergrund der in Kapitel 5 beschriebenen Qualifizierung dialektaler Sprache als sich selbst reproduzierende gesellschaftliche Norm, ist diese These gut nachvollziehbar.

In Kapitel 6 sollen nun große Begriffe wie „Sprache“, „Identität“ und „Sprachgemeinschaft“ auf individuelle dialektale Identitäten heruntergebrochen werden, wobei auch die besonderen Beziehungen von Sprache und Raum diskutiert werden (Abschnitt 6.2). Ein Blick auf entsprechende raumbezogene Identitäten (Abschnitt 6.3) – wie auch die soziale Abgrenzung durch Sprache (Abschnitt 6.4) wird dabei ebenfalls dazugehören. Das Phänomen sprachlicher Grenzziehungen spiegelt sich vor allem in dem hier aufgefächerten Forschungsfeld der Dialektgrenzen wider und konzentriert sich abschließend in der Frage nach der Kongruenz von kulturellen und dialektalen Grenzen (Abschnitt 6.5).

6.2 Schwäbische Wörter – schwäbische Konventionen – schwäbische Menschen?

Seit Saussure ist der bereits im Kratylos durch Platon aufgegriffene Streit zwischen der antiken Physei- und Thesei-Lehre geklärt.³⁹² Die Physei-Theorie, die einen natürlichen Zusammenhang zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem sieht, muss als veraltet angesehen werden. In der Sprachwissenschaft ist man sich heute einig, dass es sich bei Sprache um ein rein arbiträres Zeichensystem handelt, das auf sozialen Konventionen beruht (The-

391 Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns. Handlungsrationale und gesellschaftliche Rationalisierung, Bd. 1. Frankfurt am Main 1995 (1981).

392 Vgl. Platon: Kratylos. In: Ursula Wolf (Hg.): Sämtliche Werke/Platon, Bd. 3. Reinbek 2003, S. 11–89. Platon ging es im Kratylos nicht darum, einer der beiden Theorien zuzustimmen, sondern darum, aufzuzeigen, dass das wahre Wesen der Dinge nicht in ihren Bezeichnungen, sondern in den Dingen selbst zu finden ist.

sei-Lehre). Auf diese Weise passt sich die Sprache perfekt an die alltäglichen Bedürfnisse der Menschen an und wird damit zum Spiegelbild ihrer Kultur. Als Beispiel für die engen Relationen von Sprache und Kultur wird immer wieder Whorfs Beispiel einer Inuitsprache bemüht, die 24 verschiedene Ausdrücke für Schnee kennt. Auch wenn dieses Beispiel inzwischen als unzulänglich gilt, da es sich bei der untersuchten Stammessprache um eine stark kompositierende Sprache handelt – in der etwa die Bezeichnung „fallender Schnee“ zu „Fallschnee“ wird – so verdeutlicht es dennoch die hohe Flexibilität und Anpassungsfähigkeit von Sprache an die jeweiligen Gegebenheiten und Bedürfnisse des Menschen.

Die Lexik ist klassischerweise der Bereich, in dem der Wandel besonders deutlich hervortritt und der auch oft herangezogen wurde, wenn ältere Gewährspersonen während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag vom Verfall des Dialekts berichteten. Bisweilen ging es darum, dass sie sich selbst für die Befragungen für zu jung hielten, dass nur die „richtig alten“ Dorfbewohner noch das „Ur-Schwäbische“ gesprochen hätten, mit den „Ur-Wörtern“. Meistens beklagten sie jedoch, dass ihre Enkel viele Ausdrücke nicht mehr kennen würden. Dass aber auch der Dialekt jeden Tag neue Wörter hinzugewinnt, und sei es lediglich durch die dialektale Aussprache von Wörtern aus der Standardsprache, wurde meistens nicht oder nur von der jüngeren Generation wahrgenommen, wie das folgende Beispiel aus Neuhausen zeigt:

Franziska Wolf: „Haschn Eiro?“ [Hast du einen Euro?] hat sie gesagt – hat mir mein Cousin erzählt – neulich auf einem Fest. Ist sie zu ihm hin und hat gefragt ‚haschn Eiro‘ [lacht].“

Interviewer: „Wie alt ist sie?“

F. W.: „Die Theresa? Die ist 16.“

I.: „Dann ist sie ein lebendes Beispiel, dass der Dialekt nicht verloren geht.“

F. W.: „Nee, bei der geht es nicht verloren.“³⁹³

Der hier wiedergegebene dialektale Sprachgebrauch wurde zwar von der älteren Cousine etwas belächelt, unterstreicht aber auch den bemerkenswert unverblühten Charakter der geäußerten Zahlungsaufforderung. Während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag

393 Interview mit Franziska Wolf (29), Erzieherin in Neuhausen (verheiratet mit einem Landwirt aus Neuhausen) und ihrer Schwester Antonia Wolf (21), 15.9.2010, Neuhausen (01:01:58–0).

stießen die Exploratoren häufig auf diese Mischung aus Stolz und Scham, die sich nicht selten an einzelnen Worten festmachen ließ. Vor allem wenn es um das Abfragen von Gerichten und Verrichtungen in der Küche ging, wurde eine Reihe von Wörtern leidenschaftlich betont, obwohl sie teilweise nicht Bestandteil der Wortliste waren, so zum Beispiel der Ausdruck „Breschtlingssälz“ für „Erdbeermarmelade“ oder „Gereeschte Äbira“ für Bratkartoffeln. Dabei dienen diese einzelnen Worte dazu, ähnlich wie bei der subjektiven Benennung von Dialektgrenzen, ganze Welten von Stereotypisierungen und Bedeutungshorizonten zu aktivieren. Es kristallisierte sich darüber hinaus eine Art Kanon des Schwäbischen heraus, zu dem auch Sprüche wie „Häcker spring über den Neckar, gang über den Rhein, fahr en a alds Weible nei“, „Ned geschmepft isch globt gnug“ oder das Lied „Auf der schwäbischen Eisenbahne“ immer wieder zitiert wurden. Dabei waren die Übergänge zu anekdotenhaften Erzählungen fließend, die nicht selten den Charakter eines Protagonisten hervortreten ließen, der Zuschreibungen des Schwäbischen wie „sparsam“, „schafferrich“ und „bärbeißig“ aufwies. Es gibt also neben dem spezifischen metasprachlichen Wissen, das sich von Ort zu Ort leicht unterscheidet, auch ein allgemeines metasprachliches Wissen, was ein Verständnis des „Schwäbischen“ und „Schwäbischseins“ an sich beinhaltet. Der schwäbische Dialekt ist also in der subjektiven Wahrnehmung seiner Sprecher immer auch kulturell konnotiert.

Dies trat bereits sehr deutlich bei den nicht-sprachlichen Begründungen für subjektive Dialektgrenzen hervor (vgl. Abschnitt 3.2.3). Aber auch in den Interviews mit jüngeren Dialektsprechern fanden sich immer wieder Bekenntnisse zum schwäbischen Dialekt und seinen kulturellen Implikationen. Sogar bei eher standardnahen Sprechern, die berufsbedingt nicht häufig Dialekt sprechen, wie dieser jungen Außenhandelskauffrau aus Neuhausen, wurde der Dialekt als „kulturell“ und damit als wertvoll wahrgenommen:

Interviewer: „Hat der Dialekt noch eine Bedeutung für dich?“

Tanja Hartmann: „Ja, ein Stück kulturell ist es ja schon noch. Also ‚Wir können alles. Außer Hochdeutsch.‘ so ungefähr. Ne, also ganz hergeben wollte ich ihn nicht und es gibt auch deutlich schlimmere – also tauschen wollte ich ihn auch nicht.“³⁹⁴

394 Gruppeninterview mit Tanja Hartmann (27) und ihrem Lebensgefährten Michael Metzger (27), 10.5.2011, Neuhausen (00:17:34–4).

Bei diesem jungen Weinbauern aus Lauffen genießt das Schwäbische ebenfalls hohes Ansehen:

Interviewer: „Bist du Schwabe?“

Jonas Mey: „Absolut, auch von der Einstellung und Mentalität her.“³⁹⁵

Auch wenn hier nicht explizit gesagt wird, was genau mit schwäbischer Kultur, einer schwäbischen Einstellung und einer schwäbischen Mentalität gemeint ist, so zeigt sich dennoch, dass nicht allein der Dialekt als Marker einer raumbezogenen Identität fungiert. Hermann Bausinger erklärt die wahrgenommenen Charakteristika einer schwäbischen Mentalität mit der Geschichte Württembergs. Im Vergleich zum katholischen Baden herrschte hier meistens pietistische Strenge:

„Kontrolle und Selbstkontrolle wurden zu wesentlichen Bestandteilen des Alltags, nicht selten in der Form des ‚schielenden, hämischen Sichbekümmerns um das Privatleben der Nebenmenschen, wie es der schwäbische Philosoph Friedrich Theodor Vischer seinen Landsleuten vorwarf. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass etwas von dieser Mentalität geblieben ist – nicht weil es in die schwäbische Genstruktur eingraviert ist, sondern weil solche Haltungen über Erfahrung und Gewohnheit zur zweiter Natur vieler Menschen geworden sind.“³⁹⁶

Arno Ruoff vertritt die Ansicht, dass es nichts spezifisch Schwäbisches gäbe, außer dem schwäbischen Dialekt. Alle anderen „schwäbischen“ Eigenschaften, wie zum Beispiel Sparsamkeit und Pragmatismus, ließen sich inzwischen problemlos auf „die Deutschen“ im Allgemeinen übertragen.³⁹⁷ Dennoch existieren in den im Rahmen dieser Arbeit dargelegten Forschungen immer wieder Hinweise auf eine sprachliche Identifikation, die über eine rein sprachliche Dimension hinausreicht. Wenn man mit den Soziologen William Isaac Thomas und Dorothy Swaine Thomas davon ausgeht, dass Situationen die Akteure als real

395 Ausschnitt aus dem Interview mit Jonas Mey (24), 25.5.2011, Lauffen (00:08:35–3).

396 Hermann Bausinger: Grenze a. D.. In: Grenzlandschaften. An der ehemaligen Grenze zwischen Baden und Württemberg im heutigen Enzkreis und der Stadt Pforzheim. Pforzheim 2002, S. 20–21.

397 Arno Ruoff: Der Schwabe und sein Schwäbisch. In: Angelika Brieschke et al. (Red.): Schwabenbilder. Zur Konstruktion eines Regionalcharakters. Begleitband zur Ausstellung „Schwabenbilder“ im Haspelturm des Tübinger Schlosses, 18. April bis 1. Juni 1997. Tübingen 1997, S. 39–41, S. 41.

definieren, zumindest in ihren Handlungskonsequenzen tatsächlich real sind,³⁹⁸ muss man von einem gewissen Einfluss durch das gelebte Selbstverständnis auf die Kultur der Sprecher ausgehen.

Ähnliches gilt auch für den Hohenloher Dialekt, deren Sprechern Eigenschaften wie Schläue („Hohenloher Schlitzohr“) und Humor, garniert mit etwas Rebellentum (Götz von Berlichingen), zugeschrieben werden. Auch hier gibt es einen Kanon von Sprüchen, wie zum Beispiel „Wo die Hasen House heißen und die Hosen Hause sind“ oder „Nimm an Beschä und schloch die Mausch dod!“, die zwar weniger auf den Charakter der Hohenloher selbst, als auf den Charakter ihres Dialekts verweisen, aber eine ebenso starke Verbreitung und Rezitation erfahren. Die hier hervortretenden lautlichen Besonderheiten werden sowohl von den Hohenlohern selbst, als auch von ihren direkten Nachbarn im angrenzenden schwäbischen Sprachraum oft und gerne frei zitiert, wie zum Beispiel während eines Interviews in Stimpfach:

Michael Sengler: „Die muss man nicht mal kennen. Wenn einer ‚wasch‘ [gedehntes a] secht [sagt], der kommt dann von der Crailsheimer Richtung. Das ist mal wichtig.“ [alle lachen]

Ernst Teinach: „Und wenn’s von ‚House‘ schwätze, wenn’s noch die ‚House‘ fidara [füttern] müsse – Hasen.“³⁹⁹

Auch in anderen fränkischen Dialekten lassen sich diese Formen der Eigenbeschreibungen finden, wobei das Hohenlohische jedoch heraussticht. Dies mag an der sonst hohen Diversifizierung im Erhebungsraum Nord-Baden-Württemberg liegen. Denn hier grenzen das Ost-, Süd- und Rheinfränkische von Norden her an das Schwäbische, sodass eine eindeutige Zuordnung zu einer größeren Dialektgemeinschaft für den Laien (und auch für den Sprachwissenschaftler) oft schwierig wird. Beim Südfränkischen kommt noch die Schwierigkeit dazu, dass man sich im Verbreitungsgebiet zwar als „Badener“ fühlt, das „Badische“ aber keine wissenschaftliche Dialektbezeichnung ist, weil das ehemalige Großherzogtum Baden, wie bereits beschrieben, mehrere sehr unterschiedliche Dialekte (Ober-

398 Das sogenannte Thomas-Theorem wird von Robert K. Merton beschrieben, vgl. Robert K. Merton: *Social Theory and Social Structure*. New York 1968, S. 477.

399 Aus einem Gruppeninterview mit Dirk Huber (25), Ernst Teinach (26), Michael Sengler (25), Erna Huber (30), am 6.5.2011 in Stimpfach an der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze (00:35:32–6).

rheinalemannisch, Ostfränkisch, Südfränkisch, Übergangsformen etc.) und Regionen umfasst. Bereits Hermann Bausinger konstatierte, dass die ehemalige badisch-württembergische Landesgrenze in Bezug auf die Dialekte eine untergeordnete Rolle spiele. Er verbindet die Mundartgrenzen dagegen mit älteren politischen Grenzen von Siedlungsräumen aus dem Mittelalter und schreibt: „Eine badische Mundart im Sinne einer besonderen Ausprägung der Sprache gibt es nicht.“⁴⁰⁰ Die dessen ungeachtet auftretende laienlinguistische Bezeichnung „badisch“ schreibt Bausinger dem Abgrenzungswillen gegenüber dem Schwäbischen zu, was allerdings nur im mittleren badischen Raum (um Karlsruhe und Pforzheim) zu beobachten ist (vgl. Abb. 3, S. 48). Im Norden tritt oft das „Pfälzische“ und im Süden das „Alemannische“ hervor. Allerdings wird der Begriff „Alemannisch“ meist synonym mit dem Begriff „Hochalemannisch“ zur Bezeichnung des schweizerdeutschen Dialekts gebraucht und ist somit bereits anderweitig konnotiert. Im Untersuchungsgebiet des *SNBW* waren zudem häufig Mischformen der hier aneinandergrenzenden Dialekte zu finden, was die Zuordnung zu einem bestimmten Dialekt zusätzlich erschwerte.

Die Diversifizierung des fränkischen Dialekts gegenüber dem schwäbischen Dialekt fällt auf und wurde bereits in Kapitel 3 erläutert. Es sollen nun vorrangig die inhärenten Identifikationspotenziale der Dialekte untersucht werden, die oft nicht-sprachlicher Herkunft sind aber dazu beitragen, dass sich Sprecher einer bestimmten sozialen Gruppe zuordnen. Besonders deutlich wird dies an dem im Heilbronner und Brettener Raum auftretenden Ausdruck des „Dachtraufschwaben“. Der Begriff fiel interessanterweise als Antwort auf die Frage nach dem eigenen Dialekt und nicht nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe. Er hat einen leicht abwertenden Charakter, da hier die periphere Lage der Bezeichneten zum Ausdruck kommt. Auch wenn die befragten Sprecher in Neuenstadt am Kocher, Gundelsheim und Widdern sprachlich nicht dem schwäbischen Sprachraum zuzuordnen waren,⁴⁰¹ so nahmen sie diese Zuordnung selbst vor und zwar in dieser leicht abwertenden Form. Dies ist als Zeichen für die Dominanz des Schwäbischen in Bezug auf identifikative Potenziale zu werten. Der historische Hintergrund wird bei dieser Selbsteinschätzung ebenfalls eine Rolle spielen, da alle drei Orte früher zum Königreich Württem-

400 Hermann Bausinger: Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern. Stuttgart/München 2002, S. 248.

401 Karlheinz Jakob rechnet diese Orte dem Südostfränkischen zu. Vgl. Karlheinz Jakob: Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Überganglandschaft (= Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland, 3/Teil 2, Kartenband). Marburg 1985.

berg gehörten. Auch auf der hier vorliegenden Karte der Eigenbenennungen lässt sich erkennen, dass sich in unsicheren Übergangsbereichen die Bezeichnung „Dachtraufschwabe“ bis hin an die ehemalige Landesgrenze finden lässt, nicht aber darüber hinaus.

Die an der ehemals badisch-württembergischen Grenze ebenfalls auftretenden Nennungen wie „Mischung“ oder Ortseigenamen des Dialekts wie „Widdemerisch“ sind dagegen auf beiden Seiten zu finden und müssen als zusätzliche Anzeichen für Unsicherheiten hinsichtlich der Identifizierung eines bestimmten Dialekts gedeutet werden. Mehrfachnennungen, also unterschiedliche Dialektbezeichnungen, finden sich überdurchschnittlich oft an der ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze im fränkischen und alemannischen Übergangsbereich, nicht aber im homogen schwäbischen Sprachraum. Dass diese schwäbische Identitätsstärke auch Einflüsse auf sprachliche Veränderungen hat, zeigt die Auswertung der im Projekt Sprachalltag gewonnenen Dialektdaten durch Rudolf Bühler. Er hat die aktuellen Sprachdaten unter anderem mit den Ergebnissen von Karl Haag von 1925–30 verglichen.⁴⁰² Bereits in seiner 1946 erschienenen Publikation „Die Grenzen des Schwäbischen in Württemberg“ spricht Haag von einem „Schlachtfeld“ zwischen Schwäbisch, Westfränkisch und Ostfränkisch sowie von „kämpfenden Lautheeren“.⁴⁰³

Eine andere Studie zu lautlichen Unterschieden an der ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze in den Orten Neuenstadt am Kocher und Stein am Kocher verdeutlicht zudem, dass trotz kaum vorhandener lautlicher Unterschiede, die ehemalige Landesgrenze von den hier lebenden Dialektsprechern als Sprachgrenze beschrieben wird.⁴⁰⁴ Dies belegt erneut, wie wichtig territoriale Zugehörigkeitsgefühle und Einstellungen für subjektive Dialektgrenzen und den Sprachwandel sind.

Bei dem beschriebenen Phänomen handelt es sich um einen horizontalen Sprachwandel, das heißt in diesem traditionell sehr bewegten Dialektgebiet werden ab und zu Lautungen anderer Dialekte von den Sprechern einer fremden Dialektgruppe übernommen. Der dialektale Wandel ist somit nicht, wie im Falle eines vertikalen Sprachwandels, als Anzeichen für eine geringe Dialektloyalität gegenüber einem hohen Prestige der Standardsprache zu werten. Die Ergebnisse aus Lauffen (im dialektalen Übergangsbereich südlich von Heilbronn)

402 Rudolf Bühler: Sprachgrenzen und -übergänge in Nord-Baden-Württemberg. Eine Untersuchung an der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze (Arbeitstitel). Dissertation Universität Tübingen 2015 (i.E).

403 Vgl. Karl Haag: Die Grenzen des Schwäbischen in Württemberg. Stuttgart 1946. S. 48 ff.

404 Angelika Dietz: Die Frontlinie – eine psychologische Sprachgrenze zwischen Baden und Württemberg. In: Eckart Frahm (Hg.): Renaissance des Dialekts? Tübingen 2003, S. 100–109.

bestätigen dies ebenfalls. Auch hier konnten sich die Befragten zuweilen nicht eindeutig einem bestimmten Dialekt zuordnen („schwäbisch-fränkisch“, „Schwäbisch mit fränkischem Einschlag“), hatten aber dennoch eine sehr positive Einstellung zum eigenen Dialekt und zur Region.

Das zeigt, dass die Identifikationsangebote von großräumigen Dialekten wie dem Schwäbischen gerne genutzt und gelebt werden.⁴⁰⁵ Dennoch sind diese großräumigen Zuordnungen nicht unbedingt notwendig sind für eine dialektale Identität. Gegebenenfalls wird diese durch die Dialektsprecher auf den minimalen Sprecherkreis der Ortschaft reduziert und muss dann nicht zwangsweise einer übergeordneten Varietät zugerechnet werden. Daher sollen im Folgenden noch andere Faktoren raumbezogener Identitäten herangezogen werden.

6.3 Raumbezogene Identitäten

6.3.1 Vorüberlegungen

Der Begriff „raumbezogene Identität“ stammt von dem Sozialgeografen Peter Weichhart und wird von ihm im weitesten Sinne als ein Vertrauen auf die Konstanz des Lebensraumes beschrieben.⁴⁰⁶ Durch die Sicherheit und Vorhersehbarkeit räumlicher Komponenten kann seiner Meinung nach auch eine Konstanz der Identität entstehen, die vor allem durch die ideale, weil vorhersehbare, Handlungsgrundlage „Raum“ bedingt ist.

Auch bei dem Sozialgeografen Benno Werlen basieren die raumbezogenen Identitäten auf lokalen, d.h. physisch-materiellen Handlungskontexten, die als ein vertrautes Setting fungieren, das Sicherheit, Stimulation und soziale Kohärenz bietet und dadurch zum einen ein „leichtes Handeln“ gewährleistet, zum anderen die „Ich-Identität“ stärkt.⁴⁰⁷

Peter Weichhart beschreibt Raum weiterführend als Satisfaktionsraum und Stimulationsraum individueller Bedürfnisse. Die Stimulation ist dabei das Ergebnis sozialer Interaktionen, die zwar durch den Einzelnen ausgelöst, aber durch andere reguliert werden. Motivati-

405 Nach dem Philosophen und Sozialtheoretiker Theodor Schatzki hat eine Einheit erst dann eine Identität, wenn sie ein Verständnis von ihrer eigenen Bedeutung hat. Vgl. Theodor R. Schatzki: *The Site of the Social: a philosophical account of the constitution of social life and change*. Pennsylvania State University Press, University Park 2002, S. 47.

406 Peter Weichhart: *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation (= Erdkundliches Wissen, 102)*. Stuttgart 1990, S. 52.

407 Ebd. S.14.

on auf beiden Seiten ist das persönliche Streben nach Status, Zugehörigkeit und Liebe. Die soziale Interaktion löst bestimmte Praktiken der Aneignung aus, die sich auch in Symbolen und Inhalten einer sozialen Position ausdrücken können. Weichhart zitiert an dieser Stelle den Schweizer Geografen Ernst A. Brugger, der sagte: „Heimat ist dort, wo man die Ursache von etwas ist.“⁴⁰⁸ Allerdings soll der Heimatbegriff hier nicht weiter diskutiert werden. Der Fokus soll vielmehr auf den bereits von den beiden Geografen herausgestellten Aspekt sozialer Interaktion im Raum gelegt werden, der immer wieder in den sprachethnografischen Interviews betont wurde, wie hier etwa von einem 20-jährigen Stimpfacher:

Interviewer: „Geht man denn auch mal rüber [nach Bayern]?“

Thorsten Schön: „[lacht]. Mmh – ich denke mal, es kommt darauf an, wie man in Bayern verwurzelt ist. Wie gesagt, wir haben unsere ganze Verwandtschaft hier in der Ecke, ich habe meinen Freundeskreis hier in der Ecke, und das heißt für mich liegt eigentlich Dinkelsbühl – das wäre die nächste größere Ortschaft – eigentlich fern. Ich meine, ja – gut – wenn Kinderzeche ist, dann gehen wir schon hin, das ist das Volksfest dort. Da gehen wir hin, das nehmen wir mit. [lacht]. Aber sonst – pfff.“⁴⁰⁹

Die Argumente, die dafür sprechen, an einem Ort zu bleiben bzw. an einen bestimmten Ort zu gehen, werden hier ausnahmslos mit sozialen Beziehungen begründet. Selbst wenn der Ort verlassen wird, geschieht dies nicht als Einzelperson, sondern in der Gruppe. Darin drückt sich eine starke „emotionale Ortsbezogenheit“ aus, für die Heiner Treinen einen „örtlichen Verkehrskreis“⁴¹⁰ als entscheidenden Faktor benennt.⁴¹¹ Im Gegensatz dazu lässt sich der ebenfalls von Treinen eingeführte Begriff der „symbolischen Ortsbezogenheit“ in dem Fall des jungen Stimpfachers nicht ausmachen. Diese sieht Treinen vor allem in der Bindung an den Ortsnamen, an wichtige Gebäude (Kirchen, Schlösser, Brücken, Türme) und auch an regionale Naturprodukte und ortstypische Speisen. Im folgenden Zitat wird – trotz einer suggerierten symbolischen Ortsbezogenheit – vom Interviewten auch mit einer emotionalen Ortsbezogenheit geantwortet.

408 Ebd., S. 38.

409 Interview mit Thorsten Schön (20), Zivildienstleistender, 6.5.2011, Stimpfach (00:15:37–0).

410 Vgl. Treinen 1965, S. 28.

411 Vgl. Abschnitt 4.6 zum Begriff der Ortsloyalität.

Interviewer: „Fühlen Sie sich dadurch, dass Sie Dialekt sprechen, stärker mit Ihrem Ort verbunden? Mit Tiefenbronn?“

Volker Hardt: „Ja. Wobei eher mit den Leuten, wo ich kenne, wo man sich kennt. Wenn wir im Kegelverein oder so sind, wo wir gesellig beieinander sind. Das ist selten, dass da einer dann Hochdeutsch spricht.“⁴¹²

Es ist also abermals der Bezug zu den Bewohnern, der mit dem Bezug zum Ort gleichgesetzt wird. Neben dieser emotionalen Ortsbezogenheit kam zuvor bereits auch das Wissen um die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Region oder Kultur (zum Beispiel des Schwäbischseins) zur Sprache. Treinen benennt diese Formen des Ortsbezugs als Teil der symbolischen Ortsbezogenheit. Dazu zählt er neben dem Dialekt auch anderes immaterielles kulturelles Erbe, wie zum Beispiel lokalthistorische Begebenheiten, lokale Helden und Mythen, die an das Bewusstsein regional typischer Charaktereigenschaften gekoppelt sind. Eines der wichtigsten Merkmale der symbolischen Ortsbezogenheit ist für Treinen aber der Dialekt. Dieser stellt für ihn ein Angebot dar, sich symbolisch auf einen Ort zu beziehen. Das heißt jemand, der sich von einem Ort distanzieren will, würde weniger Dialekt sprechen, als jemand, der dazu gehören will. Solche Prozesse laufen jedoch nicht immer bewusst ab, so dass nicht jeder, der Dialekt spricht, dies tut, um sich symbolisch auf einen bestimmten Ort zu beziehen. Daher kann man nicht jedem Dialektsprecher einen bewusst gesetzten symbolischen Ortsbezug unterstellen. Im Übrigen haben die Ergebnisse der Schülerrumfrage im Rahmen der vorliegenden Arbeit gezeigt, dass kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Orts- und Dialektloyalität besteht (vgl. Abschnitt 3.4.4.2).

Gerhard Hard definiert das Raumbewusstsein noch etwas radikaler, nämlich als „nicht individuellen Bestandteil von Bewusstsein und Teil sozialer Kommunikation“. Die auf ein Regionalbewusstsein zurückzuführenden Raumabstraktionen richten sich bei Hard in den seltensten Fällen auf Flächen oder Grenzen, sondern vornehmlich auf regionale Besonderheiten wie Geschichten, Trachten, Dialekte, charakteristische Körper- und übernommene Lebensformen, Architektur und Mentalitäten. Regionalbewusstsein sei daher weniger als

412 Erhebungsbegleitendes Interview Volker Hardt (77 Jahre), Tiefenbronn, 28.11.2011, notiert durch Studentin Lucia Reckers im Rahmen des von der Autorin der vorliegenden Arbeit durchgeführten Seminars „Dialektforschung als Kulturwissenschaft“ im WS 2011/12 am Ludwig-Uhland-Institut.

Raum zu betrachten, denn als Kommunikationssystem, in dem emotional und politisch besetzte Raumabstraktionen zirkulierten.⁴¹³

Es findet also eine räumliche Kontextualisierung sozialer Prozesse statt, die sich auf der Ebene des „praktischen Bewusstseins“ als implizites Wissen (*Tacit Knowledge*) wiederfinden und dabei von vielen äußeren Faktoren und Akteuren beeinflusst werden können (vgl. Abschnitt 4.4, „Akteure des Dialektregionen-Machens“). Metasprachliches Wissen über dialektale Besonderheiten und Dialektgrenzen bildet somit einen Teil dieser räumlichen Kontextualisierungen, man könnte auch von einer Kulturalisierung des Raumes sprechen.⁴¹⁴

Im Konkreten handelt sich bei Raumbildungsprozessen immer um überindividuelle Prozesse, in denen Dialekte Sprachräume und Landschaftsidentitäten bilden und so neben anderen politischen, kulturellen und sozialen Prozessen zur Kulturraumbildung beitragen.⁴¹⁵ Diese Kulturräume werden seit jeher von der Volkskunde anhand der beschriebenen Phänomene (Architektur, Kleidung, Bräuche) untersucht. Allerdings hat Hermann Bausinger bereits kritisch angemerkt, dass durch eine Konzentration auf diese Ausformungen von Kultur die Akteure etwas aus dem Blick geraten können. Daher plädiert er mit Richard Weiss für die Berücksichtigung „subjektiver Räume“ und für ein Verständnis des Raumes als „soziales Konstrukt“.⁴¹⁶

Bei den Befragungen während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag ließen sich viele Beispiele für die subjektive Strukturierung des Raumes durch die Zuschreibung von sprachlichen und kulturellen Merkmalen finden, wie zum Beispiel im folgenden Zitat aus Neuhausen:

413 Mit der Definition von Raum als Netzwerk, bezieht sich Hard hier eindeutig auf Luhmanns Systemtheorie. Vgl. Gerhard Hard: „Bewusstseinsräume“. Interpretationen zu geographischen Versuchen, regionales Bewusstsein zu erforschen. In: Ders. (Hg.): Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1 (= Osnabrücker Studien zur Geographie, 22). Osnabrück 2002, S. 303–328, S. 315.

414 Georg Simmel hat hier seinen Raumbegriff angesiedelt; er spricht vom Raum als „Tätigkeit der Seele“ vgl. Georg Simmel: Soziologie des Raums. In: Otthein Rammstedt (Hg.): Gesamtausgabe, Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Frankfurt am Main 1995 (1903), S. 132–184.

415 Berroth 2001, S. 207.

416 Hermann Bausinger: Räumliche Orientierung. Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension. In: Nils-Arvid Bringeus (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günther Wiegmann zum 60. Geburtstag, Bd.1 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 60). Münster 1988, S. 43–52, S. 44 und vgl. weiterführend Richard Weiss: Kulturgrenzen und ihre Bestimmung durch volkskundliche Karten. In: Studium Generale. Zeitschrift für interdisziplinäre Studien 5/1952, S. 363–373.

„Manche Wörter, die bleiben noch. Das kommt auch von der Geschichte von Neuhausen. Wir waren ja katholisch, rein katholisch, und Sielmingen und das Umland war ja alles evangelisch.“⁴¹⁷

Die Identitätsbildung passiert zunächst im Nahbereich und entsteht über soziale Interaktion, da Rollenzuschreibungen durch die soziale Umwelt eine entscheidende Voraussetzung und Vorgabe für die Entwicklung der Ich-Identität sind. Es geht um das Verstehen der eigenen Welt, das Sich-Erkennen, aber auch das Erkannt- und Anerkanntwerden von Anderen.⁴¹⁸ Auf den Raum bezogen kann das bedeuten, dass ein bestimmter Raumausschnitt Teil der kognitiven Identität wird – das kann zum einen konstitutiv für die individuelle Identität aber auch für eine Gruppenidentität sein (wenn sich dieser Raumausschnitt bei mehreren Individuen als konstitutiv für ihre Identität erweist). Alexander Mitscherlich spricht passend dazu vom Raum als Psychotop.⁴¹⁹ Weitere konstitutive Elemente der Ich-Identität sind nach Peter Weichhart neben territorialer (auch nationaler) Zugehörigkeit vor allem Alter, Geschlecht, Herkunft, ethnische Zugehörigkeit, Körper, Lebensgeschichte, Arbeit und Beruf, Weltanschauung und Freizeitinteressen.⁴²⁰

Auch in Bezug auf die raumbezogene Identität gibt es alle möglichen Formen und Abstufungen. Nicht jeder liest gerne Heimatbücher, geht gerne ins Mundarttheater oder Dorfmuseum, obwohl nach Konrad Köstlin hier eine Renaissance zu verzeichnen ist. Köstlin vermutet hinter Geschichtsfolklorismus, regionalen Kochbüchern u. Ä. eine Reaktion auf die Diffusität und Offenheit einer globalisierten Gesellschaft.⁴²¹ Diese These des Regionalismus als Reaktion auf die Globalisierung findet sich in zahlreichen Variationen, so zum Beispiel auch in der Annahme, dass das Dialektsprechen als bewusste Rückwendung zum Eigenen eine Konjunktur erlebe. Abgesehen von der Pauschalität solcher Aussagen bleibt offen, seit wann es „diese Globalisierung“ eigentlich gibt. Seit dem Aufbruch in die Moderne, Ende des 19. Jahrhunderts? Seit den 1920er-Jahren, seit den 1950er-Jahren, seit Anfang

417 Rudolf Vogt (78) und Traugott Echter (80), 14.5.2010, Neuhausen, das Zitat stammt von Rudolf Vogt (ES_Neu_28–35, 00:25:35–4).

418 Ina-Maria Greverus: Neues Zeitalter oder Verkehrte Welt. Anthropologie als Kritik. Darmstadt 1990, S. 62.

419 Alexander Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main 1965, S. 14.

420 Weichhart 1990, S. 14 f.

421 Konrad Köstlin: Heimat geht durch den Magen. Oder: Das Maultaschensyndrom – Soul-Food in der Moderne. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 4/1991, S.147–164.

der 1970er-Jahre oder doch erst mit dem Entstehen des *World Wide Web*, Ende der 1990er-Jahre?

Allein die Existenz von Aussagen dieser Art veranschaulicht jedoch den Sonderstatus des Dialekts im Vergleich zu anderen Soziolekten. Seine diatopische Komponente erlaubt – im Vergleich zu diastratischen Faktoren wie Geschlecht, Alter oder sozialer Herkunft – die Konnotation eines Individuums mit einem bestimmten Ort oder einer bestimmten Region.⁴²² Es ist also eine Zuordnung von außen möglich. Umgekehrt ist das Sprechen eines Dialekts nicht gleichzusetzen mit einer raumbezogenen Identität und einem bewussten oder unbewussten Bekenntnis zur Region. Peter Weichhart relativiert und entkräftet diesen Rückschluss immer wieder mit dem Argument, dass eine raumbezogene Identität symbolisch durch den Gebrauch des entsprechenden Dialekts realisiert bzw. gelebt werden kann, aber nicht muss. Die wichtigste Funktion der raumbezogenen Identität sei ohnehin Kohäsion und Integration in soziale Gruppierungen,⁴²³ dabei könne ein Dialekt lediglich hilfreich sein.

6.3.2 „Wir verstehen uns“ – Dialektale Sprachgemeinschaften im Vergleich

Die raumbezogene Kohäsion und Integration funktioniert im hohen Maße über Sprache. Eine Solidarisierung zweier Individuen kann einzig und allein aufgrund der Nutzung einer gemeinsamen Sprache (vor allem in einem fremdsprachlichen Umfeld) geschehen. Auch Dialekte bieten bereits diese Form von sozialer Kennung und möglicher Verbrüderung. Eine Gewährsperson aus Gerstetten (Kreis Heidenheim) berichtete während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag von einer Rinderauktion in Ilshofen. Hier habe er stets an den jeweiligen Dialekten erkannt, ob jemand aus dem Ostalbkreis kam oder nicht, bzw. wie er es ausdrückte, von „vor dem Limes oder hinter dem Limes“. Weiterführend erklärte er, man käme mit denen, die den gleichen Dialekt sprechen, leichter in Kontakt. Die Auktionsteilnehmer bildeten so, je nach Dialekt, eine sprachliche Einheit, die sich auch als soziale Gruppe definieren ließe:

422 Vgl. Heiko Hausendorf: Zuordnen, Zuschreiben und Bewerten: Die Konstruktion kollektiver Identität in Alltagsgesprächen. In: Eva Reichmann (Hg.): Narrative Konstruktion nationaler Identität. St. Ingbert 2000, S. 343–361.

423 Weichhart 1990, S. 53.

„Die, wo osern [unseren] [...]. Württembergisch, altwürttembergisch schwätzed [...]. Mit dene schwädsch mee [sprichst du mehr] als mid dene Hohenloher, wo'd Verständigungsschwierigkeiten hasch!“⁴²⁴

Der symbolische Ortsbezug des Dialekts wird hier also von allen beteiligten Parteien eingesetzt, um gute Geschäfte zu machen. Eine Sprachgemeinschaft muss somit nicht immer eine Dorfgemeinschaft sein, obwohl das häufig zutrifft. Weitere Sprachgemeinschaften, die während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag benannt wurden, waren neben den fremddialektalen Nachbargemeinden auch „die Jüngeren“ oder „die Älteren“. In diesen Fällen dient der Dialekt nicht nur als Symbol für einen Ortsbezug, sondern auch als Symbol für ein fortgeschrittenes Alter. Neben diesen territorialen und generationellen Grenzziehungen zwischen Sprachgemeinschaften, die zum Teil kulturell oder konfessionell begründet wurden, kam es auch immer wieder zu sozialen Grenzziehungen und insbesondere zur Zuordnung des Dialekts zu Personen mit einer landwirtschaftlichen Tätigkeit:

Tanja Hartmann: „Also ich denke schon, es wird weniger [der Dialekt]. Wobei es auch auf die Kreise drauf ankommt – also der Timo, der ist 20 und der redet breitetes Schwäbisch. Also ich denke, es kommt dann immer drauf an, wo man sich aufhält.“

Interviewer: „Woher stammt er?“

T. H.: „Aus Hard und seine Eltern kommen aus der Landwirtschaft.“

Michael Metzger: „Alle komplett in der Landwirtschaft, und da ist es halt wirklich ausgeprägtestes Schwäbisch – am Rande der Legalität. [lachen]“⁴²⁵

Neben den sozialen Bezügen, die benannt werden, wenn die Zugehörigkeit zu einer dialektalen Gruppe beschrieben werden soll, ist der nächste Schritt, die Menschen zu beschreiben, die nicht dazugehören. Dies war in nahezu allen Orten während der Erhebung des Projekts Sprachalltag der Fall, wenn nach dialektalen Unterschieden zu den Nachbarortschaften gefragt wurde. Hier wurden nicht nur sprachliche, sondern meist auch charakterliche Unterschiede mit den entsprechenden Begründungen genannt.

424 Interviewausschnitt mit Günter Wacker (55), 25.10.2010, Gerstetten (HDH_Ger_26–35, 00:46:44).

425 Interview mit Tanja Hartmann (27) und ihrem Lebensgefährten Michael Metzger (27), 10.5.2011, Neuhausen (00:17:34–05).

Dieses Prinzip findet sich auch in Bourdieus Theorie des sozialen Raums wieder. Der soziale Raum ist ein symbolisches System, das durch Distinktionen organisiert ist und durch Macht und/oder Kapital strukturiert wird. Dabei kann es sich um materielle Macht oder um inkorporierte Macht im Sinne von „Prestige“ oder „Renomé“ (bei Bourdieu: symbolisches Kapital) handeln. Die Akteure oder Gruppen von Akteuren werden dann anhand ihrer relativen Stellung innerhalb des sozialen Raumes definiert. Dabei resultieren die Wahrnehmungskategorien im Wesentlichen aus der Inkorporierung der objektiven Strukturen des sozialen Raums; es handelt sich also wiederum um ein sich selbst reproduzierendes soziales Phänomen.⁴²⁶

Auch Benedikt Andersons *Imagined Community* ist damit vergleichbar. Anderson sieht moderne Gesellschaften stärker denn je zuvor an symbolischem Wirken orientiert. Macht hat derjenige, der symbolische Macht hat.⁴²⁷

Mit Bourdieu gesehen ist der Dialekt also, je nachdem ob und mit welchem sozialen Prestige er von den Akteuren in einem sozialen Raum versehen wird, als stabilisierendes oder destabilisierendes Instrument zu deuten, wenn es um die Installation und Beibehaltung des persönlichen Status geht. Er selbst dient dabei unter Umständen als ein Mittel und Medium symbolischer Macht, ist aber auch zugleich Teil der sich selbst strukturierenden Struktur „sozialer Raum“.

In Neuhausen auf den Fildern wird der Dialekt insbesondere mit Bäuerlichkeit und Ländlichkeit verbunden. Er dient hier nur dann zur Stabilisierung des persönlichen Status, wenn der Sprecher sich selbst als Teil einer traditionell ländlichen Gemeinschaft sieht oder gesehen werden möchte. Dass diese Einstellung eine leicht negative Komponente beinhaltet, wird bereits bei den Aussagen der dialektloyalen älteren Generation deutlich. Vermeintliche Dialektunterschiede zum Nachbardorf Sielmingen werden hier damit erklärt, dass die Sielminger früher allesamt Bauern gewesen seien, die Neuhausener selbst jedoch nur Nebenerwerbslandwirte. Basisdialektale Lautungen wurden von den Befragten nach Sielmingen verortet, was die Assoziationskette „dialektal = bäuerlich“ ebenfalls nachzeichnet (vgl. Zitat S. 60). Zwar ist man sich darüber im Klaren, dass man selbst auch Dialekt spricht,

426 Pierre Bourdieu: Sozialer Raum und Klassen. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen übersetzt von Bernd Schwibs, Februar 1984 Universität Frankfurt. Frankfurt 1985, S. 10–20.

427 Vgl. Benedict Anderson: *Die Erfindung der Nation*. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main 2005 (1983). Anderson sieht auch das Scheitern der Weimarer Republik in der Tatsache begründet, dass sie dem stark symbolgeladenen Nationalsozialismus keine symbolische Konkurrenz bieten konnte.

verortet sich aber selbst eher bei den gemäßigten Dialektsprechern, indem man andere benennt, die noch viel „breiter“ Dialekt sprechen als man selbst. Dies ist auch bei der jüngeren Generation in Neuhausen der Fall, die sich zwar auch leicht zum städtischen Schwäbisch der Stuttgarter abgrenzt, vor allem aber zum „breiteren“ Schwäbisch der Alb. Zwar verändern sich die Personen, gegen die die Abgrenzung stattfindet (Sielminger werden zu Äblern), die zugrundeliegende Motivation und Einstellung aber bleibt dieselbe. Diese starke Relevanz und Beharrlichkeit von Einstellungen beschrieb William Labov bereits 1972.

„A speech community is better defined by the presence of shared norms, attitudes and perceptions than by that of shared performance characteristics.“⁴²⁸

Seiner Definition nach ist es nicht unbedingt notwendig, als Sprachgemeinschaft kongruente Ausspracheformen zu wählen, so lange man sich über die Aussprachenormen einig ist. Im Beispielort Neuhausen kann also von einer örtlichen Sprachgemeinschaft gesprochen werden, obwohl sich die Sprachwahrnehmung von Großeltern- zu Enkelgeneration etwas gewandelt hat, was auch auf ein leicht verändertes Normempfinden hindeutet. Allerdings ist die Grundeinstellung in Bezug auf den Dialekt gleich geblieben. Die Enkelgeneration möchte nur nicht mehr als „bäuerlich“ wahrgenommen werden und distanziert sich daher auch sprachlich von der dialektalen Großelterngeneration.

Eine Sprachgemeinschaft ist neben geteilten Normen, Einstellungen und Wahrnehmungen häufig auch durch die zugrundeliegenden soziodemografischen Faktoren, wie ein ähnliches Alter und eine ähnliche räumliche und soziale Herkunft charakterisiert. Hier spielen kulturelle Faktoren mit hinein – wie zum Beispiel historische, ideelle, politische und ökonomische Entitäten.⁴²⁹ Im Fall von Neuhausen war dies zunächst durch die Zugehörigkeit zu Vorderösterreich und bis Mitte des letzten Jahrhunderts vor allem durch die katholische Konfession bedingt, die ein Heiraten „nach außen“ extrem erschwerte und den Neuhausenern ihren vielzitierten Inselstatus verlieh. Heute spielen solche sozialen Zwänge nach Aussage der befragten Personen keine Rolle mehr:

428 Vgl. William Labov: *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia 1972, S. 158, auch zitiert in: Nancy A. Niedzielski/Dennis R. Preston: *Folk Linguistics (= Trends in Linguistics: Studies and Monographs, 122)*. Berlin 2000, S. 43.

429 Schlieben-Lange 1991, S. 88.

„Neuhaus isch katholisch bis 1803 vorderösterreichisch – ist immer abgegrenzt worden. Zu Fasnet – die sagen Fasching – isch ma do hälinge nei gange, aber hoim bringe hät ma do koine. [– ist man da heimlich hinein gegangen, aber nach Hause gebracht hat man da keine].“ [...] Nach dem Krieg hat sich's gemischt: Die haben Evangelische gekriegt, wir Katholische. Vor dem Krieg war es noch nicht möglich, eine Katholische zu heiraten.“⁴³⁰

Im Gegensatz zu den beiden anderen, im Rahmen der vorliegenden Arbeit untersuchten Orten, in denen kein vergleichbarer Wandel zu verzeichnen war, wären durch den Wegfall von konfessionellen Grenzen auch keine großen Veränderungen der dialektalen Grenzen zu erwarten gewesen. Bei Lauffen handelt es sich um eine protestantische Ortschaft inmitten von anderen protestantischen Gemeinden, und bei Stimpfach war die nördliche zwar auch eine konfessionelle Grenze, wird aber heute noch durch viele andere Faktoren gestützt. Dass die von den alten Stimpfachern oft noch als trennend empfundene Grenze zwischen Katholischen und Evangelischen heute bei der jüngeren Generation unerheblich geworden ist, zeigt das folgende Zitat:

Thorsten Schön: „Gut, vielleicht denke ich schon, dass die Schwaben eher katholisch sind – prinzipiell. Aber dass ich jetzt von der Sprache Rückschlüsse auf die Konfession gemacht hätte – eigentlich nie. Also ich meine auch, im Prinzip, die wenigsten Jugendlichen sind gläubig in irgendeiner Richtung und wenn, ob das dann noch mit'm Dialekt, also nee.“⁴³¹

Im Falle von Stimpfach wie auch von Lauffen kann man von intakten Sprachgemeinschaften mit einem ähnlichen Sprachempfinden ausgehen. In beiden Orten ist der Dialekt positiv besetzt. Es wird positiv von der Sprachgemeinschaft bewertet, wenn man sich seiner bedient. Es existieren in Stimpfach keine auffallenden generationellen oder sozialen Grenzbeziehungen wie in Neuhausen. Man ist sich allerdings darüber bewusst, dass man von Personen, die keine Mitglieder der Stimpfacher Dialektgemeinschaft sind, negativ bewertet wird. Zum einen gibt es die negative Bewertung des Schwäbischen durch die fränkischen Nachbarn, zum anderen, und das ist für viele Stimpfacher ungleich verletzender, werden sie sprachlich bereits oft in den Raum „Ellwangen“ bzw. „Schwäbische Alb“ verortet, was

430 Interview mit Reinhold Faber (70), 20.8.2010, Sielmingen (ES_SIE_1–17, 00:32:20–2 und 00:38:18–8).

431 Aus dem Interview mit Thorsten Schön (20), Zivildienstleistender, 6.5.2011, Stimpfach (00:18:49–03).

sie als Missachtung ihres Stimpfacher Dialekts und auch als soziale Degradierung empfinden. Trotzdem findet hier vor allem eine Abgrenzung zu den fränkischen Nachbarn statt, dagegen nicht so sehr zu den schwäbischen.

Jedes Individuum verfügt über mehrere soziale Teilnetzwerke, die sich anhand der emotionalen Betroffenheit klassifizieren lassen. Peter Weichhart hat dazu verschiedene Zonen benannt:

Intimate Zone A: nahe Freunde und Verwandte mit regelmäßigem Kontakt

Intimate Zone B: nahe Freunde und Verwandte mit unregelmäßigem Kontakt

Effective Zone: pragmatische und instrumentale/politische Beziehungen

Nominal Zone: Bekannte (weder emotionale noch instrumentale Funktion)

Extended Zone: Mitmenschen, die nur „vom Sehen“ her bekannt sind⁴³²

Nachbarn ordnet Weichhart beispielsweise der *Effective Zone* zu, die aber durch hohe zeitliche Konstanz und besonders regelmäßige Interaktion gekennzeichnet ist. Typische Gesprächsinhalte einer nachbarschaftlichen Konversation sind dann zum Beispiel das Wetter, lokale Ereignisse, kommunalpolitische Sachverhalte, Familie oder gelegentlich auch Weltpolitik, Sport, Urlaub sowie die soziale Situation im Ort (Klatsch). Eine Unterhaltung dient dabei vor allem dem Herstellen oder Bewahren sozialer Beziehungen, statt dem Austausch über Sachverhalte und Dinge.

Der kulturelle Reichtum einer Sprache liegt nicht alleine in ihrem Wortschatz, sondern ebenso in ihrer perlokutionären Anwendung. Bei vielen Äußerungen kommt es also auf das „Zwischen-den-Zeilen-Lesen“ und auch auf das „Zwischen-den-Zeilen-Sagen“ an. Es ist der Teil von Sprache, der von Fremdsprachenschülern üblicherweise schwerer zu erlernen ist als Vokabeln und Grammatik. Eine einfache Unterhaltung zwischen Nachbarn enthält also deutlich mehr an Bedeutung als letztlich inhaltlich an Informationen ausgetauscht wird.

Solche, zunächst privaten Hilfs- und Bekanntnetzwerke, sind oft Keimzellen für Bürgerinitiativen und quartierbezogenes Engagement, die wiederum zur Gründung von Vereinen und kulturellen Gruppen führen können und somit gruppenbasierte Identitäten schaffen.

432 Weichhart 1990, hier Abschnitt 5.4. Soziale Netzwerke, S. 60 f.

Die interaktive Vernetzung der Gruppenmitglieder und die Teilnahme am Gruppenleben fördert eine kommunikativ-funktionale Assimilation und führt zu einer hohen Identitätssicherheit, die auf interner Bindungskraft, Solidarität sowie Verbindlichkeit der Gruppennorm beruht. Dazu gehören auch soziale Sanktionen, die sich bei normwidrigem Verhalten bemerkbar machen,⁴³³ wie zum Beispiel im Falle des sprachlich „abtrünnigen“ Mitglieds der Dossenheimer Theatergruppe.⁴³⁴ Diese Vernetzungen müssen zwar nicht immer in sprachlich homogenen Gruppen passieren, es ist aber anzunehmen, dass Gruppenmitglieder, die über die gleiche Muttersprache und eine ähnliche soziale Herkunft verfügen, sich auch sprachlich assimilieren.⁴³⁵

Wie bei jeder raumbezogenen Identität gibt es auch bei einer dialektalen Identität einen überindividuellen Teil, der neben dem Sprachwissen und metasprachlichem Wissen vorgeformte Charakteristika (Normen, Einstellungen, Wahrnehmungen) beinhaltet. Die Inhalte überschneiden sich dabei zum Beispiel, wenn regionale Besonderheiten nur über dialektale Begriffe beschrieben werden können, wie es etwa bei Ortsnecknamen der Fall ist:

Christine Beck: „Sielminger sind: Griebewirschd [Griebenwürste] und Riebe-moschda [Rübenmoster]. Neuhauser: Bauedse [Bauen sie], Bernhäuser: Kraut-scheißer; Wolfsluger: Dampfnudle; Boländer: Saiseicher [Saupinkler]; Siel-mingen ist auch getrennt in Ober und Unter – Untersielminger: Sai [Säue], Obersielminger: Ges [Gänse].“⁴³⁶

Auch die Erklärungen, wie es zu diesen Necknamen gekommen ist, sind oft in Geschichten verpackt, die im Dialekt erzählt werden. Hierin wird deutlich, dass es sich bei dem gemeinsamen Sprachwissen um einen Teil des allgemeinen impliziten Wissens (*Tacit Knowledge*) von sozialen Gemeinschaften handelt und dass das eine nicht von dem anderen zu trennen ist. Dieses Wissen beinhaltet auch Einstellungen und Vorannahmen über das Wissen und die Einstellungen des Gegenübers und reguliert damit die Kommunikation. Erving Goffmann führt für dieses Phänomen den Begriff der Präsuppositionen ein. Er sieht das Gespräch als eine besondere Form der sozialen Situation, das vor allem durch sogenannte Prä-

433 Ebd. S. 68.

434 Vgl. Abschnitt 3.2.2.

435 Das Modell sprachlicher Akkomodation wurde bereits von den Junggrammatikern vertreten und unter anderen von William Labov weitergeführt.

436 Interview mit Christine Beck (57), 20.8.2010, Sielmingen (00:17:14–07).

suppositionen geprägt ist. Damit nähert sich Goffmann dem von Schütz und Luckmann geprägten Begriff der Lebenswelt⁴³⁷ und wiederum auch Bourdieus sozialem Raum. Goffmann argumentiert gegen die Sprechakttheorie,⁴³⁸ da seines Erachtens eher die sozialen Situationen für die sprachliche Interaktion ausschlaggebender sind als die Inhalte der Unterhaltung. Auch John Austin bezieht sich auf die soziale Situation, in der eine sprachliche Handlung stattfindet, misst ihr aber nicht dieselbe Bedeutung bei. Selbst die medienwissenschaftliche Lasswell-Formel, die Kommunikation in dem Satz: „*Who says what in which channel to whom with what effect?*“⁴³⁹ verdichtet, berücksichtigt das Medium der Äußerung und damit in gewisser Hinsicht die soziale Situation.

Es ist also festzuhalten, dass dialektale Sprachgemeinschaften über gemeinsame „Präsuppositionen“ verfügen, die wiederum die Art ihrer Gespräche beeinflussen. Die Präsuppositionen beruhen auf ähnlichen Normen, Werten, Einstellungen und Annahmen, welche durch soziodemografische Faktoren, wie ein ähnliches Alter und eine ähnliche räumliche und soziale Herkunft bedingt sind. Für den Erhalt von dialektalen Gemeinschaften ist eine regelmäßige soziale Interaktion notwendig, um die jeweils vorherrschenden Normen aufzufrischen und zu bestätigen, da sie sonst verblasen. Dies geschieht allerdings nur, wenn eine gewisse Notwendigkeit dazu besteht. Diese Prozesse sind mit den Prozessen zum Erhalt von raumbezogenen Identitäten eng verknüpft und überschneiden sich teilweise. Bei beiden spielt die Abgrenzung zu anderen dialektalen und territorialen Gemeinschaften eine große Rolle. Daher soll nun im Folgenden noch ein dezidierter Blick auf die Funktionen subjektiver Dialektgrenzen in Nord-Baden-Württemberg geworfen werden.

6.4 Dialektgrenzen als Kulturgrenzen?

Das Erhebungsgebiet des *Sprachatlas Nord-Baden-Württemberg* ist durch die klare schwäbisch-fränkische Dialektgrenze im Osten strukturiert, die sich gen Westen zum Rhein hin wie ein Fächer aufschiebt. Hier finden sich zahlreiche Mischformen aus fränkischen, schwäbischen und alemannischen Lautungen. Ziel der Ortsethnografien war unter ande-

437 Hubert Knoblauch/Christine Leunenberger/Bernd Schnettler: Erving Goffmanns *Rede-Weisen*. In: Erving Goffmann (Hg.): *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*. Konstanz 2005, S. 9–28.

438 Die Sprechakttheorie von John Austin besagt, dass man durch Sprechen Handlungen vollzieht (sich zum Beispiel entschuldigt), vgl. John Austin: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart 1972 (Cambridge, Mass. 1962), basierend auf einer Vorlesung von 1955 mit dem Titel „How to do things with words“.

439 Harold D. Lasswell: *The Structure and Function of Communication in Society*. In: Lyman Bryson (Hg.) *The Communication of Ideas. A Series of Addresses*. New York 1948, S. 32–51.

rem, die verschiedenen Wahrnehmungen, die diese unterschiedlich stark ausgeprägten Grenzen bei Dialektsprechern auslösen, zu dokumentieren. Dabei wurde deutlich, dass zwar durchgehend ein Abgrenzungsbedürfnis vorhanden ist, die Sensibilität für die Besonderheiten des eigenen Dialektes aber auch von der linguistischen Distanz zu benachbarten Dialekten abhängt. An der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze ist das metasprachliche Wissen auffallend präsenter und lebendiger als in dem Übergangsbereich bei Heilbronn (Lauffen) oder im schwäbischen Neuhausen. Hier spielt der „andere“ Dialekt im täglichen Erleben eine beträchtliche Rolle, und jeder kann eine Geschichte über sprachliche Missverständnisse, sprachliche Diskriminierung oder regionale Unterschiede erzählen, wie zum Beispiel dieser Zivildienstleistende aus Stimpfach:

„Wenn dann einer sagt: ‚Ach komm, sag nochmal ‚weischt‘ oder ‚drai‘ [a und i überbetont] – das isch so luschtig.‘ Es gibt dann halt Leute, die es lustig finden oder sich drüber lustig machen, aber dass es mal ernsthaft zu Problemen gekommen wäre. Eigentlich nicht.“⁴⁴⁰

Auch zwei von der Autorin interviewte Schülerinnen erzählten von tagtäglichen Auseinandersetzungen in der Schule und in der Freizeit mit andersdialektalen Sprechern. Eine ältere Interviewpartnerin wusste noch Geschichten über den Spott der Hohenloher zu erzählen („Da sieht ma wieder die Katholische, das ganze Jahr laufe’ se mit ihre Fähnelich und am Sundich da schaffens“⁴⁴¹). Der hier umgekehrt enthaltene Sprachspott „Fähnelich“ ist auch in Regionen mit kleinräumigeren Dialekten zu finden und ein Beleg für die Schaffung von sprachlich symbolisierten Demarkationslinien zwischen dem „Wir“ und „den Anderen“ die wiederum auf räumlich fassbare Sozialgefüge bezogen sind.⁴⁴² Dabei ist es für die Interviewpersonen einfacher, auf „die Hohenloher“ oder „die Schweizer“⁴⁴³ zu verweisen als auf eher unbekannte Orte und deren Bewohner.

Dennoch gibt es auch in homogenen Dialektgebieten das Phänomen sprachlicher Abgrenzung, wie es bei der älteren Generation in Neuhausen und in vielen anderen Orten der Fall

440 Thorsten Schön (20), Zivildienstleistender, 6.5.2011, Stimpfach (00:28:54–5).

441 Hannelore Ferch (79), 22.2.2011, Stimpfach (K_SHA_STI_19–35, 00:16:26–3), vgl. Abschnitt 3.3.2.2.

442 Weichhart 1990, S. 54.

443 So Peter Auer in seinem Vortrag „Vertikaler und horizontaler Kontakt als Triebfedern des Dialektwandels in Südwestdeutschland“ bei der Arbeitstagung zur Alemannischen Dialektologie am 27.10.2011 in Straßburg. Hier beschrieb Auer das starke sprachliche Bewusstsein bundesdeutscher Dialektsprecher an der deutsch-schweizerischen Grenze.

ist. Dies könnte auf eine stark ausgeprägte Kleinräumigkeit des Schwäbischen zurückzuführen sein, die mit einer hohen Diversifizierung und linguistischen Heterogenität bzw. Distanz einhergeht. Alfred Lameli attestiert dem schwäbischen Dialekt im Allgemeinen eine hohe linguistische Distanz, die er hier ebenfalls als raumstrukturierende Eigenschaft definiert. Er bezieht sich dabei auf die hohe Komplexität des schwäbischen Sprachraums, die bereits Peter Wiesinger anhand der fehlenden überregionalen arealtypologischen Merkmale des Schwäbischen beschrieben hat.⁴⁴⁴

„Die Regionen innerhalb des Schwäbischen weisen trotz ihrer qualitativen Unterschiedlichkeit quantitativ eine relativ gleich hohe quantitative Distanz zu den Regionen außerhalb des Schwäbischen auf. Diese Bedingung kann im Rahmen der vorliegenden Studie in dieser Weise für keinen weiteren geschlossenen, das heißt, arealtypologisch definierten Sprachraum nachgewiesen werden. Wie deutlich wird, gründet diese Eigenschaft vorwiegend auf einem besonders niederfrequenten systemisch nicht differenzierenden Variantenrepertoire.“⁴⁴⁵

Weiterführend vergleicht Lameli die Daten mit dem Binnenmigrationsverhalten in der Region um Augsburg (Bayerisch Schwaben). Hierbei zeigt sich, dass überproportional oft dialektale Grenzen nicht überschritten werden. Beide Studien wären mögliche Erklärungen für eine dialektal-kulturelle Identität, die durch Grenzüberschreitungen in Frage gestellt und damit angegriffen werden könnte. Lameli geht nicht ganz soweit, schlägt aber vor, Dialektgrenzen als Spiegel kultureller Einheiten zu betrachten, wie es auch in der Familiennamenforschung üblich ist.

Es liegt auf der Hand, dass die Gründe für die dialektalen Distanzeigenschaften woanders zu suchen sind als im Sprachlichen selbst. Diese Gründe sind wahrscheinlich die gleichen wie für die kulturellen Unterschiede und waren schon oft Gegenstand wissenschaftlicher Erklärungsversuche, wie zum Beispiel des Linguisten Theodor Frings, der 1913 in seiner

444 Einzig Diphthogierung und Senkung kann Wiesinger als gesamtalemannische Merkmale benennen. Vgl. Peter Wiesinger: Überlegungen zu einer Typologie des Dialekts. In: Klaus J. Mattheier (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie (= Reihe Germanistische Linguistik, 46). Tübingen 1983, S. 69–81.

445 Alfred Lameli: Distanz als raumstrukturelle Eigenschaft dialektaler Kontaktsituationen. Eine Analyse des Schwäbischen. In: Dominique Huck (Hg.): Alemannische Dialektologie: Dialekte im Kontakt. Beiträge zur 17. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Straßburg vom 26.-28.10.2011. Stuttgart 2014, S. 67–86 und S. 297–300.

Dissertation die These aufstellte, dass es sich bei Sprachräumen auch um Lebensräume handelt. Damit begründete er den Forschungszweig der Kulturmorphologie innerhalb der Dialektgeografie. Er erklärte den heutigen Verlauf der Benrather Linie mit Verweisen auf die mittelalterliche Territorialgeschichte Deutschlands und lieferte damit eine wissenschaftliche Entsprechung vieler laienlinguistischer Erklärungsmuster, die sich aus nichtsprachlichen Wissensbeständen über geografische, kulturelle und soziale Unterschiede zusammensetzen. Als Schüler von Ferdinand Wrede steht Frings in der Tradition der Wredeschen Soziolinguistik. Zusammen mit Hermann Aubin und Josef Müller (Bonner Schule) verfasste er 1926 das Grundlagenwerk „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“, das zum ersten Mal die Stammeshypothese überwand und damit einen wissenschaftlichen Kurswechsel innerhalb der Kulturraumforschung einleitete.⁴⁴⁶ Zwar existierten Staatswissenschaft und Länderkunde schon im 18. und 19. Jahrhundert – zum Beispiel Wilhelm Heinrich Riehls „Regionalgliederung des Volkskultur“ (1854), oder „Die Pfälzer“ (1857) – doch waren diese vollständig der Stammeshypothese verfallen. Einer zutiefst romantischen Grundidee, die alte Stammesgebiete durch kulturelle Unterschiede nachzuvollziehen suchte. Der sogenannten Bonner Schule gelang es durch interdisziplinäre Zusammenarbeit von Historikern, Linguisten, Kunsthistorikern, Kulturwissenschaftlern, die Bedeutung von spätmittelalterlichen Territorien herauszuarbeiten und damit das Bild der starren Beharrlichkeit von Traditionsräumen aufzubrechen. Durch den linguistischen Schwerpunkt wurde schon damals die Kommunikation als Motor kulturellen Wandels benannt. Hier wurden die Standards und inhaltlichen und methodischen Grundlagen für den *Atlas der deutschen Volkskunde (ADV)* gesetzt.⁴⁴⁷

In der vorliegenden Arbeit finden sich sehr häufig Beispiele für die Kongruenz sprachlicher und kultureller Grenzen, wie zum Beispiel im Fall der Bannforstgrenze des Klosters Ellwangen, die fast tausend Jahre später als „Dialektgrenze“ von zwei Schülerinnen ohne Mühe nachgezeichnet wird – oder die Beharrlichkeit der vom *SNBW* bestimmten Grenzen des „Hausch-Mausch-Gebietes“, die so schon von Wenker vor 150 Jahren eingezeichnet worden waren. Wenn Sprache mit Whorf als „Kulturfolger“ zu betrachten ist, der sich optimal an die Bedürfnisse einer Gemeinschaft anpasst, so ist davon auszugehen, dass sich in

446 Hermann Aubin/Theodor Frings/Josef Müller: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden: Geschichte, Sprache, Volkskunde. Bonn 1926.

447 Günther Wiegelmann/Michael Simon: Die Untersuchung regionaler Unterschiede. In: Silke Göttsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007 (2001), S. 101–123, S. 103.

einer sprachlichen Distanz auch eine kulturelle Distanz ausdrückt, die dann zu einer sozialen Distanz werden kann. Dazu wird allerdings die Identifikation und die Assoziation der entsprechenden Typisierungen benötigt. Die Grenzen müssen sich also in den Köpfen wiederfinden, um wirksam bzw. gelebt zu werden. Metasprachliches Wissen als Teil des regionalen kulturellen Gedächtnisses ist daher eine essentielle Bedingung für Dialektgrenzen.⁴⁴⁸

Dell Hymes hat festgestellt, dass, um den Zustand einer Sprache angemessen zu beschreiben, sowohl diachrone Prozesse als auch das aktuelle Sprachverhalten in die Analyse miteinbezogen werden müssen. Nur so könnte das Verhältnis von Sprache und Kultur entwickelt werden. Die Sprache ist für ihn ein soziales Ereignis, das an die Stelle von instinktregulierter Reaktion auf die Anforderungen der Welt entstanden ist und durch Sozialisation weitergegeben wird. Die hier mitberücksichtigte metasprachliche Sozialisation beinhaltet dabei auch immer die Einstellungen und Wertschätzung, die man einer Sprache entgegenbringt.⁴⁴⁹ Es handelt sich also beim Spracherwerb im erweiterten Sinne um den Erwerb einer symbolisch vermittelten kulturellen Verhaltenskoordination.

Bei seinen Untersuchungen an der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze kommt Arno Ruoff zu der Erkenntnis, dass psychologische Sprachgrenzen stetig an Bedeutung gewinnen. Er begründet dies indirekt mit dem Bedürfnis eines jeden Individuums nach Einzigartigkeit und individueller Abgrenzung. Da kulturelle Eigenheiten von Ortschaften und ihren Bewohnern, wie zum Beispiel besondere Hausbauweisen, besondere Kleidung oder ungewöhnliche Zubereitung von Speisen immer seltener zu finden sind, werden diese durch sprachliche Abgrenzungen ersetzt.⁴⁵⁰

Neben einer kulturellen oder sprachlichen Substanz, mit der eine Identifikation stattfinden kann, ist also immer auch der Wille dazu erforderlich. Dieser Wille wird vom Grundbedürfnis des Menschen unterstützt, sich von anderen zu unterscheiden, was an das von Edward Said entwickelte Konzept des *Otherings* erinnert, das einen essentiellen, aber auch gewaltsamen Akt der Identitätsfindung beschreibt.⁴⁵¹

448 Arno Ruoff: Sprachvarietäten in Süddeutschland. In: Gerhard Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York 1997, S. 142–154, S. 153.

449 Dell Hymes: Soziolinguistik: Zur Ethnographie der Kommunikation (eingel. und hrsg. von Florian Coulmas). Frankfurt am Main 1979, S. 19 f.

450 Ruoff 1992, S. 112.

451 Vgl. Edward W. Said: Orientalism. London 2003 (1979). Und vgl. auch Stuart Hall: The Spectacle of the „Other“, in: Ders. (Hg.): Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London 1997, S. 223–290. Siehe dazu auch das Zitat auf S. 42.

Dieser Abgrenzungsform sind auch die Exploratoren während der Erhebungen des Projekts Sprachalltag begegnet, so zum Beispiel in Bönningheim (Kreis Ludwigsburg), wo eine ältere Dame von ihrem Schwiegersohn berichtete, der zwar in Stuttgart geboren sei, dessen Eltern aber aus dem Sudetenland stammten, was sie wie folgt kommentierte: „Wenn a Ghads [Katze] em Fischlada Jonge [Junge] krigd, isch's no' lang koi Fisch!“⁴⁵² Diese Äußerung war nicht nur auf den Dialekt bezogen, sondern auch auf die zu erwartenden kulturellen Prägungen.

Unter Umständen sind solche einstellungsbedingten psychologischen Grenzen dermaßen stark, dass sie sogar dort Dialektgrenzen etablieren, wo keine sind. Dies wurde an zwei Stellen in dem hier ausgewerteten Material deutlich: Erstens an der badisch-württembergischen Landesgrenze, an der häufig auf beiden Seiten Fränkisch gesprochen wird, die Bewohner der ehemals württembergischen Seite sich aber noch dem schwäbischen Sprachraum zuordnen („Dachtraufschwaben“), und zweitens in Neuhausen auf den Fildern, wo sich die ältere Generation sprachlich gegen die umliegenden anderskonfessionellen Ortschaften abgrenzt, obwohl keine dialektalen Grenzen auszumachen sind. Hier werden also sprachliche Grenzen etabliert, die eigentlich nur mental existieren, da ihre ursprüngliche Funktion als politische oder konfessionelle Grenze nicht mehr relevant ist.

Downs und Stea erklären solche räumlich-sozialen Prozesse mit dem Drang einer pragmatischen Distanzbewältigung der alltäglichen Lebensroutine (*Activity Space*).⁴⁵³ In anderen Studien zur Distanzwahrnehmung wurde bereits nachgewiesen, dass Menschen zwar grundsätzlich Distanzen besser einschätzen können als Zeiträume, dass diese Einschätzung jedoch von der Attraktivität eines Stimulus abhängig ist. Ist ein Nachbarort oder eine Nachbarregion attraktiv, so wird also die Distanz zu diesem Ort oder zu dieser Region unterschätzt. Ist die Attraktivität hingegen gering, so wird die Distanz meistens überschätzt (*Brennans Law*).⁴⁵⁴

Landmarken dienen Akteuren zudem bei der Erstellung eines persönlichen Raumgerüsts und sind damit wichtiger Teil im Prozess der kognitiven Rauman eignung. In ihrem Sinne wären also auch differierende Dialekte als Landmarken zu betrachten. Damit befinden sie

452 Aus einem erhebungsbegleitenden Interview mit Alwa Bauer (80), 27.4.2010, Bönningheim, Kreis Ludwigsburg, (Aufnahme: LB_Boe_23.6–28, 01:02:53).

453 Roger Downs/David Stea: *Image and Environment. Cognitive Mapping and Spatial Behavior*. Chicago 1973.

454 Roger Downs/David Stea: *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*. New York 1982.

sich in der Tradition des Architekten Kevin Lynch, in der es vor allem um die Lesbarkeit einer Stadt geht (*Legibility*). In seinem 1960 erschienenen Klassiker der Stadtethnografie „The Image of the City“ beschreibt er das Image einer Stadt als die Gesamtheit aller Wert-einstellungen, Kenntnisse, Vorurteile und Meinungen über sie.⁴⁵⁵ Ähnlich argumentieren Gerhard Hard und Rita Scherr in ihrer wahrnehmungsgeografischen Studie „Mental Maps, Ortsteilimage und Wohnstandortwahl in einem Dorf an der Pellenz“, in der sie Ortsteilima-ges auf ihren realen Hintergrund und auf ihre Auswirkungen im alltäglichen Dorfleben hin überprüfen.⁴⁵⁶ Auch sie kommen zu dem Ergebnis, dass die appraisiv-wertenden Elemente elementar für die kognitive Raumgliederung sind. Zusätzlich konstatieren sie, dass die hier reflektieren Grenzen und Landschaften sozialräumliche Gegebenheiten reflektieren, die mindestens drei Generationen zurückliegen. Dieses Ergebnis deckt sich mit dem zuvor be-schriebenen Phänomen, dass die ehemalige badisch-württembergische Grenze sowie ehe-malige konfessionelle Grenzen noch immer als Sprachgrenzen wahrgenommen werden. Bereits Georg Simmel beschreibt in seiner Soziologie des Raumes die Lebendigkeit alter Raumgrenzen⁴⁵⁷ über ihren praxeologischen Nutzen hinaus und verweist auf alte politische Grenzen, die als Sprachgrenzen interpretiert werden. Dies wird auch von Peter Auer ein-drücklich anhand der nationalen deutschen Staatsgrenzen verdeutlicht. Hier finden sich zahlreiche Dialektkontinua (deutsch-niederländische, deutsch-schweizerische Grenze), die durch gegenseitige Vorurteile über nationale Unterschiede geschwächt werden bzw. ausein-anderdriften. Auer sieht dieses Phänomen zudem durch die Ablösung mittelalterlicher Raumvorstellungen (Herrschaftszentrum – Peripherie) durch nationalstaatliche Ideologien des 19. Jahrhunderts begründet.⁴⁵⁸

Die Frage, ob kulturelle Grenzen auch Sprachgrenzen sind, muss also klar verneint wer-den. Sie können zwar als solche wahrgenommen werden und bei einer gewissen Beharr-lichkeit auch zu Sprachgrenzen werden, sind es aber nicht per se. Umgekehrt sind Sprach-grenzen immer Abbilder kultureller Grenzen, denn objektiv nachweisbare Bündelungen von Isoglossengrenzen haben ihren Ursprung in ehemals naturräumlichen, politischen oder konfessionellen Grenzen, die sich in irgendeiner Form als soziokommunikative Grenzen

455 Kevin Lynch: Das Bild der Stadt. Gütersloh 1968 (1960).

456 Gerhard Hard/Rita Scherr: Mental Maps, Ortsteilimage und Wohnstandortwahl in einem Dorf an der Pellenz (= Berichte zur deutschen Landeskunde, 50). Leipzig 1976.

457 Georg Simmel: Soziologie des Raums. In: Otthein Rammstedt (Hg.): Gesamtausgabe, Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Frankfurt am Main 1995 (1903), S. 140 f.

458 Peter Auer: Sprache, Grenze, Raum. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23/H. 2 (2004) S. 149–179.

ausgewirkt haben. Dieses Ergebnis zeigt, dass die Erforschung subjektiver Dialektgrenzen die linguistische Sprachgeografie nicht ersetzen kann und darf, dass hier allerdings psychologische Raumgliederungen sichtbar werden, die sprachlichen Wandel nicht nur besser erfassen und erklären, sondern auch begründen können.

6.5 Zusammenfassung

Sprache ist sehr individuell, obwohl jeder Mensch Mitglied mindestens einer Sprachgemeinschaft ist. Je ähnlicher die Sprachen zweier Individuen sind, desto ähnlicher sind auch räumliche und soziale Herkunft, Einstellung und kultureller Hintergrund. Der Dialekt ist zwar manchmal auch sozial konnotiert (alt, bäuerlich), fungiert aber vor allem als Symbol einer (bewusst oder unbewusst) raumbezogenen Identität. Auch aus Sicht der Dialektsprecher ist er nicht nur räumlich, sondern auch kulturell und sozial konnotiert. Dabei haben Dialekte unterschiedlich große Assoziationspotenziale (Schwäbisch vs. Fränkisch). Das heißt, es existiert nicht nur ein jeweils ortsbezogenes, sondern auch ein größeres regionenbezogenes metasprachliches Wissen, das sich teilweise auf eine ganze Dialektgruppe (Schwäbisch, Hohenlohisch) erstreckt. Der Dialekt fungiert dann nicht alleine als Marker einer kulturellen Identität, sondern ist ein Faktor von mehreren gefühlten Komponenten des „So-seins-wie“, wie zum Beispiel des „Schwäbischseins“. Je schwieriger der Ortsdialekt einem übergeordneten großräumigeren Dialekt zuzuordnen ist, desto geringer fallen auch die zusätzlichen Identifikations- und Assoziationspotenziale aus, wobei Letztere dabei aber nicht an Bedeutung verlieren. Im Gegenteil: Zwar können sich die Dialektsprecher hier nicht mehr eindeutig verorten, trotzdem spielen die Repräsentationen der großräumigen Dialekte, wie zum Beispiel Fränkisch, Schwäbisch und Pfälzisch noch immer eine große Rolle für sie, und zwar in der Form, dass sich viele zuordnen („Dachtraufschwabe“), ohne überhaupt Mitglied der Sprechergruppe zu sein. In Grenz- und Übergangsbereichen (Stimpfach/Lauffen) sind diese Prozesse der Zuordnung zu einer bestimmten Sprechergruppe bewusster als in homogenen Dialektgebieten (Neuhausen). Aber auch hier spiegelt der Dialekt und die Einstellung rezente und persönliche Alltagskulturen der Menschen wider. Das vorhandene Dialektwissen ist also stets als Teil der regionalen Kultur zu betrachten.

Es wurde gezeigt, dass Aneignung von Raum immer durch soziale Interaktion geschieht und sich zum Beispiel in metasprachlichem Wissen manifestiert. Metasprachliches Wissen

und der bewusste Einsatz von Dialekt sind als Formen räumlicher Kontextualisierung von sozialen Prozessen zu verstehen und stellen damit Kulturalisierungsprozesse dar. Das metasprachliche Wissen existiert allerdings nur im Bewusstsein der Sprecher und bleibt nur dann erhalten, wenn es in einem intergenerationellen Kommunikationssystem, wie zum Beispiel einer örtlichen Sprachgemeinschaft, zirkulieren kann.

Kapitel 7

Fazit

7.1 Fertig wird man nie, aber man muss einmal zu einem Abschluss kommen

Die in der Überschrift zitierte Feststellung des Dialektologen Hermann Fischer⁴⁵⁹ spielt auf das vielleicht größte Problem in den Wissenschaften und insbesondere in der Dialektologie an: Wo die Grenzen ziehen? Viele Phänomenbereiche wurden in den vorstehenden Kapiteln angeschnitten und können doch in dieser Arbeit nicht bis zum Ende ausgeführt werden. Zum Beispiel wären ergänzende kulturwissenschaftliche Forschungen an der ehemaligen badisch-württembergischen Grenze und weiteren vornehmlich psychologischen Sprachgrenzen sinnvoll, um deren Wirkungen und Rollen in (sprach-)raumbildenden Prozessen zu beschreiben. Diese könnten beispielsweise an die vorliegende Untersuchung anschließen und sich dabei dezidiert auf das Phänomen des Verdrängens fränkischer Lautungen durch das Schwäbische konzentrieren und aufzeigen, welche sozialen Mechanismen hier greifen. Als kontrastierende Studie wäre die Untersuchung weitgehend unbeachteter oder ignorierteter Dialektgrenzen (wie zum Beispiel derjenigen im Allgäu) spannend, insbesondere in Bezug auf die Argumentationsweisen oder sozialen Mechanismen, die sprachliche Unterschiede als kulturell nicht relevant deklarieren.

Auch die Fortführung von interdisziplinären sprach- und kulturwissenschaftlichen Kollaborationen wäre wünschenswert. So könnten zum Beispiel die sprachpsychologischen Forschungen von Tobias Streck im Bodenseeraum oder auch die Betrachtungen der deutschschweizerischen Sprachgrenze von Peter Auer von der Berücksichtigung metasprachlicher Daten erheblich profitieren. Aber auch die kulturwissenschaftliche Forschung sollte sich die Sprachwissenschaft weiter zunutze machen. Denn die Sprache, als Spiegel der Alltagskultur, gibt nicht nur Auskunft über Zugehörigkeiten zu bestimmten sozialen Gruppen, über sprachliches Wissen und Variationsverhalten, sondern auch über Raumkonzepte, Einstellungen, Relevanzstrukturen und erlernte kulturelle Praktiken. Sie zeigt also nicht nur, wer jemand ist, sondern auch, wer jemand gern sein möchte. Sprache ist damit nicht nur Symbol für die sozialen Gruppen, in denen sich ein Akteur bewegt, sondern auch für die sozialen Gruppen, mit denen er sich identifiziert. Insbesondere Dialekte fungieren hier über den individuellen Sprachgebrauch hinaus als Marker raumbezogener Identitäten und

459 Hermann Fischer: *Geographie der schwäbischen Mundart*. Tübingen 1895, S. VII.

sind gleichzeitig Auslöser kultureller Assoziationspotenziale beim Rezipienten. Noch vielseitiger allerdings sind die hier untersuchten Potenziale, die in dem mit dem Dialekt verknüpften metasprachlichen dialektalen Wissen verborgen sind.

Dialektwissen bildet nicht nur in Baden-Württemberg einen Teil der regionalen Kultur. Begreift man regionale Kultur als räumliche Kontextualisierung sozialer Prozesse, so ist das Dialektwissen ein Teil davon und darüber hinaus oft das zentrale Kommunikationsmedium über das dieses Wissen zirkuliert. Es wird im Dialekt über den Dialekt gesprochen. Auch Geschichten mit einem regionalen Bezug werden meist im Dialekt kommuniziert. Der Dialekt ist hier also maßgeblich an der Konstruktion von Regionalität und regionalen Identitäten beteiligt und kann als eine Form der räumlichen Hypostasierung sozialer Praxis bezeichnet werden. Wie bei den Untersuchungen von metasprachlichem Dialektwissen gezeigt wurde, ist der Dialekt bei seinen Sprechern immer kulturell konnotiert und wirkt sich so – wenn er aktiv genutzt wird – als gelebtes Selbstverständnis auf die Kultur der Menschen aus. Es wäre also nicht unangebracht, im Sinne von Benedict Anderson von *Imagined Dialect Communities* zu sprechen, da durch und über den Dialektgebrauch gruppenspezifische Wahrnehmungsweisen etabliert und aufrechterhalten werden. Auch Andersons These von der steigenden Bedeutung immaterieller, symbolischer Macht in modernen Gesellschaften wird an vielen Stellen bestätigt. So zeigen die erhebungsbegleitenden Untersuchungen, dass in den meisten Orten in Nord-Baden-Württemberg nur derjenige zur dörflichen Gemeinschaft zählt, der sich durch seinen Dialekt auch als Mitglied der Sprachgemeinschaft ausweisen kann.

Das „*Covert Prestige*“ des Dialekts scheint nur dort an Bedeutung zu verlieren, wo es durch andere prestigeträchtigere Varietäten abgelöst wird, wobei es sich bei diesen in den meisten Fällen nicht um die Standardsprache, sondern um benachbarte Dialekte oder Regiolekte handelt. Selbst Neuhausen kann letztlich als Beispiel für einen horizontalen Sprachwandel stehen, da hier die Sprache der Stadt Stuttgart als Prestigevarietät gilt und nicht die deutsche Standardsprache an sich. Neben den linguistischen Begründungen für den stark horizontal bedingten Sprachwandel in Nord-Baden-Württemberg (Konvergenz durch zum Beispiel Akkommodation/Nivellierung, um Missverständnissen vorzubeugen, oder durch die allgemeinen Sprachwandelfaktoren nach Moser)⁴⁶⁰ kann auch die meist negative Attribuierung der Standardsprache in Baden-Württemberg angeführt werden („kalt“,

460 Vgl.: Moser 1967, S. 17, siehe auch S. 185 dieser Arbeit zu den Sprachwandelfaktoren nach Moser.

„anstrengend“, „peinlich“). Diese hat insofern einen Einfluss auf den hier gelebten Sprachalltag, als man eine Sprache nicht erlernt, wenn man eine negative Einstellung zu ihr pflegt. Der Spruch „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ wird also auch weiterhin eine gewisse Berechtigung haben.

Ziel der vorliegenden Arbeit war es, metasprachliches Wissen zu erforschen und darin enthaltene subjektive Faktoren der Dialektraumentwicklung herauszustellen. Dabei sollte auch die Raumbezogenheit regionalsprachlicher Wissenskonzepte und der Dialekt als raumbildender Faktor untersucht werden. Es ging um Konstruktionsmechanismen von Regionalität, Identität und Gemeinschaft und die Zusammenhänge von subjektiven und gruppen-spezifischen Wahrnehmungsweisen, deren historisch-kulturelle Sinninhalte und dem dialektalen Sprachgebrauch. Dabei konnte nachgewiesen werden, dass raumbezogene Identitäten existieren, dass diese sich aber entgegen der eingangs formulierten Hypothese als von dialektalem Sprachgebrauch unabhängig erweisen.

Das heißt ein ortsloyaler Bewohner spricht nicht mehr Dialekt als ein nicht-ortsloyaler Bewohner. Wenn aber Dialekt gesprochen wird, so besitzt er eine hohe kulturelle Relevanz und prägt das Selbstverständnis der Menschen von ihrer regionalen Kultur entscheidend. Eines der deutlichsten Ergebnisse war, dass Einstellungen und Selbstbilder des sozialen Umfeldes mehr Einfluss auf den Status und die Entwicklung dialektaler Identitäten haben als die Frage, ob es sich um ein sprachlich einheitliches, heterogenes oder grenznahe Dialektgebiet handelt. Die Beharrlichkeit von Einstellungen und ihr starker Einfluss auf dialektale Identitäten zeigen sich zum Beispiel an den seit der Romantik tradierten Vorstellungen über den Dialekt als urwüchsige Bauernsprache oder an dem reichen Assoziationspotential des Schwäbischen. Auch die meist vorgefundene positive Einstellung zum Dialekt kann auf eine gewisse Tradition zurückblicken: Die bewusste Sprachpflege und das oft geäußerte Bedauern über das Verschwinden des Dialekts finden sich bereits Ende des 18. Jahrhunderts bei Adelung.

Giddens Definition des *Tacit Knowledge* als implizit-unbewusstes und diskursiv-analytisches Wissen muss also um eine weitere Kategorie von identifikativ-konstruiertem Wissen ergänzt werden. Der Dialekt erscheint hier als bewusstes Identitätskonzept, das das alltägliche Erleben in starker Weise beeinflusst.

Die in der Dialektologie oft diskutierte Beeinflussung regionaler Dialekte durch ein urbanes Zentrum als primärer Faktor für die Dialektentwicklung konnte dagegen nicht bestätigt werden. So zeigten sich im Raum Heilbronn (Lauffen) ganz andere Entwicklungen als im Raum Stuttgart (Neuhausen/Ostfildern-Nellingen), die sich mit den unterschiedlichen regionalen Einstellungen zum örtlichen Dialekt erklären lassen. Die dabei untrennbar verwobenen Aspekte von sprachlichem und kulturellem Wissen, auf denen diese Einstellungen beruhen, wurden ebenfalls verdeutlicht und zeichnen das Bild einer gegenseitigen Abhängigkeit von metasprachlichem Wissen und Dialektalität.

Abschließend sollen im Folgenden die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit im Hinblick auf die eingangs in Kapitel 2 aufgestellten Hypothesen zusammengefasst und mit anderen Forschungsergebnissen aus Kultur- und Sprachwissenschaft abgeglichen werden.

7.2 Hypothesenbezogene Zusammenfassung der Ergebnisse

7.2.1 Hypothese 1: Sprachbewusstsein ist an Dialektgrenzen höher als in homogenen Sprachräumen

Das Forschungsdesign der Untersuchung war darauf angelegt, Unterschiede in den Einstellungen und im Sprachverhalten von Dialektsprechern je nach sprachlicher Region zu beschreiben und Unterschiede in der subjektiven dialektalen Raumgliederung und den sprachlichen Identitäten zu umkreisen. Inwiefern spielt es für die Befragten also eine Rolle, ob sie in einem dialektalen Mischraum, einem einheitlichen dialektalen Raum oder einem dialektalen Grenzraum, das heißt einem Gebiet an einer interdialektalen Grenze leben? Bezüglich des Sprachbewusstseins wird deutlich, dass die Schüler in dem Gebiet nahe der nachweisbaren schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze über ein höheres metasprachliches Wissen verfügen (57 % vs. 16 % in Lauffen und 8 % in Ostfildern-Nellingen). Auch in den durchgeführten Interviews werden an der Dialektgrenze immer wieder Erlebnisse geschildert, die sich auf gegenseitige sprachliche Diskriminierungen, Missverständnisse und sprachliche Unterschiede beziehen und damit ebenfalls als Anzeichen für ein hohes Dialektbewusstsein und damit verbundenes metasprachliches Wissen zu interpretieren sind. Dementsprechend ist die Aufmerksamkeit, die man in Stimpfach dem eigenen und dem fremden Dialekt entgegen bringt, höher als in dem homogenen Gebiet (Neuhausen) und in dem Übergangsbereich (Lauffen). Nicht unerwähnt bleiben sollte dabei, dass die Dialekt-

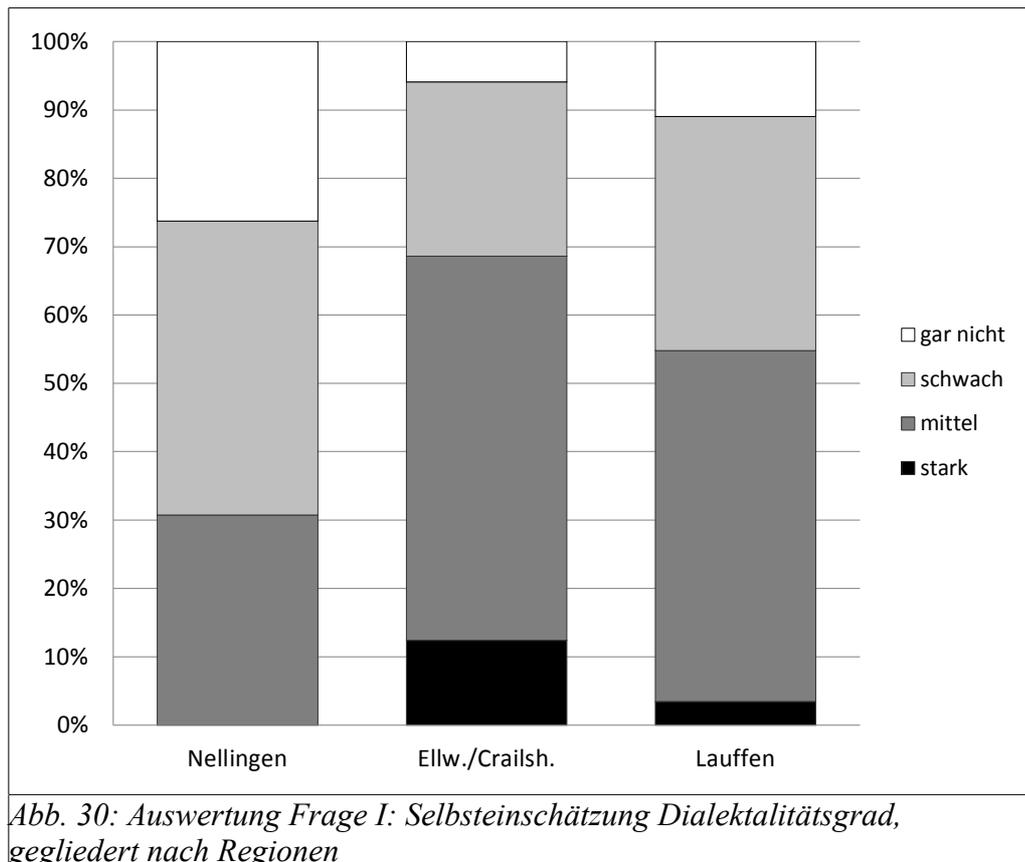
grenze zwischen Ellwangen und Crailsheim zusätzlich durch Verwaltungsgrenzen und eine konfessionelle Grenze überlagert wird, sodass sie als „Orientierungsgrenze“ im Alltag schon seit Jahrhunderten eine Rolle spielt.⁴⁶¹ Die enorme Einflussnahme (auch historischer) politischer Grenzen für mentale Dialekträume wurde an mehreren Stellen der vorliegenden Arbeit deutlich. Umso erstaunlicher ist es, dass an anderen Orten, wie zum Beispiel im Allgäu, dialektale Grenzen ignoriert werden, wenn sie einem Gemeinschaftsgefühl im Wege stehen⁴⁶² bzw. nicht mit den Grenzen des psychologischen Raumes korrelieren.

Die These muss also leicht dahingehend korrigiert werden, dass es auf das Bewusstsein an „gewollten“ Dialektgrenzen ankommt. Diese „gewollten“ Grenzen finden sich unter Umständen auch dort, wo sie gar nicht real im Sinne von tatsächlich nachweisbaren Lautungsunterschieden existieren. Die Befragungen der älteren Bevölkerung in Neuhausen verdeutlichen das. Die starke sprachliche Abgrenzung zum Nachbarort Sielmingen geht mit einem ebenfalls hohen dialektalen (Selbst-)Bewusstsein und einem hohen metasprachlichen Wissen einher. Wie der linguistische Vergleich mit Sielmingen gezeigt hat, kann man also nur bedingt davon ausgehen, dass das sprachliche Bewusstsein tatsächlich an objektiv nachweisbare Dialektgrenzen gebunden ist. Es ist relevanter, zu welcher sozialen Gruppe oder zu welcher mentalen Region der jeweilige Sprecher sich zugehörig fühlen will und ob er dabei auch sprachlich argumentieren kann oder eben nicht. Dabei ist es irrelevant, ob es sich bei vermeintlich andersartigen Sprechern auch um Mitglieder einer anderen Dialektgruppe handelt. Es besteht dahingehend also kein Unterschied zwischen einer intra- und einer interdialektalen sozialen Abgrenzung. Es bedeutet für die interdialektale Abgrenzung lediglich ein Mehr an Argumenten, wenn sich auch historisch-kulturelle Grenzen finden lassen, um die Unterschiede zu zementieren.

Dass Sprachgrenzen wichtig sind, um eine eigene dialektale Identität zu definieren, wird anhand der Tatsache deutlich, dass Schüler an der schwäbisch-hohenlohischen Dialektgrenze (Ellwangen/Crailsheim) ihren eigenen Dialektgebrauch am höchsten einschätzen, dicht gefolgt von den Schülern im dialektalen Mischgebiet in Lauffen (vgl. Abb. 30), wo-

461 Vgl. Hubert Klausmann: Der Ellwanger Sprachraum – ein ostschwäbisches Randgebiet. In: Arno Ruoff/Peter Löffelad (Hg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache: Beiträge zur 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, 25.–29. September 1996 in Ellwangen/Jagst (= *Idiomata*, 18). Tübingen 1997, S. 65–83.

462 Werner König: Der Landschaftsname Allgäu – Zur Abhängigkeit seines Bedeutungsumfangs von regionalen, sozialen und psychologischen Faktoren. In: Alemannisches Jahrbuch 1973/75, Festschrift für Bruno Boesch zum 65. Geburtstag. Bühl 1976, S. 186–200, S. 192.



bei ebenfalls Unterschiede im fränkischen und schwäbischen Dialektgebrauch bemerkt und benannt werden. In dem homogenen Dialektgebiet um Ostfilden-Nellingen sind die subjektiven Dialektalitätswerte dagegen am niedrigsten.

Insgesamt kann Hypothese 1 also verifiziert werden, mit der Einschränkung, dass es sich um subjektiv wahrgenommene (tatsächliche oder gewünschte) Dialektgrenzen handeln muss, damit sie Auswirkungen auf das Sprachbewusstsein haben.

7.2.2 Hypothese 2: Verändern sich die subjektiven Sprachräume, so verändert sich der Dialekt

Diese Hypothese unterstellt eine direkte Korrespondenz zwischen psychologischen Räumen und Sprachräumen. Am offensichtlichsten wird dieser Zusammenhang an dem Beispiel von Neuhausen. Dort verliert die für die ältere Generation so wichtige sprachliche Grenze nach Sielmingen für die jüngere Generation fast gänzlich ihre Bedeutung. Gleichzeitig zeigen sich in Neuhausen auch die größten Differenzen im Sprachgebrauch zwischen der älteren und jüngeren Generation, die von beiden Seiten beschrieben und kommentiert

werden. Die ausschlaggebenden Ursachen können nur vermutet werden. Naheliegende Erklärungen wären Verschiebungen in den Relevanzstrukturen, die wiederum durch Veränderungen in der Arbeits- und Lebenswelt ausgelöst wurden (z.B. durch die Bedeutungsabnahme der konfessionellen Zugehörigkeit), bzw. der Mangel an einem tatsächlich stark differierenden Dialekt (vgl. die Ausführungen zu Hypothese 1 im vorhergehenden Abschnitt). Der Nachbarort Sielmingen, der früher eine große Rolle im Leben der Neuhausener spielte, ist heute nichts weiter als ein Nachbarort unter vielen. Teilweise kennen die jüngeren Dialektsprecher niemanden mehr, der aus Sielmingen stammt und können sich in der Folge sprachlich nicht vom Sielmingerisch abgrenzen. Das metasprachliche Wissen fehlt und damit fehlt auch die Grundlage für die Bildung eines kleinräumigen subjektiven Sprachraums. Zudem wird die Bedeutung Neuhausens als Lebensmittelpunkt durch andere Orte wie Ostfildern-Nellingen, Stuttgart und Esslingen geschwächt, da man dort tagtäglich zur Schule oder Arbeit hinfährt. Dennoch ist dies kein entscheidender Faktor: Auch in Stimpfach und Lauffen werden die Lebensentwürfe individueller, und manche Einwohner pflegen Freundschaften bzw. andere soziale Kontakte außerhalb des Ortes, was zu einer Schwächung des örtlichen Kommunikationsnetzes führen und damit den Dialekt als örtliches Kommunikationsmittel unwichtiger machen kann – dies ist aber nicht zwingend.

Ein überregionaler und individueller Sprachgebrauch ist nur dann eine Gefahr für den örtlichen Dialekt, wenn er nicht auf das Leben außerhalb der örtlichen Gemeinschaft beschränkt bleibt. Wenn die Ortsgemeinschaft noch von sozialer Relevanz für den Sprecher ist, wird er auch weiterhin mit den hier lebenden Personen kommunizieren und das höchstwahrscheinlich im Ortsdialekt. Das heißt Bedingungen für die Wahrung eines Ortsdialekts sind das alltägliche Wissen und die Kenntnisse der Ortsgemeinschaft, bzw. deren Relevanz für die Bewohner.

In Stimpfach funktioniert diese Form der Tradierung metasprachlichen Wissens in Form von regionalen Geschichten und Erlebnissen noch sehr gut. Für die im Rahmen der vorliegenden Arbeit interviewten jungen Dialektsprecher ist es relevant, dass sie aus diesem konkreten Ort Stimpfach stammen, der sich auf der schwäbischen Seite der Dialektgrenze befindet. Diese Grenze hat eine wichtige Funktion für ihre Identität, die sich sprachlich in ihrem schwäbischen Dialekt ausdrückt. Hier werden eigene Erfahrungen in einen kollektiven Erfahrungsschatz aus historisch und sozial begründeten Identitätsstrukturen eingefügt und

tragen somit zu einer Stabilisierung der einzelnen subjektiven Sprachräume und damit auch des kollektiven Sprachraums bei.

Da sich der soziale Bezugsraum der Generationen nur wenig verändert hat – Crailsheim hatte auch früher schon Marktplatzfunktion und Ellwangen war „das Beamtenstädtle“ – änderten sich auch die örtlichen Relevanzstrukturen kaum. Dennoch gibt es auch hier junge Einheimische, die weite Strecken zu ihrem Arbeitsplatz zurücklegen. Die örtliche Sprachwelt wird dadurch aber nicht tangiert, da man am Abend und am Wochenende zurückkehrt. Der Dialekt verändert sich hier nur dadurch, dass Archaismen wegfallen und neue Begriffe in den dialektalen Wortschatz übergehen. Die negative Umkehrung der Hypothese: Verändern sich die subjektiven Sprachräume nicht, ändert sich der Dialekt nicht, kann also nicht bestehen (denn Sprache wandelt sich stetig).

Eine Veränderung der subjektiven Sprachräume lässt sich auf eine Änderung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse sowie der Relevanzstrukturen zurückführen. Manchmal führen solche Veränderungen nicht zum Wandel der subjektiven Dialekträume, sie können es aber tun, insbesondere dann, wenn sprachliche Bewertungsmuster von außen übernommen werden und infolgedessen ein Statusgewinn durch eine standardnähere oder andersdialektale Aussprache erreicht werden kann. Die subjektiven Dialekträume sind demnach ein Spiegel von Bewertungsstrukturen und eignen sich daher gut, um Änderungen im Sprachverhalten zu erklären und gegebenenfalls auch vorherzusagen. Hypothese 2 kann also verifiziert werden.

7.2.3 Hypothese 3: Räumliche und soziale Mobilität sowie Einstellungen beeinflussen den Dialektgebrauch

Hypothese 3 verknüpft drei Einzelhypothesen miteinander, wobei auch jede für sich stehen könnte. Der Faktor der räumlichen Mobilität wurde bereits im vorherigen Abschnitt angesprochen. Räumliche Mobilität hat nur dann einen Einfluss auf den Dialektgebrauch, wenn mit ihr eine Veränderung der persönlichen Relevanzsysteme eintritt. Wenn sich Einstellungen und soziales Umfeld nicht durch das Pendeln zu einem anderen Schul- oder Berufsort verändern, so hat die räumliche Mobilität auch keinen Einfluss auf den Sprachgebrauch. Räumliche Mobilität wird erst dann zu einem sprachbeeinflussenden Faktor, wenn der Wohnort dauerhaft gewechselt wird – dennoch dominieren auch hier soziale Faktoren: Ist die „emigrierende“ Gruppe groß genug, ist es unter Umständen nicht nötig, sich den äußere-

ren sprachlichen Gewohnheiten anzupassen. Ähnlich verhält es sich mit der sozialen Mobilität, die sich auf einen Wechsel der objektiven Lebensbedingungen wie Beruf, Bildung oder der ökonomischen Verhältnisse bezieht und sich auf das Sozialmilieu oder den soziokulturellen Erfahrungsraum auswirkt. Auch hier muss nicht zwingend eine Anpassung sprachlicher Verhaltensweisen folgen, wenn der Sprecher ebenfalls, wie bei der räumlichen Mobilität, zwischen den unterschiedlichen sozialen Welten pendelt. Dennoch ist es wahrscheinlicher, dass soziale Mobilität häufiger einen Einfluss auf die Spracheinstellungen und damit auf den Sprachgebrauch hat, da es hier vorrangig um den Wechsel von Erzeugungs- und Ordnungsgrundlagen sozialer Strukturen (Habitus) geht.

Beim Vergleich der drei Orte fällt auf, dass die Mobilität über den Nahbereich hinaus nur dann zu einer negativeren Einstellung und damit zu einer Beeinflussung des eigenen Dialektes führt, wenn dieser von einer anderen sozialen Gruppe der gleichen Dialektfamilie diskreditiert wird (z.B. wie im Fall von Neuhausen als Schwabe unter Schwaben). Dagegen wird die Spracheinstellung nicht negativer, wenn der eigene Dialekt von einem oder mehreren Mitgliedern einer anderen Dialektfamilie diskreditiert wird (wie in Stimpfach als Schwabe unter Franken). Im Gegenteil – eine solche Abwertung des eigenen Dialekts durch andersdialektale Sprecher kann zu einer „Trotzreaktion“ führen und hat dann eine eher positive Einstellung zum eigenen Dialekt zur Folge.

Eines, wenn nicht das wichtigste Ergebnis dieser Arbeit ist die Erkenntnis der enorm hohen Relevanz von Spracheinstellungen für den Dialektgebrauch, welche sich bereits historisch in der Entwicklung der unterschiedlichen nationalen Dialektlandschaften deutlich widerspiegelt (vgl. dazu Kapitel 5). Nicht nur in der Schülerumfrage zeigt die hochsignifikante Korrelation von Dialektloyalität und Dialektgebrauch,⁴⁶³ welche großen Einfluss die persönliche Einstellung auf den Dialektgebrauch hat. Auch durch den Vergleich der drei ethnografierten Orte und in den Interviews, die während der Erhebungen geführt wurden, wird deutlich, wie sehr der Dialektgebrauch von der eigenen dialektbezogenen Einstellung gesteuert wird.

In Neuhausen sind die Einstellungen zum Dialekt sehr zwiespältig: Während sich die ältere Generation zu ihrem Dialekt bekennt, schwankt die jüngere Generation zwischen Scham, Verachtung und Zugehörigkeitsgefühl. Die jüngeren Sprecher möchten eigentlich sozial zum urbanen Stuttgarter Raum zählen, wissen aber gleichzeitig, dass dies räumlich kaum

463 $p = 0,000$, vgl. Abschnitt 3.4.4.2.

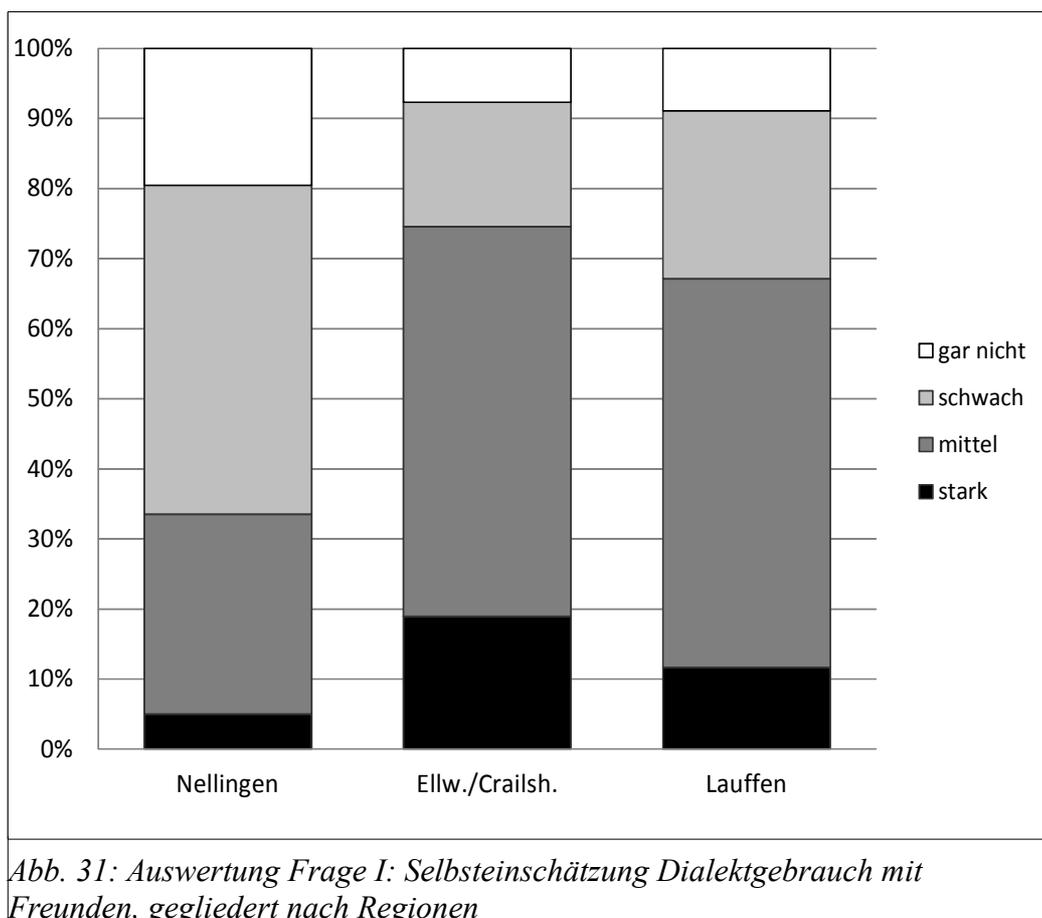
möglich ist. Sie grenzen sich deshalb sprachlich stark zum Raum „Schwäbische Alb“ und zur Neuhausener Großelterngeneration ab, begeistern sich aber letztlich doch für schwäbische Ausdrücke und schwäbische Eigenarten. Der Dialektgebrauch und das Dialektwissen der jüngeren Generation ist in Neuhausen wesentlich schwächer und viel individueller als in der älteren Generation, je nachdem in welchem sozialen Umfeld sich die Befragten bewegen. Daher ist der Einfluss einer räumlich-sozialen Mobilität hier erneut anzuführen. Allerdings wird diese räumlich-soziale Mobilität von einer vergleichsweise negativen Einstellung zum eigenen Dialekt begleitet. Diese ist bereits bei der Großelterngeneration insofern vorzufinden, als man sich gegen ein „breites“ Schwäbisch ausspricht, welches in den Nachbarort Sielmingen verortet wird. Diese Abneigung findet sich auch bei der jüngeren Generation wieder, aber ein wenig unkonkreter und diffuser, was daran zu erkennen ist, dass man sich lediglich von dem relativ großen Sprachgebiet „Schwäbische Alb“ abzugrenzen sucht. Wo genau das „breite“ Schwäbisch anfängt, kann räumlich nicht genau benannt werden. Es ist daher davon auszugehen, dass die Grenzen von noch akzeptablem dialektalem Sprachgebrauch zu „breitem“ Sprachgebrauch ebenfalls nicht klar zu definieren sind und damit zu der beschriebenen Unsicherheit und der eher negativen Einstellung zum Dialekt führen.⁴⁶⁴

In Lauffen dagegen ergibt sich ein anderes Bild. Hier möchte man gerne zum schwäbischen Sprachraum dazugehören und beurteilt daher auch den „breiten“ Dialektgebrauch als gut, weil „richtig“. Es lassen sich keine negativen Einstellungen zum Dialekt finden, weder in der älteren, noch in der jüngeren Generation.

In Stimpfach verhält es sich ähnlich: Zwar grenzen sich auch hier die jüngeren Sprecher vom stärkeren Dialektgebrauch der Schwäbischen Alb ab, dennoch wird das Schwäbische an sich als positiv bewertet. Der fremde Dialekt (das Hohenlohische) trägt hier zur Stabilisierung der eigenen sprachlichen Identität bei, was sich auch bei der Schülerumfrage in dem hohen Wert der selbsteingeschätzten Dialektalität zeigt. Hier verorten Schüler ihren eigenen Dialektgebrauch durchschnittlich als „mittel“, in Ostfildern-Nellingen (Fildern) als „schwach“ und in Lauffen zwischen „mittel“ und „schwach“. Der selbsteingeschätzte Dialektalitätsgrad der Schüler um Stimpfach liegt damit hochsignifikant⁴⁶⁵ über dem der Schüler der anderen Regionen (vgl. auch Abb. 31).

464 Nur 8 % der Schüler aus Ostfildern-Nellingen benennen dialektale Grenzen im Nahbereich.

465 $p = 0,0000$ % (Nellingen) bzw. $p = 0,07$ % (Lauffen).



Arno Ruoff sieht im Dialekt für einige Regionen das letzte Charakteristikum, das noch zur sozialen Abgrenzung dienen kann (vgl. Abschnitt 6.2). Das Prinzip des *Otherings* lässt sich auch auf andere Bereiche des sozialen Lebens anwenden und lautet verdichtet: Man braucht das Andere, um das Eigene zu erkennen.

Hypothese 3 kann damit nur leicht modifiziert bestätigt werden: Spracheinstellungen beeinflussen den Dialektgebrauch. Räumliche und soziale Mobilität können den Dialektgebrauch verändern, wenn sie Einfluss auf die Spracheinstellungen haben.

7.2.4 Hypothese 4: Der Einfluss des Sprecheralters auf den Dialektgebrauch wird überschätzt

In der Linguistik wird seit vielen Jahren das Problem diskutiert, ob von sprachlichen Differenzen verschiedener Altersgruppen in einem Ort überhaupt auf einen Sprachwandel geschlossen werden kann oder ob der natürliche Prozess des „sprachlichen Alterns“⁴⁶⁶ nicht

466 Der Begriff des *Age Grading* wurde von William Labov geprägt. Vgl. William Labov: Principles of

dazu führt, dass viele Ergebnisse verfälscht werden. Mehrere Untersuchungen belegen, dass ältere Menschen zu einer stärker dialektal geprägten Varietät zurückkehren, wenn sich ihr Kommunikationsumfeld mit dem Ausscheiden aus dem Beruf wieder auf den Ort und den privaten Bereich konzentriert.⁴⁶⁷ Daher sehen viele Linguisten die einzige Möglichkeit zur Abbildung des Wandels einer Varietät darin, eine *Real-Time-Studie*⁴⁶⁸ durchzuführen, bei der dieselben Individuen mit derselben Methode nach 20 oder 30 Jahren erneut befragt werden. Dieser extrem zeitintensive Aufwand kann nur selten bewerkstelligt werden, da dies Forschungsprojekte mit kontinuierlicher Finanzierung und personeller Stabilität oder umfangreiches Material (was einen diachronen Vergleich erlaubt) benötigt.

In der vorliegenden Arbeit konnte dagegen auch ohne diachrone Daten gezeigt werden, dass sprachlicher Wandel von außersprachlichen Faktoren, vornehmlich von Sprechereinstellungen, abhängig ist. Bei den Sprachethnografien in drei Orten des Erhebungsgebiets wurde zusätzlich zu einer linguistischen Erhebung das metasprachliche Wissen der unterschiedlichen Sprechergenerationen in Interviews und *Mental Maps* dokumentiert. Dabei konnte nur an einem der drei Orte (Neuhausen) ein deutlicher Unterschied der räumlichen Bilder und subjektiven Dialektgrenzen zwischen den Generationen festgestellt werden. Hier war nicht nur generell ein leichter Abbau dialektaler Lexik und dialektaler Lautungen zu verzeichnen, sondern auch ein Wandel in den Vorstellungen über den Dialekt sowie eine Veränderung bzw. Ausdehnung der subjektiven Dialektgrenzen. Außerdem ist Neuhausen der einzige Ort, in dem sich die jüngere Generation bewusst von dem Sprachgebrauch der älteren Generation abgrenzt. Dies geschieht teilweise sogar in abwertender Form.

Auch die Schülerumfrage zeigt, dass die Jugendlichen in der Filderregion eine vergleichsweise negative Einstellung zum Dialekt haben und mit Mitschülern und Freunden nur „schwach“ Dialekt sprechen. Nach wie vor können diese Ergebnisse linguistisch nur einen prognostischen Charakter tragen, wie andere *Apparent-Time*-Studien, dennoch ist ihre Aussagekraft stärker als die rein linguistischer Daten. Daniela Berroth konnte in ihrer Dissertation zum altersbedingten Mundartgebrauch ebenfalls lediglich belegen, dass die jüngere

Linguistic Change, Vol. I: Internal Factors. Oxford 1994, S. 43–72.

467 Vgl. zum Beispiel Annelies Häcki Buhofer: Spracherwerb und Lebensalter (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 83). Tübingen/Basel 2002.

468 Joachim Herrgen/Jürgen Erich Schmidt: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung (= Grundlagen der Germanistik, 49). Berlin 2011, S. 334.

Generation im Durchschnitt stärker variiert, d.h. häufiger den Dialektgrad an Gesprächspartner, -situationen und -inhalte anpasst.⁴⁶⁹

Ältere Menschen sehen ihren Lebensmittelpunkt häufig im Wohnort und sind durch eine lange Sesshaftigkeit stark eingebunden und daher ortsloyaler. Petra Leunenberger stellte in ihren Forschungen zur Ortsloyalität fest, dass Menschen mit einer hohen Ortsloyalität eine geringere Sprachvariation aufweisen.⁴⁷⁰ Der Grund für eine stärkere Variation bei jüngeren Sprechern könnte also eher in deren durchschnittlich etwas geringerer Ortsloyalität liegen als in ihrem jungen Alter. Die Ergebnisse der Schülerrumfrage bestätigen diesen Zusammenhang, denn Lauffener Gymnasiasten wollen nach dem Schulabschluss am seltensten in der Region bleiben (44 %), haben aber gleichzeitig das höchste Maß an sprachlicher Variation.⁴⁷¹ Sprecher mit niedrigerer Ortsloyalität neigen also zu einer höheren Varianz. Das hat offensichtlich nichts oder nur marginal mit dem Alter der Sprecher zu tun.

Das Alter eines Dialektsprechers wurde bisher als maßgeblich für dessen Dialektalität betrachtet. Die Ergebnisse zeigen, dass diese Vorgabe nicht für alle Orte relevant ist, sondern nur dort, wo generationelle Sprachgrenzen von der jüngeren Generation empfunden und benannt werden. Nur hier ist tatsächlich von einem dialektalen Sprachwandel auszugehen. Das Sprecheralter hat also nur dann einen Einfluss auf den individuellen Sprachgebrauch, wenn das Sprachverhalten von Sprechern anderer Altersgruppen als minderwertig betrachtet wird und man sich bewusst von ihnen abgrenzen möchte. Hypothese 4 kann also bestätigt werden.

7.2.5 Hypothese 5: Kleinräumige sprachliche Routinen sind konstitutiv für Identitäten

Bereits Anthony Giddens beschreibt Routinisierungen als Wege, um zu ontologischer Sicherheit zu gelangen.⁴⁷² Kontinuitäten sind also in jeglicher Beziehung identitätsfördernd, es sei denn, sie werden abgelehnt. Dies ist auch im Fall des Dialekts zu beobachten. Hypothese 5 ist demnach allgemeiner zu fassen: Sprachliche Routinen sind kontingenzeindäm-

469 Daniela Berroth: Altersbedingter Mundartgebrauch. Wandel und Kontinuität in einem mitteldeutschen Dialekt (= ZDL Beihefte, 116). Stuttgart 2001.

470 Petra Leunenberger: Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor. Eine empirische Untersuchung (= Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur, 74). Tübingen/Basel 1999, S. 198.

471 Hier hatten sie einen Mittelwert von 0,55 im Vergleich zum Gymnasium in Ellwangen mit einem Mittelwert von 0,46.

472 Anthony Giddens: *The Constitution of Society*. Berkely 1984, S. 23.

mend, wenn sie auf soziale Zustimmung stoßen. Der Umkehrschluss ist aufschlussreicher: Wenn der eigene Sprachgebrauch in Frage gestellt wird, weil Verständigungsschwierigkeiten auftreten oder die eigene Sprache als falsch deklariert wird, kann es zu tiefen Verunsicherungen kommen. Erkennt ein Sprecher, dass sein Dialekt von anderen nicht akzeptiert oder gar diskreditiert wird, kann dies zu einer *Linguistic Insecurity*⁴⁷³ führen, die im schlimmsten Fall ein mangelndes Selbstbewusstsein zur Folge hat. Umgekehrt kann ein Dialekt die eigene Identität stärken, wenn man ihm positiv gegenübersteht, ihn gerne spricht und für seine Verwendung soziale Anerkennung erfährt. Das heißt der Dialekt muss die Grundlage für eine erfolgreiche soziale Interaktion sein, um stabilisierend auf Identitäten zu wirken. Der Bezug zu den Personen, mit denen man Dialekt spricht, ist also wichtiger als der Bezug zum Ort, in dem Dialekt gesprochen wird. Dies kann durch zahlreiche, sich überschneidende Antworten auf die Frage nach den Besonderheiten und Vorteilen des Dialekts belegt werden, die sich in den Schlagwörtern „Identität“ bzw. „Sympathie“ verdichten lassen, wie etwa bei dieser Aussage eines älteren Bewohners von Tiefenbronn:

Interviewer: „Fühlen Sie sich dadurch, dass Sie Dialekt sprechen, stärker mit Ihrem Ort verbunden? Mit Tiefenbronn?“

Volker Hardt: „Ja. Wobei eher mit den Leuten, wo ich kenne, wo man sich kennt. Wenn wir im Kegelvein oder so sind, wo wir gesellig beieinander sind. Das ist selten, dass da einer dann Hochdeutsch spricht.“⁴⁷⁴

Die wichtigste Komponente einer bewussten dialektalen Identität ist also die Integration in soziale Gruppen. Zwar fungiert der Dialekt auch für die Sprecher selbst als territorialer Marker ihrer regionalen Zugehörigkeit, aber dies ist nur eine der vielen Funktionen des Dialekts. Dort, wo dieser Funktion nicht mehr so viel Bedeutung zukommt, treten andere hervor. In Neuhausen beispielsweise dient der Dialekt als sozialer Marker, der seine Nutzer als „bäuerlich“ oder „alt“ kennzeichnet. In Lauffen dagegen ist der Dialekt verstärkt Marker für ein vertrautes und familiäres Gespräch, wobei alle beteiligten Sprecher durch den Gebrauch des Dialekts als gleichrangig erscheinen. Nur in Stimpfach erfüllt der Dialekt nach wie vor vor allem seine Funktion als territorialer Marker sozialer Zugehörigkeit.

473 Vgl. William Labov: *The social stratification of English in New York City*. Arlington 1966.

474 Volker Hardt (77 Jahre), Tiefenbronn, 28.11.2011, notiert durch Studentin Lucia Reckers im Rahmen des von der Autorin der vorliegenden Arbeit durchgeführten Seminars „Dialektforschung als Kulturwissenschaft“ im WS 2011/12 am Ludwig-Uhland-Institut (vgl. S. 204).

Hypothese 5 muss deshalb insofern leicht modifiziert werden, als kleinräumige sprachliche Routinen nur dann konstitutiv für Identitäten sind, wenn sie von den Mitgliedern der jeweiligen Sprachgemeinschaft positiv bewertet werden.

7.2.6 Hypothese 6: Territoriale Selbstverortung ist soziale Selbstverortung

Eine regionale Identität besteht aus einzelnen alltagsweltlichen Raumerfahrungen, Erinnerungen und Bewertungen, die als Verstehenskontext fungieren und als solcher auf die Region zurückwirken.⁴⁷⁵ Dass territoriale Grenzziehungen soziale Grenzziehungen implizieren, zeigt sich dort, wo Erstere sprachlich, sozial, kulturell, politisch oder mit einer anderen Herkunft der andersdialektalen Sprecher begründet werden. Dieses Phänomen ist bei Begründungen dialektaler Grenzen fast durchgehend zu finden (vgl. Abschnitt 3.2.3).

Dass Menschen mit einer hohen Ortsloyalität zudem mehr über ihren Dialekt wissen als andere und ihren Dialektgebrauch durchschnittlich schwächer variieren, lässt außerdem einen leichten Zusammenhang zwischen räumlicher und sprachlicher Identität erkennen. Metasprachliches Wissen als Teil regionalen Wissens kann damit als kommunikationsfördernd, sozial und konstitutiv für räumliche Identitäten beschrieben werden.

Die Ergebnisse der Schülerumfrage machen zudem deutlich, dass ein regionales Netzwerk von Freunden ein Grund dafür ist, nach dem Schulabschluss in der Region zu bleiben, sich also ortstloyal zu verhalten. Das heißt ein Bekenntnis zu Menschen impliziert ein gewisses Zugeständnis an den Ort, an dem diese leben. Wie bereits in Abschnitt 2.2.2 diskutiert, kann der Gebrauch des ortsüblichen Dialekts nach Treinen als Indiz für die Akzeptanz von lokalen Normen und Traditionen gewertet werden. Dennoch kann in der Schülerumfrage kein direkter signifikanter Zusammenhang zwischen einer Orts- und Dialektloyalität festgestellt werden (vgl. Abschnitt 3.4.4.1). Zudem sind die am wenigsten ortstloyalen Schüler aus Lauffen genauso dialektloyal oder sogar dialektloyaler als ortstloyalere Schüler aus Ostfildern-Nellingen.

Es existieren also leichte Anzeichen für eine gegenseitige Beeinflussung von sozialen und räumlichen Faktoren. In der Gesamtschau kann die Hypothese einer gegenseitigen Bedingtheit territorialer und sozialer Verortung nicht vollkommen negiert werden, kann aber nicht in dieser deutlichen Kausalität bestehen. So hat soziale Verortung zwar immer auch

⁴⁷⁵ Heinz Schilling: Region und Identität. In: Ina-Maria Greverus et al. (Hg.): Kulturtexte: 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Frankfurt am Main 1994, S. 61–85, S. 82.

eine territoriale Komponente, diese ist aber nicht gleichwertig – die sozialen Beziehungen stehen im Vordergrund.

7.2.7 Hypothese 7: Freunde haben einen stärkeren Einfluss auf den Dialektgebrauch als Eltern

Der enorme Einfluss des sozialen Umfeldes auf das dialektale Wissen und via Einstellungsfärbung auf den Dialektgebrauch wird an vielen Stellen deutlich. Wird der Dialekt vom sozialen Umfeld eines Sprechers abgewertet, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass er von dem einzelnen Dialektsprecher selbst auch abgewertet wird. Wird der Dialekt dagegen aufgewertet und anerkannt, so ist die Wahrscheinlichkeit, dass ein einzelner Dialektsprecher dem Folge leistet, sehr hoch. Dieser Umstand wird durch eine durchgängig vorgefundene, intergenerationelle Homogenität der Spracheinstellungen in den drei ethnografierten Dialektgebieten unterstützt. Die Annahme, dass das soziale Umfeld in Form der „relevanten Anderen“ sich vornehmlich aus Freunden zusammensetzt, liegt nahe. Dennoch kann die These in dieser Form durch die Schülerumfrage nicht bestätigt werden. Es konnte keine signifikante Korrelation zwischen einem regionalen Freundeskreis und einer hohen Dialektloyalität nachgewiesen werden. Die Gleichung ist einfacher: Wenn Dialektsprecher mit Personen aus derselben dialektalen Sprachgemeinschaft kommunizieren, dann sprechen sie mehr Dialekt. Diese Personen können gleichermaßen Familienmitglieder, Bekannte oder Freunde sein; wobei Freunde zusätzlich einen starken Einfluss auf die räumliche Orientierung haben, denn man möchte dort leben, wo man Freunde hat.

In den durchgeführten Interviews beziehen sich die jüngeren Sprecher häufig auf Erlebnisse und Begegnungen mit Freunden. Dabei wird in Neuhausen öfter berichtet, dass man „eher Hochdeutsch“ untereinander spräche (sowohl in der Schule als auch im Freundeskreis). In Stimpfach und Lauffen dagegen werden keine diesbezüglichen Angaben gemacht. Darin spiegeln sich einmal mehr die bereits diskutierten regionalen Unterschiede der drei Regionen wider.

Insgesamt aber hat die Herkunft der Eltern einen sehr starken Einfluss auf den Dialektgebrauch der Kinder. Dies belegen die Ergebnisse der Schülerumfrage, die einen signifikanten Abfall bei der selbsteingeschätzten Dialektalität verzeichnen, sobald ein Elternteil nicht aus Baden-Württemberg stammt (vgl. Abschnitt 3.4.4.2). Eine mögliche Erklärung für diese Dominanz liegt in den Mechanismen der Dialekttradierung. Dialekt als soziale Konven-

tion und Norm ohne schriftliche Kodifizierung wird von sogenannten Normautoritäten weitergegeben. Die Ergebnisse sind also eine Bestätigung der These Ulrich Ammons, dass man die Sprache (und damit auch den Dialekt) zunächst von den Eltern erlernt. Ammon definiert den Dialekt als Brauch, der zusammen mit anderen Werten und Normen informell tradiert wird und eine Art Traditionsgemeinschaft bildet. Dialekt ist demnach als symbolisch vermittelte kulturelle Verhaltenskoordination zu betrachten, auf die Eltern in den hier untersuchten Gebieten mehr Einfluss haben als Freunde. Da sich die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen sozialen Gruppen und auch deren Anzahl im Verlauf des Lebens stetig erhöht, ist davon auszugehen, dass Dialektsprecher immer mehrere unterschiedliche sprachliche Stile pflegen. Dennoch kann Hypothese 7 in dieser Form nicht verifiziert werden.

7.2.8 Hypothese 8: Subjektive Grenzen sind stärker als objektive Grenzen

Die Hypothese, dass das Empfinden generationeller, räumlicher Grenzen und sozialer Grenzen des Dialektgebrauchs stärker ist als die objektiv nachweisbaren Unterschiede, ist Folge von Beobachtungen der Autorin während der erhebungsbegleitenden Befragungen. Hier grenzten sich fast alle Gewährspersonen von Dialektsprechern aus den Nachbarorten ab. Meist geschah dies mittels der geäußerten Behauptung, die anderen sprächen „breiter“, „bäuerlicher“ oder „ganz anders“. Auf der Suche nach den tatsächlichen Differenzen ist dagegen oft kein eindeutiger Beleg möglich gewesen (wie auch die Studie in Sielmingen zeigt). Denn in den meisten Fällen rekurrieren subjektive Grenze auf ehemals politische oder kirchenpolitische Räume, die so teilweise schon seit der Zeit Napoleons, oder, im Fall der badisch-württembergischen Grenze, seit über 60 Jahren nicht mehr existieren. Dennoch wirkt diese ehemals territoriale Gliederung noch in den Köpfen nach, was auch die Ergebnisse vieler anderer Forschungsarbeiten belegen.⁴⁷⁶ Diese Beständigkeit nicht mehr real existenter Grenzen fand sich aber nicht nur in territorialen, sondern vor allem in sozialen Kontexten. Die oft von Dialektsprechern geäußerte negative Attribuierungen des Dialekts mit Adjektiven wie „derb“ und „bäuerlich“, decken sich nicht mit den Ergebnissen der Schülerumfrage, die zeigen, dass Gymnasiasten (ihrem eigenen Ermessen nach) stärkeren Dialekt sprechen als Realschüler (vgl. Abschnitt 3.4.4.3). Ein ähnliches Verhalten stellte auch Heiner Treinen in seinen Untersuchungen zur Ortsbezogenheit fest: Hier gaben Ange-

476 Schon Simmel spricht von der mentalen Beharrlichkeit bedeutungslos gewordener politischer Grenzen, vgl. Georg Simmel: *Soziologie des Raums*. In: Otthein Rammstedt (Hg.): *Gesamtausgabe*, Bd. 7: *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*. Frankfurt am Main 1995 (1903), S. 140 f.

hörige prestigehoher Berufsgruppen öfter an, gerne in einem bestimmten Ort zu leben als Angehörige von Berufsgruppen mit geringerem Prestige (vgl. Abschnitt 4.6). Die allgemein verbreitete Annahme, vor allem Landwirte und Handwerker hätten einen engen Bezug zum Ort, ist also hier nicht zu finden. Die Konnotation von Dialektsprechen und niedrigem Bildungsabschluss muss abgelehnt werden.

Dennoch ist sowohl im territorialen als auch im sozialen Kontext die Beständigkeit dieser Vorurteile gegenüber Dialektsprechern und der daraus resultierenden subjektiven sozialen Sprachgrenzen sehr hoch. Objektiv nachweisbare dialektale Grenzen werden dagegen unter Umständen gar nicht wahrgenommen, wenn sie nicht mit subjektiven Grenzziehungen übereinstimmen. Wenn sich subjektive und objektive Grenzen überschneiden, wie zum Beispiel an der schwäbisch-hohenlohischen Grenze, kann dies jedoch zu einer gegenseitigen Verstärkung führen. Hypothese 8 kann demnach als verifiziert angesehen werden.

7.3 Allgemeine Erkenntnisse und mögliche Ansätze für nachfolgende Forschungsvorhaben

Dialekt ist Teil der immateriellen regionalen Kultur und besteht aus einem Wissen um sprachliche Normen, die bei Nicht-Einhaltung sozial sanktioniert werden. Das eigene sprachliche Empfinden beruht zwar auf individueller Bildung und Begabung, dennoch ist es an das kollektive Wissen einer Sprachgemeinschaft und deren Einstellungen gekoppelt. Dialektgebrauch ist also individuell und kollektiv zugleich, wie es bei jeder individuell gesprochenen Sprache, also jedem Idiolekt, der Fall ist.

Die Entstehung mentaler sprachlicher Räume ist stark abhängig von politischen Grenzen (Landesgrenze zwischen Bayern und Baden-Württemberg, ehemalige badisch-württembergische Grenze), vom regionalen Tourismus (Allgäu, Bauland) und wird von Regional-klichés beeinflusst (Schwäbische Alb als ländlicher Raum, Stuttgart als urbanes Zentrum). Bei der jungen Generation treten auch Sportvereine als Träger dialektaler Identitäten hervor (Lauffen) oder sind noch in Rivalitäten konkurrierender Ortschaften bei Volksfesten zu finden (Stimpfach). Insgesamt wird hier sehr stark typisiert und reduziert. Diese Stereotypisierungen sollten dabei nicht einfach als überzogen und falsch ignoriert werden, sondern als Einschätzungen fremder und eigener Lebensbereiche genutzt werden, um tatsächliche Strukturen und hierin verborgene Realitäten freizulegen.⁴⁷⁷

⁴⁷⁷ Hermann Bausinger: Räumliche Orientierung. Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten

Das Schwäbische übt u.a. deshalb eine so große Anziehungskraft aus, weil es über ein sehr starkes und vielseitiges Assoziationspotenzial derartiger Stereotypisierungen verfügt. Der Status bzw. das Selbstbewusstsein einer Region haben also Auswirkungen auf die individuellen Wahrnehmungen von Dialekträumen und damit auf ihre Stabilität.

Dass Vorurteile, Einstellungen und Wahrnehmungsweisen eng mit dem Dialektgebrauch verknüpft sind, wird an vielen Stellen der vorliegenden Arbeit deutlich. Dialektsprecher möchten nicht so „breit“ sprechen wie die Nachbarn, aber auch nicht so „hochdeutsch“ wie die, die „was Besseres“ sein wollen. Dass Spracheinstellungen tradiert und an neue Lebens- und Arbeitsumfelder angepasst werden – wie in Neuhausen –, ist ein weitreichendes Forschungsfeld und sollte noch tiefergehend bearbeitet werden.

In allen Ortschaften zeigt sich, dass metasprachliches Wissen immer wieder von eigenen Erfahrungen aufgefrischt und neu interpretiert werden muss, um dauerhaft zu bestehen. Dies ist vor allem dort möglich, wo ein anderer Dialekt existiert, von dem Sprecher sich abgrenzen können (Stimpfach/Lauffen). Auch andernorts ist eine „Region“ zusätzlich zu ihren subjektiv wahrgenommenen territorialen Strukturen, ein nicht-territorialer Bereich des Wissens und der Interaktion, der ständig neu verhandelt und mit Bedeutung aufgeladen wird. Die Entstehung, Beschreibung und Interpretation von Dialekträumen und dialektalen Zugehörigkeiten kann also, im Sinne von Werlens Hypostasierungen und Giddens' Objektivierungen, als eine wichtige kulturelle Verhaltensweise zur Erschaffung regionaler Lebensräume betrachtet werden.

Dass dabei nur solche regionalen Differenzen wahrgenommen werden, die sich ohnehin in bestehende Bilder einfügen, kann mit allgemeinen kulturtheoretischen Theorien wie zum Beispiel der Idee der *Self-Fulfilling-Prophecy*⁴⁷⁸ und autopoietischen Konzepten erklärt werden. Dialekt ist also eine stabile, sich selbst reproduzierende gesellschaftliche Norm, die an die soziale Interaktion von sich räumlich verortenden Gruppen gebunden ist. Genau so verhält es sich mit dem eng an den Dialekt gebundenen metasprachlichen Wissen, welches ebenfalls eine soziale Gruppe braucht, in der es eine gewisse Aufmerksamkeit und

kulturellen Dimension. In: Nils-Arvid Bringeus (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günther Wiegmann zum 60. Geburtstag, Bd.1 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 60). Münster 1988, S. 43–52, S. 51.

478 Begriff von Robert K. Merton, vgl. Robert K. Merton: *Social Theory and Social Structure*. New York 1968.

Relevanz erfährt bzw. kommuniziert und mit neuen Erfahrungen und Bedeutungen aufgeladen wird.

Hier knüpfen vielversprechende Forschungsbereiche zur Variabilisierung des Sprachgebrauchs (Gradualismus) sowie zu Auswirkungen von neuen Medien und Verschriftlichung der Kommunikation (E-Mail, Chat, SMS) auf den Dialektgebrauch an. Beide sind dabei auf kulturwissenschaftliche Forschungsmethoden angewiesen.

Die kulturwissenschaftliche Analyse von metasprachlichem Wissen und dessen inhärenten Raumkonzepten, Einstellungen, Relevanzstrukturen und kulturellen Praktiken wird durch eine merkliche Individualisierung regionaler Lebenskonzepte in Zukunft nicht einfacher durchzuführen, aber weiterhin lohnend sein.

Anhang A: Anschreiben Ortschaften

Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaft

Forschungsprojekt „Sprachalltag
in Nord-Baden-Württemberg“
www.sprachalltag.de

Ludwig-Uhland-Institut – Burgsteige 11 (Schloss) - 72070 Tübingen

Herrn/Frau Bürgermeister/in XXX
Rathaus XXX
Postfach XXXX
00000 XXXX

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



Projektleitung:
Prof. Dr. Hubert Klausmann und
Prof. Dr. Bernhard Tschofen

Telefon: 0 70 71 · 29 7 4886
0 70 71 · 29 7 2374
Telefax: 0 70 71 · 29 5330
E-Mail: nina-kim.leonhardt@uni-tuebingen.de

Tübingen, X.XX.201X

Sehr geehrte/r Frau/Herr Bürgermeister/in XXX,

mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und des Fördervereins „Schwäbischer Dialekt“ e.V. untersucht unser Forschungsprojekt den mundartlichen Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg.

In Ihrer Gegend haben wir Ihre Gemeinde ausgesucht und würden dort gerne eine Befragung zum örtlichen Dialekt durchführen. Die Aufnahme geschieht mit einem Fragebuch, das einfache Wortlisten zum (bäuerlichen) Alltag enthält, um dialektale Ausdrücke zu erfassen.

Nach XXX würden wir gerne am X.XX.201X mittags um XX Uhr kommen.

Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie für uns 5-6 Personen (darunter wegen des Kapitels „Hausarbeit“ auch mindestens eine Frau) aus Ihrem Ort aussuchen könnten, die dort geboren und aufgewachsen sind und die örtliche Mundart beherrschen.

Wichtig wäre für uns, dass Sie mit den von Ihnen ausgesuchten Personen bereits im Vorfeld sprechen, damit wir wissen, dass sie auch bereit sind, bei unserem Projekt mitzumachen. Wir wären Ihnen weiterhin sehr dankbar, wenn Sie uns kurz per mail (nina-kim.leonhardt@uni-tuebingen.de) oder Fax Namen, Adressen und Telefonnummern der von Ihnen ausgesuchten Personen mitteilen würden, damit wir in der Woche zuvor mit diesen den Termin absprechen können. Die Einzeltermine finden meist bei den Gewährspersonen zu Hause statt und dauern maximal zwei Stunden. Wir könnten aber auch eine gemeinsame Fragerunde im Rathaus machen, falls Sie drei ruhige Räume am XXX um XX Uhr zur Verfügung hätten.

Anbei auch noch eine kleine Umfrage zum situativen Dialektgebrauch in Ihrer Gemeinde, die wir Sie bitten spontan auszufüllen und per Mail oder Fax an uns zurückzusenden.

Für Ihre Bemühungen bedanken wir uns bereits im Voraus sehr herzlich.

Mit freundlichen Grüßen

Nina Kim Leonhardt, M.A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin

Anhang B: Fragebogen Erhebung

Erhebungsbegleitender Fragebogen zur Erfassung von metasprachlichem Wissen, subjektiver Dialektgrenzen, Einstellungen, räumlicher Orientierung und Mediennutzung

Landkreis: Ort: Ortsteil: Datum:
Name: Alter:

1.) Gibt es Unterschiede zwischen Ihrem Dialekt und dem Dialekt der Nachbarorte?

1.2) Welche – woran liegt das?

1.3) Gibt es Neckereien zwischen den Orten?

2.) Sprechen Ihre Kinder und Enkel den gleichen Dialekt wie Sie?

3.) Wie würden Sie die Sprache bezeichnen die Sie selbst sprechen?

3.1) Was sind Ihrem Gefühl und Ihren Erfahrungen nach die Vorteile Ihres Dialekts?

4.) Welche Zeitungen lesen Sie hier? Welche Radiosender hören Sie? Nutzen Sie das Internet?

5.) Wohin fahren Sie zum Einkaufen (Kleidung, Möbel, etc.)?

Anhang C: Fragenkatalog junge Sprechergeneration

Erhobene Daten: Landkreis, Ort, Ortsteil, Name, Alter, Tätigkeit/en, Herkunft (Mutter, Vater, Großeltern, Freunde)

- 1.1 Wie heißt der Dialekt, den man hier spricht?
- 1.2 Gibt es einen Unterschied zwischen dem Dialekt, den Sie sprechen, und dem der näheren Umgebung? Wo insbesondere? (*Mental Map zeichnen lassen*)
- 1.3 Woran liegt das? Woher wissen Sie das?
- 1.4 Gibt es Neckereien zwischen den Orten?
- 2.1 Wo fahren Sie zum Einkaufen hin/zum Weggehen/zur Schule?
- 2.2 Welche Medien nutzen Sie?
- 2.3 Sind Sie sozial oder sportlich aktiv? (Sportverein/Orchester/Chor? Wo?)
- 3.1 Sprechen Sie mit Ihrer Großmutter anders als mit Ihrem Vorgesetzten?
- 3.2 Sprechen Sie lieber Dialekt oder lieber Hochdeutsch?
- 3.3 Erkennt man in anderen Bundesländern anhand Ihrer Aussprache, wo Sie aufgewachsen sind?
- 4.1 Welche Vorteile und Nachteile empfinden Sie durch das Dialektsprechen?
- 4.2. Möchten Sie noch mal woanders wohnen/arbeiten?

Anhang D: Interviewpartner der Sprachethnografien

*Soweit nicht anders gekennzeichnet, sind die Namen der Interviewpartner anonymisiert.
Die Reihung erfolgt chronologisch nach Zeitpunkt des Interviews.*

I.a) Neuhausen (Aufenthalt 13.–14.5.2010, 26.8.2010, 15.9.2010, 10.5.2011)

Interviews ältere Generation:

- Marina Hoffmann, Jahrgang 1930, 13.5.2010, zu Hause im Esszimmer
- Dorothee Wolf, Jahrgang 1954, und
- Hans Meier, Jahrgang 1930, 13.5.2010, im Esszimmer
- Hartmut Röhrle, Jahrgang 1934, am 13.5.2010, im Wohnzimmer
- Traugott Echter, Jahrgang 1930 und
- Rudolf Vogt, Jahrgang 1932 (auch Ortschronist und Vermittler weiterer Interviewpartner), 14.5.2010, bei Rudolf Vogt im Esszimmer

Interviews jüngere Generation:

- Frederik Hufschmied (Abiturient und Zivildienstleistender), Jahrgang 1991 und
- Jochen Schmidt, Jahrgang 1979, Entwicklungsingenieur in Stuttgart, gemeinsames Interview am 26.8.2010, 19 Uhr in den neu renovierten Räumen des Neuhausener Musikvereins direkt am Marktplatz (beide sind Mitglied)
- Franziska Wolf, Jahrgang 1981, Kindergärtnerin in Neuhausen, verheiratet mit einem Landwirt aus Neuhausen und ihre Schwester
- Antonia Wolf, Jahrgang 1989, Auszubildende, Interview am 15.9.2010, 15 Uhr, im Hause der Mutter (Dorothee Wolf)
- Tanja Hartmann, Jahrgang 1983, Groß- und Außenhandelskauffrau, mit ihrem Freund
- Michael Metzger, Jahrgang 1983, gemeinsames Interview am 10.5.2011, bei ihnen im Wohnzimmer, 16.15 Uhr

I.b) Sielmingen (Aufenthalt 20.8.2010)

Interviews ältere Generation:

- Christine Beck, Jahrgang 1953, zu Hause in der Küche
- Reinhold Faber, Jahrgang 1940, mit
- Gottfried Saiter, Jahrgang 1933 und
- Siegfried Bayer, Jahrgang 1935, Vereinsheim Sielmingen
- Mechthild Bertram, Jahrgang 1939 und
- Adam Bertram, Jahrgang 1937, zu Hause im Esszimmer

II. Stimpfach (Aufenthalt 22.2.2011, 23.2.2011, 5.–7.5.2011)

Interviews ältere Generation:

- Hannelore Ferch, Jahrgang 1932, 22.2.2011, im Esszimmer
- Johannes Näher, Jahrgang 1937 und
- Johannes Bitter, Jahrgang 1928, 22.2.2011, bei Herrn Schweizer im Esszimmer
- Hartmut Schweizer, ehem. Schuldirektor und Ortschronist, 6.5.2011, im Esszimmer (nicht anonymisiert)

Interviews jüngere Generation:

- Erna Huber, Jahrgang 1981, Verwaltungsangestellte, 23.2.2011, im Eßzimmer
- Lucia Meinhardt, Jahrgang 1993, aus Eichishof,
- Sophie Theiß, Jahrgang 1994, aus Rechenberg, Schülerinnen am Peutinger Gymnasium in Ellwangen, Interview am 5.5.2011, 17.30 Uhr im Café „ars vivendi“ in Ellwangen
- Thorsten Schön, Jahrgang 1991, Zivildienstleister, will Lehramt in Tübingen studieren, Interview am 6.5.2011, 16.20 Uhr, bei ihm im Zimmer

- Dirk Huber, Jahrgang 1986, Techniker, mit
- Ernst Theinach, Jahrgang 1987, Elektrotechniker, mit
- Michael Sengler, Jahrgang 1986, Industriemechaniker, Gruppeninterview am 6.5.2011, 18 Uhr, bei der Schwester von Dirk Huber (Erna Huber)

III. Lauffen (Aufenthalt 24.-27.5.2011)

Interviews ältere Generation:

- Gustav Streiter, Jahrgang 1930, ehemaliger Obstbauer, 24.5.2011, im Esszimmer
- Lothar Feinschmid, Jahrgang 1937, ehemaliger Architekt und
- Brigitte Feinschmid, Jahrgang 1935, ehemalige kaufmännische Angestellte, 24.5.2011, auf der Terrasse ihres Hauses
- Dr. Otfried Kies, Brackenheim (ehemaliger Englischlehrer des Gymnasiums Lauffen und Ortschronist), Telefoninterview am 9.1.201, 11.30 Uhr (nicht anonymisiert)

Interviews jüngere Generation:

- Vanessa Kanngießer, Jahrgang 1991, Auszubildende zur Industriekauffrau, Interview am 24.5.2011, Terrasse des elterlichen Hauses
- Tanja Eicholz, Jahrgang 1977, Versicherungskauffrau, mit
- Jutta Metzger, Jahrgang 1981, Zahnmedizinische Fachangestellte, Interview am 24.5.2011, Wohnzimmer von Tanja Eicholz
- Anna Hofer, Jahrgang 1989, Studentin Grundschullehramt PH (in Ludwigsburg), mit Jens Vollmer, Jahrgang 1987, Student Technisches Logistikmanagement Hochschule (in Heilbronn), Interview am 25.5.2011, Wohnzimmer
- Jonas Mey, Jahrgang 1987, Auszubildender Önologietechnik in Weinsberg, 25.5.2011, Jugendzimmer auf dem elterlichen Aussiedlerhof
- Mareike Hochstätter, EKW-Absolventin, Jahrgang 1984, Telefoninterview am 21.6.2011

Anhang E: Anschreiben Schulen

Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaft

Forschungsprojekt „Sprachalltag
in Nord-Baden-Württemberg“
www.sprachalltag.de

Ludwig-Uhland-Institut – Burgsteige 11 (Schloss) - 72070 Tübingen

Herrn/Frau SchulleiterIn XXXX
XXX-Gymnasium/Realschule
XXXXstraße
XXXXXX Stadt

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



Projektleitung:
Prof. Dr. Hubert Klausmann und
Prof. Dr. Bernhard Tschofen

Telefon: 0 70 71 · 29 7 4886
0 70 71 · 29 7 2374
Telefax: 0 70 71 · 29 5330
E-Mail: nina-kim.leonhardt@uni-tuebingen.de

Tübingen, den XX.X.20XX

Sehr geehrte/r Herr/Frau XXXX,

mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und des Fördervereins „Schwäbischer Dialekt“ e.V. untersucht unser Forschungsprojekt den mundartlichen Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg.

Um die schwäbisch-fränkische Sprachgrenze zu beschreiben, haben wir bereits die Mundart der älteren Bevölkerung in Ihrer Region dokumentiert.

Da ich parallel zu der sprachwissenschaftlichen Dialekterhebung eine eigene Untersuchung zum Thema „Bedeutung und generationeller Wandel von subjektiven Dialekträumen“ durchführe, würde ich gerne die Schüler Ihrer Abschlussklassen zu ihrem Dialektgebrauch befragen.

Dazu habe ich den beigegeführten Fragebogen entwickelt. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn sie diesen in den nächsten Wochen durch die KlassenlehrerInnen verteilen lassen könnten und die ausgefüllten Exemplare (auch unvollständige) an unser Institut zu meinen Händen zurücksenden könnten. Man benötigt etwa eine Viertelstunde, um den Fragebogen auszufüllen.

Für Rückfragen/Absprachen bin ich am besten per Mail zu erreichen (nina-kim.leonhardt@uni-tuebingen.de) aber auch über Handy 0176-22970XXX.

Für Ihre Bemühungen bedanke ich mich bereits im Voraus sehr herzlich.

Mit freundlichen Grüßen

Nina Kim Leonhardt, M.A.
Universität Tübingen
Ludwig-Uhland-Institut
Burgsteige 11 (Schloss)

Anhang F: Fragebogen Schüler

Dies ist eine Umfrage im Rahmen des Forschungsprojekts „Sprachalltag“ der Universität Tübingen. Ihre Angaben werden ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet.

Schule: _____ Schulort: _____ Wohnort: _____

Studien-/ Berufswunsch: _____ Alter: ____ Geschlecht: m w

I. Mit wem sprechen Sie Dialekt?

mit Freunden:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Eltern:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Großeltern	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Geschwistern:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Lehrern:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Nachbarn:	stark	mittel	schwach	gar nicht

Bemerkungen: _____

II. Gibt es einen Unterschied zwischen dem Dialekt, den man in Ihrem Wohnort spricht, und den Dialekten der Umgebung? Wenn ja, können Sie diese benennen?

III. Bitte zeichnen Sie umseitig den Bereich (mit Ortsnamen), in dem man Ihren Dialekt spricht.

IV. Sind Sie sportlich, musisch oder sozial aktiv und wenn ja, in welchem Ort?

V. Wo wohnen Ihre Freunde?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

Woher stammt ihre Mutter?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

Woher stammt ihr Vater?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

Wohin werden Sie nach dem Schulabschluss gehen?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

VI. Sprechen Sie lieber Dialekt oder lieber Hochdeutsch? Dialekt Hochdeutsch beides gleich

VII. Erkennt man in anderen Bundesländern anhand Ihrer Aussprache, wo Sie aufgewachsen sind?

Ja, immer Ja, manchmal Nein, selten Nein, nie

Vielen Dank für Ihre Teilnahme. Weitere Infos unter www.sprachalltag.de
Anregungen, Kritik und Ideen bitte an nina-kim.leonhardt@uni-tuebingen.de

Anhang G: Kodierung Fragebogen

Dies ist eine Umfrage im Rahmen des Forschungsprojekts „Sprachalltag“ der Universität Tübingen. Ihre Angaben werden ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet.

Schule: _____ Schulort: _____ Wohnort: _____
Schule: 2,3,4,5,6,7 Gebiet: 1,2,3

Schulcodes:

- [1 : Wildermuth Gymnasium Tübingen: 17 Schülerinnen]
- 2: Realschule Lauffen: 65 Schüler (Gebiet 3)
- 3: Realschule Nellingen: 85 Schüler (Gebiet 1)
- 4: Heinrich-Heine-Gymnasium Nellingen: 94 Schüler (Gebiet 1)
- 5: Realschule Crailsheim (RAK): 89 Schüler (Gebiet 2)
- 6: Peutingen Gymnasium Ellwangen: 80 Schüler (Gebiet 2)
- 7: Hölderlin Gymnasium Lauffen: 81 Schüler (Gebiet 3)

Gebietcodes:

- 1: schwäbisch
- 2: Dialektgrenze
- 3: schwäbisch-fränkisch

Studien-/ Berufswunsch: _____ Alter: ____ Geschlecht: m w
1 0

I. Mit wem sprechen Sie Dialekt?

	3	2	1	0
mit Freunden:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Eltern:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Großeltern:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Geschwistern:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Lehrern:	stark	mittel	schwach	gar nicht
mit Nachbarn:	stark	mittel	schwach	gar nicht

II. Gibt es einen Unterschied zwischen dem Dialekt, den man in Ihrem Wohnort spricht, und den Dialekten der Umgebung? Wenn ja, können Sie diese benennen? Ja: 1, Nein: 0

III. Bitte zeichnen Sie umseitig den Bereich (mit Ortsnamen), in dem man Ihren Dialekt spricht.

IV. Sind Sie sportlich, musisch oder sozial aktiv und wenn ja, in welchem Ort? Heimatort: 1, anderer Ort: 0

V. (siehe hierzu Dokument *Code_Frage_V* im Appendix)

VI. Sprechen Sie lieber Dialekt oder lieber Hochdeutsch? Dialekt Hochdeutsch beides gleich
1 -1 0

VII. Erkennt man in anderen Bundesländern anhand Ihrer Aussprache, wo Sie aufgewachsen sind?
Ja, immer Ja, manchmal Nein, selten Nein, nie
3 2 1 0

Vielen Dank für Ihre Teilnahme. Weitere Infos unter www.sprachalltag.de
Anregungen, Kritik und Ideen bitte an nina-kim.leonhardt@uni-tuebingen.de

Anhang H: Kodierung Frage V

Fragenkomplex V:

V. Wo wohnen Ihre Freunde?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

Woher stammt ihre Mutter?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

Woher stammt ihr Vater?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

Wohin werden Sie nach dem Schulabschluss gehen?

Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

Kodierung:

Wohnort	nähere Umgebung	Baden-Württemberg	andere Orte	Kodierung
0	0	0	0	0
1	0	0	0	1
0	1	0	0	2
1	1	0	0	3
0	0	1	0	4
1	0	1	0	5
0	1	1	0	6
1	1	1	0	7
0	0	0	1	8
1	0	0	1	9
0	1	0	1	10
1	1	0	1	11
0	0	1	1	12
1	0	1	1	13
0	1	1	1	14
1	1	1	1	15

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, Lila: Writing against culture. In: Fox, Richard (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe 1991, S. 137–162.
- Adelung, Johann Christoph: Deutsche Sprachlehre: Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preußischen Landen. Berlin 1781.
- Ammon, Ulrich: Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin 2005, S. 28–40.
- Ammon, Ulrich: Dialektschwund, Dialekt-Standard-Kontinuum, Diglossie: Drei Typen des Verhältnisses Dialekt – Standardvarietät im deutschen Sprachgebiet. In: Jannis K. Androutsopoulos/Evelyn Ziegler (Hg.): „Standardfragen“ – Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt/Main 2003, S. 163–171.
- Ammon, Ulrich: Soziale Bewertung des Dialektsprechers. Vor- und Nachteile in Schule, Beruf und Gesellschaft (= HSK 1.2). Berlin/New York 1983, S. 1499–1509.
- Ammon, Ulrich: Schulschwierigkeiten von Dialektsprechern. Empirische Untersuchung sprachunabhängiger Schulleistungen und des Schüler- und Lehrerbewußtseins – mit sprachdidaktischen Hinweisen (= Pragmalinguistik, 17). Weinheim/Basel 1978.
- Ammon, Ulrich: Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit (= Pragmalinguistik, 3). Weinheim/Basel 1973.
- Ammon, Ulrich: Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule (= Pragmalinguistik, 2). Weinheim/Basel 1973.
- Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York 2010.
- Anders, Christina Ada: Alltagswissen und Einstellungen zum Substandard am Beispiel des Obersächsischen in seiner meißnischen und osterländischen Ausprägung. In: Deutsche Sprache 35/2 (2007), S. 173–186.
- Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main 2005 (1983).

- Aubin, Hermann/Frings, Theodor/Müller, Josef: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte – Sprache – Volkskunde. Darmstadt 1966 (Bonn 1926).
- Auer, Peter: The role of interpersonal accomodation in a theory of language change. In: Ders./Frank Hinskens/Paul Kerswill (Hg.): Dialect Change. Convergence and Divergence in European Languages. Cambridge 2005, S. 335–357.
- Auer, Peter: Sprache, Grenze, Raum. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23/H. 2 (2004), S. 149–179.
- Austin, John: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart 1972 (Cambridge, Mass. 1962).
- Barth, Fredrik: Ethnic Groups and Boundaries. In: Ders. (Hg.): Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organisation of Culture Difference. Bergen 1969, S. 9–37.
- Baßler, Harald/Spiekermann, Helmut: Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen. Linguistik online 9,2/2001. http://www.-linguistik-online.de/9_01/BasslerSpiekermann.html, [14.6.2011].
- Bausinger, Hermann: Heimat und Welt. Globalisierter Alltag. In: Katrin Hanika/Bernd Wagner (Hg.): Kulturelle Globalisierung und regionale Identität. Beiträge zum kulturpolitischen Diskurs (= Texte zur Kulturpolitik, 17). Essen 2004, S. 21–31.
- Bausinger, Hermann: Unter der Sprachnorm. In: Kaspar Maase/Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 203–21.
- Bausinger, Hermann: Grenze a. D.. In: Grenzlandschaften. An der ehemaligen Grenze zwischen Baden und Württemberg im heutigen Enzkreis und der Stadt Pforzheim. Pforzheim 2002, S. 20–21.
- Bausinger, Hermann: Die bessere Hälfte: Von Badenern und Württembergern. Stuttgart/München 2002.
- Bausinger, Hermann: Aus der T/Raum? In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 43 (1998), S. 23–30.
- Bausinger, Hermann: Kulturen – Räume – Grenzen (Festvortrag). In: Hildegard Friß-Reimann/Fritz Schellack (Hg.): Kulturen, Räume, Grenzen. Interdisziplinäres Kolloqui-

- um zum 60. Geburtstag von Herbert Schwedt (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 19), Mainz 1996, S. 7–24.
- Bausinger, Hermann et al. (Hg.): Redeweisen – Aspekte gesprochener Sprache. Festschrift für Arno Ruoff (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 5). Tübingen 1990.
- Bausinger, Hermann: Über die Reichweite von Mundarten. In: Ders. et al. (Hg.): Redeweisen – Aspekte gesprochener Sprache. Festschrift für Arno Ruoff (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 5). Tübingen 1990, S. 175–190.
- Bausinger, Hermann: Räumliche Orientierung. Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension. In: Nils-Arvid Bringeus (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günther Wiegmann zum 60. Geburtstag, Bd.1 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 60). Münster 1988, S. 43–52.
- Bausinger, Hermann: Sprache in der Volkskunde. In: Herbert Brekle/Utz Maas (Hg.): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturanalytischen Sprachbetrachtung. Opladen 1986, S. 7–32.
- Bausinger, Hermann: Dialekt als Sprachbarriere? In: Ders. (Hg.): Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung, Tübingen 1973, S. 9–27.
- Bausinger, Hermann: Volkskunde: Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971.
- Bausinger, Hermann: Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache. In: Hugo Moser (Hg.): Satz und Wort im heutigen Deutsch: Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 1, 1965/66). Düsseldorf 1967, S. 292–312.
- Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961.
- Berend, Nina: Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin u.a. 2005, S. 143–170.

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1980.
- Bernstein, Basil: Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten. Aufsätze 1958–1970. Amsterdam 1970.
- Berroth, Daniela: Altersbedingter Mundartgebrauch. Wandel und Kontinuität in einem miteldeutschen Dialekt (= ZDL Beihefte, 116). Stuttgart 2001.
- Besch, Werner/Mattheier, Klaus: Ortssprachenforschung. Einleitende Überlegungen. In: Dies. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985, S. 9–23.
- Besch, Werner et al. (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. II: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Berlin 1983.
- Besenfelder, Sabine: „Staatsnotwendige Wissenschaft“. Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er-Jahren (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 94). Tübingen 2002.
- Blom, Jan-Peter/Gumperz, John J.: Social meaning in linguistic structure: Code-switching in Norway. In: John Gumperz/Dell Hymes (Hg.): Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. New York 1972, S. 407–434.
- Bohnenberger, Karl: Die schwäbisch-fränkische Sprachgrenze um Jagst und Kocher. Sonderabdruck aus den Württembergischen Jahrbüchern 1932/33. Stuttgart 1934.
- Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen/Farmington Hills 2007.
- Bourdieu, Pierre: Ökonomisches, kulturelles Kapital und soziales Kapital. In: Franzjörg Baumgart (Hg.): Theorien der Sozialisation: Erläuterungen – Texte – Arbeitsaufgaben. Bad Heilbrunn 1997, S. 217–231.
- Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und Klassen. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen übersetzt von Bernd Schwibs, Februar 1984 Universität Frankfurt. Frankfurt 1985.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt 1982.

- Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt 1993 (Paris 1980).
- Böhringer, Wilhelm/Murr, Heinz Martin: Das Ortsbuch von Sielmingen im Kreis Esslingen: mit 7 Urkunden, 1274–1974, 700 Jahre Sielmingen, Obersielmingen und Untersielmingen. Ludwigsburg 1974.
- Britain, David: Conceptualisations of geographic space in linguistics. In: Alfred Lameli/Roland Kehrein/Stefan Rabanus (Hg.): Language and Space: An International Handbook of Linguistic Variation, Vol. 2: Language Mapping. Berlin/New York 2010, S. 69–97.
- Bühler, Rudolf/Schupp, Volker: Wir sprechen (fast) alles außer badisch. Zur dialektgeographischen Situation in Baden. In: Badische Heimat 2012/92, S. 268–276.
- Bühler, Rudolf: Sprachgrenzen und -übergänge in Nord-Baden-Württemberg. Eine Untersuchung an der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze (Arbeitstitel). Dissertation Universität Tübingen 2015 (Tübingen, i.E.).
- Bürkle, Rebekka: Sprachalltag in der Arbeitswelt – Sprachpraktiken zwischen Flexibilität und Limitierung in Baden-Württemberg (Arbeitstitel). Dissertation Universität Tübingen 2015 (Tübingen, i.E.).
- Bürkle, Rebekka/Leonhardt, Nina Kim: Doing Culture with Dialects: Observations from Ethnographic Case Studies on Linguistic Identities. In: Monique Scheer/Thomas Thiemeyer/Reinhard Johler/Bernhard Tschofen (Hg.): Out of the Tower. Essays on Culture and Everyday Life (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 114). Tübingen 2013, S. 104–123.
- Chambers, Jack K./Trudgill, Peter: Dialectology. Cambridge 1980.
- Christen, Helen: „Die hiesige Mundart ist nicht ganz so gezogen wie diejenige von Schwyz“ Metakommunikate und das Sprachraumwissen von Laien. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 35–54.
- Christen, Helen: Chamäleons und Fossilien. Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie. In: Dieter Stellmacher (Hg.): Dialektolo-

- gie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen 19.–21. Oktober 1998 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 109). Stuttgart 2000, S. 33–47.
- Corder, Stephen Pit: *Introducing applied linguistics*. Harmondsworth 1973.
- Coseriu, Eugenio: *Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft*. Tübingen 1988.
- Defoe, Daniel: *A tour thro' the whole island of Great Britain, divided into circuits or journies*. Bd. 3/Brief 9: Eastern Yorkshire, Durham and Northumberland. Veröffentlicht zwischen 1724 und 1727, vgl. <http://www.visionofbritain.org.uk/travellers/Defoe/33>, [2.12.2012].
- Dewald, Markus: *Die Zahl der Narren ist unendlich: Fastnacht in Neuhausen; von der Dorffastnacht zur organisierten Narrenschau*. Tübingen 2001.
- Dietz, Angelika: *Die Frontlinie – eine psychologische Sprachgrenze zwischen Baden und Württemberg*. In: Eckart Frahm (Hg.): *Renaissance des Dialekts?* Tübingen 2003, S. 100–109.
- Downs, Roger/Stein, David: *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*. New York 1982.
- Downs, Roger/Stein, David: *Image and Environment. Cognitive Mapping and Spatial Behavior*. Chicago 1973.
- Eichinger, Ludwig M. et al.: *Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage*. Institut für Deutsche Sprache/Universität Mannheim, Mannheim 2009.
- Eichinger, Ludwig M.: *Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen*. In: Ders./Werner Kallmeyer (Hg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin u.a. 2005, S. 363–381.
- Elspaß, Stephan/Möller, Robert: *Vom Nutzen massenhaften Laienwissens für die Erforschung von Strukturen der Alltagssprache*. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): *Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49)*. Tübingen 2014, S. 121–135.

- Elspaß, Stephan: Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte „von unten“. In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Mannheim 2004, S. 61–99.
- Enderlin, Fritz: Die Mundart von Kesswil im Oberthurgau. Mit einem Beitrag zur Frage des Sprachlebens (= Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, 5). Frauenfeld, o. J. (um 1910).
- Eriksen, Thomas Hylland/Nielsen, Finn Sievert (Hg.): A History of Anthropology. London 2001.
- Fischer, Hermann: Geographie der schwäbischen Mundart. Tübingen 1895.
- Fischer, Hermann: Schwäbisches Wörterbuch (Bd.1 A.B.P.). Tübingen 1904.
- Förner, Eberhard/Keller-Drescher, Lioba: Bräuche sammeln. Zur Praxis der Überlieferungsherstellung. In: Tübinger Kataloge Nr. 90 (hg. von der Universitätsstadt Tübingen, Fachbereich Kultur, anlässlich der Ausstellung „feste formen. tübinger feiern von advent bis ostern“). Tübingen 2010, S. 85–93.
- Förner, Eberhard/Hartmann, Felicitas: Tieringen revisited – moderne Dialektforschung am Beispiel einer ethnographischen Mikrostudie. In: Lioba Keller-Drescher/Berhard Tschofen (Hg.): Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 35). Tübingen 2009, S. 98–112.
- Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. München 1974.
- Frahm, Eckart (Hg.): Renaissance des Dialekts? Tübingen 2003.
- Friebertshäuser, Hans/Dingeldein, Heinrich: Hessischer Dialektzensus – Statistischer Atlas zum Sprachgebrauch. Tübingen 1989.
- Frings, Theodor: Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache. Halle 1957 (1948).
- Fuchs, Leonie: Räume, zurechtgemacht und zurechtgelebt. Eine empirische Studie zur schulischen Raumkultur (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 38). Tübingen 2010.

- Funk, Edith: „In Lauterbach fängt der Neabl an“ – Welche Sprachunterschiede nehmen Dialektsprecher wahr? In: Dies. et al. (Hg.): Sprachgeschichten. Ein Lesebuch für Werner König zum 60. Geburtstag (= Schriften zum Bayerischen Sprachatlas, 7). Heidelberg 2003.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt 1983.
- Geiger, Klaus/Jeggle, Utz (Red.): Abschied vom Volksleben (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27). Tübingen 1970.
- Gellner, Ernest: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991.
- Giddens, Anthony: Strukturation und sozialer Wandel. In: Hans-Peter Müller/Michael Schmid (Hg.): Sozialer Wandel. Frankfurt am Main 1995, S. 151–191.
- Giddens, Anthony: Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt/New York 1984.
- Giddens, Anthony: The Constitution of Society. Berkely 1984.
- Glauninger, Manfred: Zur Metasozioseiose des ‚Wienerischen‘. Aspekte einer funktionalen Sprachvariationstheorie. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 166 (2012), S.110–118.
- Gloy, Klaus: Sprachnormen als „Institutionen im Reich der Gedanken“ und die Rolle des Individuums in Sprachnormierungsprozessen. In: Klaus Mattheier (Hg.): Norm und Variation. Frankfurt am Main u.a. 1997, S. 27–36.
- Goodenough, Ward: Cultural anthropology and linguistics. In: Paul L. Garvin (Hg.): Report of the Seventh Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Study (= Monograph Series on Language and Linguistics, 9). Washington D.C. 1957, S. 167–173.
- Gregory, Derek: Geographical Imaginations. Cambridge 1994.
- Gregory, Derek/Castree, Noel: Human Geography: An Introduction. Onlinepublikation 2008, S. 57, <http://geographicalimagination.com/downloads>, [13.4.2012].
- Greverus, Ina-Maria: Neues Zeitalter oder Verkehrte Welt. Anthropologie als Kritik. Darmstadt 1990.

- Grimm, Jacob: Vorreden zum deutschen Wörterbuch. In: Eduard Ippel (Hg.): Kleinere Schriften. Band VIII, Gütersloh 1890 (unveränderter photomechanischer Nachdruck), Reinheim 1961, S. 302–386.
- Grimm, Jacob: Deutsche Grammatik. Göttingen 1819–1837.
- Gottsched, Johann Christoph: Grundlegung einer deutschen Sprachkunst: nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst. Leipzig 1748, <http://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/17238/1/cache.off>, [6.5.2011].
- Göttisch-Elten, Silke: Mobilitäten – Alltagspraktiken, Deutungshorizonte und Forschungsperspektiven. In: Reinhard Johler et al. (Hg.): Mobilitäten – Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009. Münster/München/Berlin 2011, S. 15–29.
- Günzel, Stephan (Hg.): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2010.
- Gumperz, John J.: Sprache, lokale Kultur und soziale Identität. Theoretische Beiträge und Fallstudien. Düsseldorf 1975.
- Gumperz, John J.: Hindi-Punjabi code-switching in Delhi. In: Horace G. Lunt (Hg.): Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists, Boston 1964, S. 1115–11124.
- Haag, Karl: Die Grenzen des Schwäbischen in Württemberg. Stuttgart 1946.
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung, Bd. 1. Frankfurt 1995 (1981).
- Häcki Buhofer, Annelies: Spracherwerb und Lebensalter (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 83). Tübingen/Basel 2002.
- Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen (übersetzt von Lutz Geldsetzer). Berlin 1985 (1925).
- Hall, Stuart: The Spectacle of the „Other“, in: Ders. (Hg.): Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London 1997, S. 223–290.

- Hard, Gerhard: „Bewusstseinsräume“. Interpretationen zu geographischen Versuchen, regionales Bewusstsein zu erforschen. In: Ders. (Hg.): *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, Bd. 1 (= *Osnabrücker Studien zur Geographie*, 22). Osnabrück 2002, S. 303–328.
- Hard, Gerhard/Scherr, Rita: *Mental Maps, Ortsteilimage und Wohnstandortwahl in einem Dorf an der Pellenz* (= *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 50). Leipzig 1976.
- Hausendorf, Heiko: *Zuordnen, Zuschreiben und Bewerten: Die Konstruktion kollektiver Identität in Alltagsgesprächen*. In: Eva Reichmann (Hg.): *Narrative Konstruktion nationaler Identität*. St. Ingbert 2000, S. 343–361.
- Herder, Johann Gottfried: *Sprachphilosophie: Ausgewählte Schriften* (hrsg. von Erich Heintel). (= *Philosophische Bibliothek*, 574). Hamburg 2005.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich: *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung* (= *Grundlagen der Germanistik*, 49). Berlin 2011.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen: *Dialektalitätsareale und Dialektabbau*. In: Wolfgang Purschke (Hg.): *Dialektgeographie und Dialektologie: Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden* (= *Deutsche Dialektgeographie*, 90). Marburg 1989, S. 304–346.
- Hetzer, Hildegard/Morgenstern, Georg: *Kind und Jugendlicher auf dem Lande: Beiträge zur psychologischen und pädagogischen Tatsachenforschung*. Lindau 1952.
- Hofer, Lorenz: *Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire – Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen* (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur*, 72). Tübingen/Basel 1997.
- Huesmann, Anette: *Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen* (= *Reihe Germanistische Linguistik*, 199). Tübingen 1998.
- Humboldt, Wilhelm von: *Ueber den Nationalcharakter der Sprachen* [Bruchstück, wahrscheinlich 1822]. In: Ders.: *Werke in fünf Bänden* (hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel), Bd. 3: *Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt 2010, S. 64–81.

- Hymes, Dell: Models of the interaction of language and social life. In: John Gumperz/Dell Hymes (Hg.): Directions in sociolinguistics: The ethnography of communication. Blackwell 1972 (1967), S. 35–71.
- Hymes, Dell: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation (eingel. und hrsg. von Florian Coulmas). Frankfurt am Main 1979 (1974).
- Jakob, Karlheinz: Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Überganglandschaft (= Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland, 3/Teil 2, Kartenband). Marburg 1985.
- Jeggle, Utz: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 64). Tübingen 1984, S. 11–46.
- Kehrein, Roland: Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 152). Stuttgart 2012.
- Keller, Rudi: Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen/Basel 2003 (1994).
- Keller-Drescher, Lioba/Tschofen, Bernhard (Hg.): Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 35). Tübingen 2009.
- Kies, Otfried: Weingärtnersprache in Lauffen am Neckar. In: Muttersprache 109 (1999), S. 75–80.
- Klausmann, Hubert: Regionalismen in der schriftlichen Standardsprache. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt: Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 96–120.
- Klausmann, Hubert: Der Ellwanger Sprachraum – ein ostschwäbisches Randgebiet. In: Arno Ruoff/Peter Löffelad (Hg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache: Beiträge zur 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, 25.–29. September 1996 in Ellwangen/Jagst (= Idiomatologia, 18). Tübingen 1997, S. 65–83.

- Knoblauch, Hubert/Leunenberger, Christine/Schnettler, Bernd: Erving Goffmanns *Rede-Weisen*. In: Erving Goffmann (Hg.): *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*. Konstanz 2005, S. 9–28.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36/1985, S. 15–43.
- Köber, Esther: „I ben en türkischer Schwoab“ – Eine empirische Untersuchung zu den Bedeutungen und Funktionen des Schwäbischen im Integrationsprozess von Migrantinnen und Migranten türkischer Herkunft. In: Lioba Keller-Drescher/Berhard Tschofen (Hg.): *Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 35)*. Tübingen 2009, S. 185–195.
- Köhler, Kristina/Leonhardt, Nina Kim/Pasedag, Benedikt/Tkaczynska, Zuzanna: *Reziprozität medialen und alltäglichen Sprachgebrauchs (= Interdisziplinäre Forschungsarbeiten am Forum Scientiarum)*. Berlin 2015 (i.E.).
- König, Werner/Renn, Manfred: *Kleiner Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben (KSBS)*. Augsburg 2007.
- König, Werner: *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bände 1–2*. Ismaning 1989.
- König, Werner: *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, München 1994 (1978).
- König, Werner: *Der Landschaftsname Allgäu – Zur Abhängigkeit seines Bedeutungsumfangs von regionalen, sozialen und psychologischen Faktoren*. In: *Alemannisches Jahrbuch* 1973/75, Festschrift für Bruno Boesch zum 65. Geburtstag. Bühl 1976, S. 186–200.
- Köstlin, Konrad: *Heimat geht durch den Magen. Oder: Das Maultaschensyndrom – Soul-Food in der Moderne*. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 4/1991, S.147–164.
- Kuhn, Norbert: *Sozialwissenschaftliche Raumkonzeptionen. Der Beitrag der raumtheoretischen Ansätze in den Theorien von Simmel, Lefebvre und Giddens für eine sozialwissenschaftliche Theoretisierung des Raumes*. Saarbrücken 1994.

- Labov, William: Principles of Linguistic Change, Vol I: Internal Factors. Oxford 1994.
- Labov, William: The Linguistic Consequences of Being a Lame. In: Language in Society 2/1973, S. 81–115.
- Labov, William: Sociolinguistic Patterns. Philadelphia 1972.
- Labov, William: The study of nonstandard English. Washington DC 1969.
- Labov, William: Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor of Linguistic Change. In: William Bright (Hg.): Sociolinguistics. Paris 1966, S. 84–113.
- Labov, William: The social stratification of English in New York City. Arlington 1966.
- Lameli, Alfred: Jenseits der Zeichen. Zur Koinzidenz sprachlicher und außersprachlicher Raumphänomene. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 218–240.
- Lameli, Alfred: Distanz als raumstrukturelle Eigenschaft dialektaler Kontaktsituationen – Eine Analyse des Schwäbischen. In: Dominique Huck (Hg.): Alemannische Dialektologie: Dialekte im Kontakt. Beiträge zur 17. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Straßburg vom 26.-28.10.2011. Stuttgart 2014, S. 67–86 und S. 297–300.
- Lameli, Alfred et al.: Dialects, Cultural Identity and Economic Exchange. E-IZA DP No. 4743 (2010). Verfügbar unter: <http://ftp.iza.org/dp4743.pdf>, [20.8.2013].
- Lameli, Alfred/Purschke, Christoph/Kehrein, Roland: Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder. In: Linguistik online 35, 3/2008. http://www.linguistik-online.de/35_08/lameliEtAl.html, [2.1.2012].
- Lasswell, Harold D.: The Structure and Function of Communication in Society. In: Lyman Bryson (Hg.) The Communication of Ideas. A Series of Addresses. New York 1948, S. 32–51.
- Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Tübingen 2007.
- Lefebvre, Henri: La production de l'espace. Paris 1986 (1974).

- Leonhardt, Nina Kim: Regional – sozial – individual: Bedeutung und Wandel subjektiver Sprachräume in Nord-Baden-Württemberg. In: Dies./Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 55–70.
- Leunenberger, Petra: Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor (= Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur, 74). Tübingen/Basel 1999.
- Leunenberger, Petra: Ortsloyalität und Variationsverhalten. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation: Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag (= Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur, 80). Tübingen 2000, S. 159–172.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 2006 (1984).
- Löffler, Heinrich: Zu den Wurzeln der Perceptual Dialectology in der traditionellen Dialektologie. Eine Spurensuche. In: Christina Ada Anders/Markus Hundt/Alexander Lasch (Hg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York 2010, S. 31–49.
- Löffler, Heinrich: Dialekt und regionale Identität. Neue Aufgaben für die Dialektforschung. In: Peter Ernst/Franz Patocka (Hg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien 1998, S. 71–87.
- Löffler, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik (= Grundlagen der Germanistik, 28). Berlin 1994.
- Löffler, Heinrich: Mundart als Sprachbarriere. In: Wirkendes Wort 22/1972, S. 23–29.
- Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001.
- Maas, Utz: Volkskundliches (Kultur) in der Sprachwissenschaft. In: Herbert Brekle/Utz Maas (Hg.): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturanalytischen Sprachbetrachtung. Opladen 1986, S. 33–69.

- Macha, Jürgen: Entwicklungen und Perspektiven in der Dialektologie des Deutschen: Einige Schlaglichter. In: *Linguistik online* 24, 3/2005. http://www.linguistik-online.de/24_05/macha.html, [18.4.2012].
- Macha, Jürgen: *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister*. Köln 1991.
- Marcus, George E.: *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology* 24, Palo Alto 1995, S. 95–117.
- Mattheier, Klaus J.: Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Ders./Edgar Radtke (Hg.): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt am Main 1997, S. 1–9.
- Mattheier, Klaus J.: *Dialektologie und Kulturraumforschung. Bemerkungen zu den kulturellen Traditionen moderner Dialektsoziologie*. In: Herbert Brekle/Utz Maas (Hg.): *Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturalistischen Sprachbetrachtung*. Opladen 1986, S. 103–107.
- Mattheier, Klaus J.: Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften. In: Werner Besch/Klaus Mattheier (Hg.): *Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium*. Berlin 1985, S. 139–157.
- Mattheier, Klaus J.: Sprachbewertungen im Kommunikationsprofil der Ortsgemeinschaft Erp. In: Werner Besch et al. (Hg.): *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. II: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil*. Berlin 1983, S. 265–280.
- Mattheier, Klaus J.: *Dialekt und Dialektologie. Fünf Bemerkungen zur Dialekttheorie*. In: Ders. (Hg.): *Aspekte der Dialekttheorie (= Reihe Germanistische Linguistik, 46)*. Tübingen 1983, S. 135–154.
- Merton, Robert K.: *Social Theory and Social Structure*. New York 1968.
- Mitscherlich, Alexander: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt am Main 1965.
- Moser, Hugo: *Deutsche Sprachgeschichte*. Tübingen 1969.

- Moser, Hugo: Sprache – Freiheit oder Lenkung? Zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege. Rede anlässlich der feierlichen Verleihung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 19.4.1964 (= Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils, 25). Mannheim 1967.
- Moser, Hugo: Sprachgrenzen und ihre Ursachen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 22, Wiesbaden 1954, S. 87–111.
- Moser, Hugo: Schwäbischer Volkshumor. Die Necknamen der Städte und Dörfer in Württemberg und Hohenzollern, im bayerischen Schwaben und in Teilen Badens sowie bei Schwaben in der Fremde mit einer Auswahl von Ortsneckreimen. Stuttgart 1950.
- Niedzielski, Nancy A./Preston, Dennis R.: Folk Linguistics (= Trends in Linguistics: Studies and Monographs, 122). Berlin 2000, Berlin 2000.
- Oevermann, Ulrich: Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg. Frankfurt am Main 1972.
- Pink, Sarah/Howes, David: Debate – The Future of sensory anthropology/the anthropology of the senses. In: Social Anthropology 18 (2010) 3, S. 331–340.
- Platon: Kratylos. In: Wolf, Ursula (Hg.): Sämtliche Werke/Platon, Bd. 3. Reinbek 2003, S. 11–89.
- Polenz, Peter von: Sprachwandel und Sprachgeschichte, verfügbar unter <http://home.ph-freiburg.de/jaegerfr/Linguistik/.../Peter%20von%20Polenz.doc>, [17.10.2012].
- Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I: Einführung; Grundbegriffe; Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Berlin/New York 1991.
- Purschke, Christoph: Regionalsprachliches Wissen und Perzeption. Zur Konzeptualisierung des Hessischen. In: Matthias Katerbow/Alexander Werth (Hg.): Moderne Regionalsprachen als multidimensionales Forschungsfeld (= Germanistische Linguistik, 210). Hildesheim 2010, S. 93–127.

- Putschke, Wolfgang: Sprachgeographie: Irrtum oder Forschungsinstrument? In: Klaus J. Mattheier (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie (= Reihe Germanistische Linguistik, 46). Tübingen 1983, S. 83–103.
- Preston, Dennis R.: Perceptual Dialectology in the 21st Century. In: Christina Ada Anders/Markus Hundt/Alexander Lasch (Hg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York 2010, S. 1–29.
- Rabanus, Christian: The notion of space. In: Alfred Lameli/Roland Kehrein/Stefan Rabanus (Hg.): Language and Space: An International Handbook of Linguistic Variation, Vol. 2: Language Mapping. Berlin/New York 2010, S. 1–21.
- Riehl, Claudia Maria: Sprachkontaktforschung: Eine Einführung. Tübingen 2009.
- Rolshoven, Johanna: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/II (2003), S. 189–213.
- Ruoff, Arno: Sprachvarietäten in Süddeutschland. In: Gerhard Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York 1997, S. 142–154.
- Ruoff, Arno: Der Schwabe und sein Schwäbisch. In: Angelika Brieschke et al. (Red.): Schwabenbilder. Zur Konstruktion eines Regionalcharakters. Begleitband zur Ausstellung „Schwabenbilder“ im Haspelturm des Tübinger Schlosses, 18. April bis 1. Juni 1997. Tübingen 1997, S. 39–41.
- Ruoff, Arno (Hg.): Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Statik und Dynamik eines Übergangsgebiets untersucht und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen (= *Idiomata*, 7/Teil 1, Textband). Tübingen 1992.
- Ruoff, Arno: Häufigkeitwörterbuch gesprochener Sprache: gesondert nach Wortarten, alphabetisch, rückläufig alphabetisch und nach Häufigkeit geordnet (= *Idiomata*, 8). Tübingen 1981.
- Said, Edward W.: Orientalism. London 2003 (1979).

- Sauer, Christoph: NS-Sprachpolitik in der Besatzungssituation. In: Franz Januschek: Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis. Opladen 1985, S. 271–306
- Saussure, Ferdinand de: Cours de linguistique générale (éd.: Charles Bally & Albert Séchehaye). Lausanne/Paris 1916. [dt.: Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 1931, 3. Aufl. 2001].
- Scherfer, Peter: Untersuchungen zum Sprachbewusstsein der Patois-Sprecher in der Franche-Comté. Tübingen 1983.
- Schilling, Heinz: Region und Identität. In: Ina-Maria Greverus et al. (Hg.): Kulturtexte: 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Frankfurt am Main 1994, S. 61–85.
- Schlieben-Lange, Brigitte: Soziolinguistik. Eine Einführung. Stuttgart 1991 (1973).
- Schlottmann, Antje: Wie aus Worten Orte werden – Gehalt und Grenzen sprechakttheoretischer Sozialgeographie. In: Geographische Zeitschrift 95/Heft 1+2 (2007), S. 5–23.
- Schmale, Wolfgang: Der Januskopf der Alphabetisierung: Kursachsen in der Neuzeit. In: Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs (Hg.): Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der Frühen Neuzeit. Tübingen 1999, S. 349–366.
- Schmitz, Ulrich: Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen (= Grundlagen der Germanistik, 41). Berlin 2004.
- Schatzki, Theodor R.: The Site of the Social: a philosophical account of the constitution of social life and change. Pennsylvania State University Press, University Park 2002.
- Schrambke, Renate: Die Flurnamen und die Sprachentwicklung in Gundelfingen. In: Gemeinde Gundelfingen (Hg.): Gundelfingen und Wildtal. Die Geschichte zweier Orte im Breisgau. Gundelfingen 2008, S. 449–500.
- Schramm, Percy Ernst von: „Adolf Hitler – Anatomie eines Diktators“. In: Der Spiegel, 5/1964, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46162899.html> [19.3.2012].
- Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes. Frankfurt am Main 2006.

- Schütz, Alfred: Das Problem der Relevanz (hrsg. und erläutert von Richard M. Zaner). Frankfurt am Main 1971.
- Sieburg, Heinz: Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Empirische Untersuchung verschiedengeschlechtlicher Geschwister in der Ortschaft Fritzdorf (Rhein-Sieg-Kreis) (= Rheinisches Archiv, 129). Köln 1992.
- Siebenhaar, Beat: Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundart (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 108). Stuttgart 2000.
- Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig 1958 (1908).
- Simmel, Georg: Soziologie des Raums. In: Otthein Rammstedt (Hg.): Gesamtausgabe, Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Frankfurt am Main 1995 (1903), S. 132–184.
- Spiekermann, Helmut: Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards (Linguistische Arbeiten, 526). Tübingen 2008.
- Steiner, Christiane: Sprachvariation in Mainz: Quantitative und qualitative Analysen (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 19). Stuttgart 1994.
- Stellmacher, Dieter (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen 19.–21. Oktober 1998 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 109). Stuttgart 2000.
- Stock, Eberhard: Die Standardaussprache des Deutschen. In: Gerhard Helbig/Lutz Götz/Gert Henrici/Hans-Jürgen Krumm (Hg.): Deutsch als Fremdsprache (= HSK, 19.1). Berlin/New York 2001, S. 162–174.
- Streck, Tobias: Dynamik des Dialekts im Südosten Baden-Württembergs. In: Rudolf Bühler/Rebekka Bürkle/Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49). Tübingen 2014, S. 287–302.

- Treinen, Heiner: Symbolische Ortsbezogenheit: Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem (Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität 1962, Sonderdruck des Westdeutschen Verlags). Köln 1965.
- Treinen, Heiner: Symbolische Ortsbezogenheit. In: Peter Atterslander/Bernd Hamm (Hg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Gütersloh 1974, S. 234–259.
- Trudgill, Peter: The social differentiation of English in Norwich. Cambridge 1974.
- Tschofen, Bernhard: Grenzraum Bodenseeregion. Ethnographische Inspektion in divergierenden Feldern. In: Ders. (Hg.): GrenzRaumSee: Eine ethnographische Reise durch die Bodenseeregion. Tübingen 2008, S. 9–28.
- Turner, Lynn H./West, Richard: Introducing Communication Theory: Analysis and Application. New York 2010.
- Warneken, Bernd-Jürgen: Populare Autobiographik: empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 61). Tübingen 1985.
- Whorf, Benjamin Lee: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Reinbeck 1963 (Cambridge, Massachusetts 1956).
- Weichhart, Peter: Entwicklungslinien in der Sozialgeographie – Von Hans Bobek bis Benno Werlen. Stuttgart 2008.
- Weichhart, Peter: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen – Benno Werlens Neukonzeption der Humangeographie. In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 139/1997, S. 25–45.
- Weichhart, Peter: Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation (= Erdkundliches Wissen, 102). Stuttgart 1990.
- Weiss, Richard: Kulturgrenzen und ihre Bestimmung durch volkskundliche Karten. In: Studium Generale. Zeitschrift für interdisziplinäre Studien 5/1952, S. 363–373.
- Wiegelmann, Günther/Simon, Michael: Die Untersuchung regionaler Unterschiede. In: Silke Göttisch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007 (2001), S. 101–123.

- Wiesinger, Peter: Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: Gerhard Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. New York 1997, S. 9–45.
- Wiesinger, Peter: Überlegungen zu einer Typologie des Dialekts. In: Klaus J. Mattheier (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie (= Reihe Germanistische Linguistik, 46). Tübingen 1983, S. 69–81.
- Werlen, Benno: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum (= Erdkundliches Wissen, 116). Stuttgart 1995.
- Werlen, Benno: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung (= Erdkundliches Wissen, 119). Stuttgart 1997.
- Werlen, Benno: Sozialgeographie – Eine Einführung. Stuttgart 2000.
- Werlen, Erika: Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 46). Freiburg im Breisgau 1984.
- Werlen, Iwar: Sprachliche Relativität. Eine problemorientierte Einführung (= UTB, 2319). Tübingen/Basel 2002.
- Werner, Michael: Varietäten des Deutschen – Regional- und Umgangssprachen. Bericht von der 32. Jahrestagung des IDS Mannheim. In: Sprachreport 2/96, S. 13–14.
- Ziegler, Evelyn: Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen: Eine Familienfallstudie (= Variolingua, 2). Frankfurt am Main 1996.
- Zamani, Sigrid: Die soziolinguistischen Arbeiten Basil Bernsteins, ihre empirische Basis und ihre bildungspolitischen Auswirkungen. Mainz 1976.